

Smolle, Napoleon I.

Illustrierte
Geschichtsbibliothek.

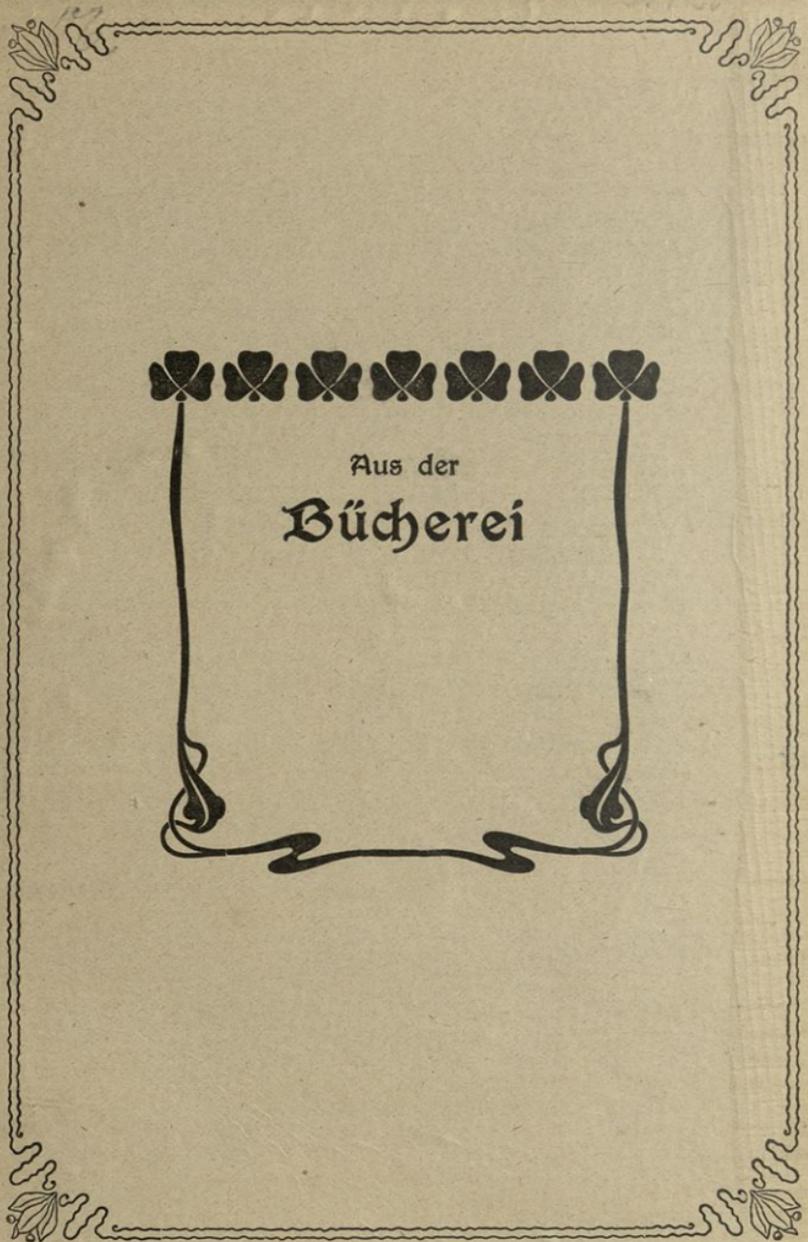
Napoleon I.

Von

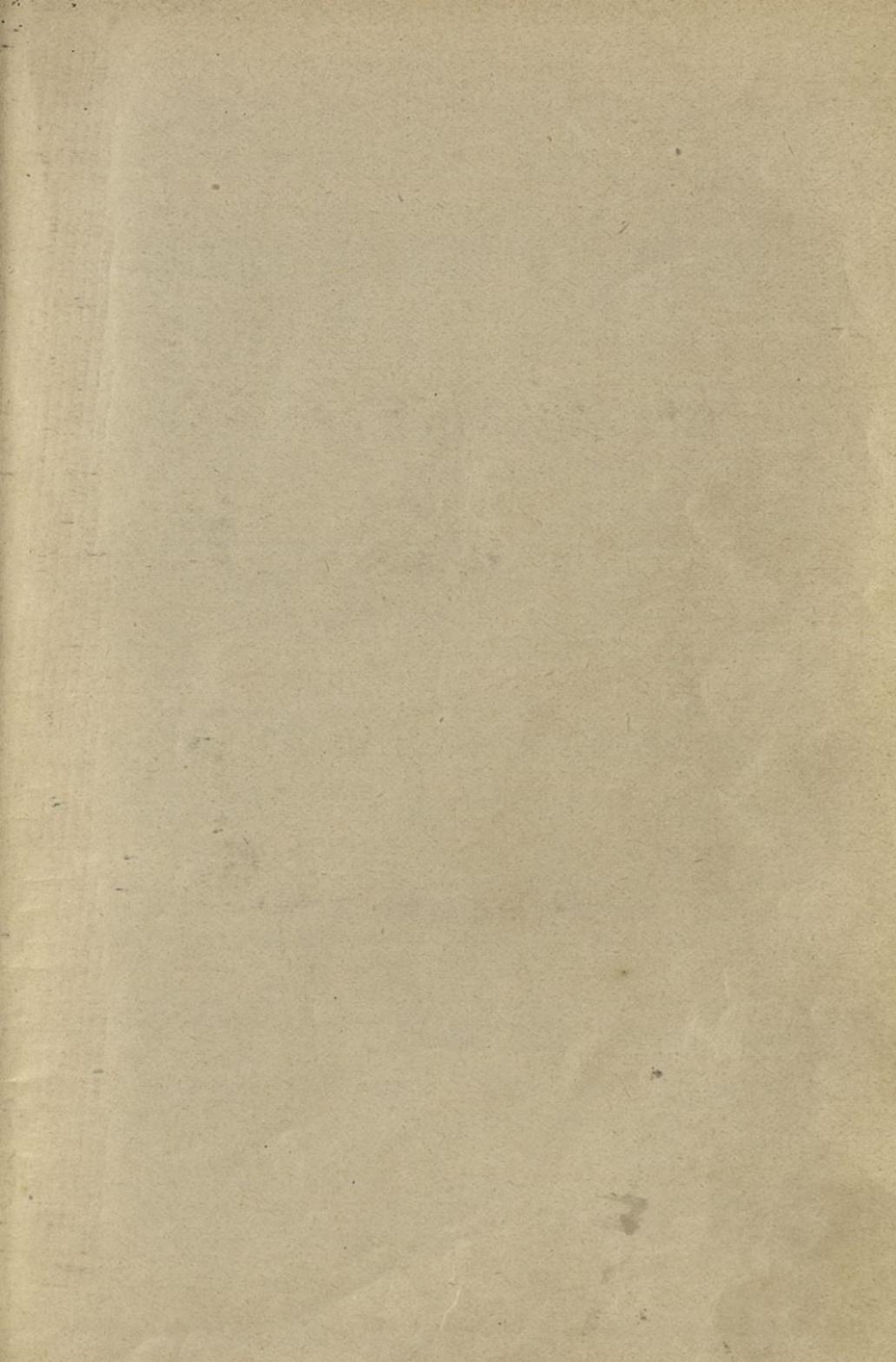
Dr. Leo Smolle



Verlagsbuchhandlung „Styria“, Graz.



Aus der
Bücherei



Illustrierte Geschichtsbibliothek für jung und alt.

Diese neue Sammlung dürfte eine wirkliche Lücke in unserer Literatur ausfüllen und vor allem von der Jugend freudigst aufgenommen werden. Hat diese doch viel Interesse für geschichtliche Begebenheiten, das sie mit Vorliebe auf einzelne geschichtliche Persönlichkeiten vereinigt. In der That bietet auch das Leben der meisten hervorragenden Männer viel des Anziehenden und Belehrenden, so daß es kaum eine fesselndere Lektüre geben kann, als die Geschichte ihres Lebens, die fast immer zugleich die Geschichte ihrer Zeit darstellt.

Die **Illustrierte Geschichtsbibliothek** ist nach einheitlichen Grundsätzen durchaus volkstümlich und leichtverständlich, aber unter steter Berücksichtigung der neuesten geschichtlichen Forschungen bearbeitet, so daß sie nicht nur anziehende und unterhaltende, sondern auch im hohen Grade belehrende und bildende Lektüre zu bieten vermag. Eine Reihe hervorragender Namen, die nur für Gutes bürgen, haben bereits ihre Mitarbeiterschaft zugesagt. Reiches Illustrationsmaterial soll dem geschriebenen Worte zu Hilfe kommen und dem Auge das Bild der Ereignisse der verschiedenen Zeiten, ihres Kulturzustandes u. s. w. vorführen.

Jeder Band wird ein für sich vollständig abgeschlossenes Ganzes bilden und sollen Wiederholungen in den einzelnen Biographien vermieden werden.

Volksbibliotheken, Schul-, Pfarr- und Jugendbibliotheken zc. werden nicht umhin können, diese Sammlung anzuschaffen, welche gediegene, lehrreiche Darstellung, verbunden mit völlig einwandfreiem Inhalte, im vorhinein verbürgt und eine für die Jugend wie das Volk gleich ansprechende Lektüre zu denkbar billigstem Preise bietet.

Bereits sind erschienen:

Prinz Eugen von Savoyen, der Begründer der Großmachtstellung Osterreich-Ungarns. Ein Lebens- und Zeitbild von Dr. Leo Smolle. Mit 23 Illustrationen. Brosch. K 1.— = Mk. —90; geb. K 1.60 = Mk. 1.40.

Karl der Große. Ein Lebensbild von Dr. Peter Macherl. Mit 18 Illustrationen. Brosch. K —80 = Mk. —70; geb. K 1.40 = Mk. 1.20.

Napoleon I. Von Dr. Leo Smolle. Mit 43 Illustrationen.

Unter der Presse oder in Vorbereitung befinden sich:

(Sämtliche Bändchen sind möglichst reich illustriert.)

Peter der Große und seine Zeit. Von H. Brentano.

Erzherzog Karl. Von Professor Dr. Karl Fuchs.

Feldmarschall Radetzky. Ein Lebensbild. Nach den Quellen bearbeitet von Joh. Krainz (Hans von der Sann).

Andreas Hofer. Von Heinrich von Wörndle.

Maximilian I., der letzte Ritter. Von Seminarlehrer J. Riessen.

Alexander der Große und seine Zeit. Von Professor Dr. S. Haslhofer.

Alfred der Große. Von P. Athan. Zimmermann, S. J.

Ferner sind als nächste Bändchen in Aussicht genommen:

Die Völkerverwanderung. — Geschichte der Kreuzzüge. — Das Zeitalter der Entdeckungen (Columbus, Ferdinand Cortez, Vasco de Gama). — Kaiser Rudolf von Habsburg. — Der Dreißigjährige Krieg. — Kaiserin Maria Theresia.

Die Sammlung wird fortgesetzt.

Reihenfolge und Erscheinung sind zwanglos.

Illustrierte Geschichtsbibliothek.



1834





Napoleon I. als Kaiser im Krönungsornat.

Illustrierte
Geschichtsbibliothek
für jung und alt

Napoleon I.

Von

Dr. Leo Smolle

Mit 43 Abbildungen und einer Stammtafel
der Familie Bonaparte



© Graz 1907 6

Verlagsbuchhandlung „Styria“

65.0 708522

4/100



202010929

Alle Rechte, besonders das der Übersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten.

13831



D 19.187/1366



Vorwort.

Niemand wird wohl in Abrede stellen, daß eine Biographie Napoleons I. in jenen engen Grenzen, wie sie durch die Tendenz der vorliegenden Sammlung geboten ist, abzufassen, keineswegs zu den leichtesten Aufgaben gehört, und zwar ebenso wohl wegen der verwirrenden Fülle des Stoffes, als der oft diametral entgegengesetzten Anschauungen, die über den Charakter und die Politik dieses großen Mannes in der Geschichtschreibung herrschen.

Zwar die einseitige Verhimmelung der größten wie der unbedeutendsten Züge in dem Lebensbilde des korsischen Helden ist wohl mit Recht ein überwundener Standpunkt der modernen Geschichtsauffassung, aber ebenso ungerecht ist der alles verneinende und verkleinernde Maßstab, den manche Historiker Napoleon gegenüber anzuwenden für gut finden.

Indem ich mir Mühe gab, zwischen diesen so divergierenden Anschauungen die rechte Mitte zu halten, kam es mir vor allem darauf an, den menschlichen Seiten in Napoleon gerecht zu werden und seine Politik als Ergebnis der Zeitumstände und des persönlichen Charakters erscheinen zu lassen.

Daß bei diesem Ziele, das mir vorschwebte, die Darstellung lebhaft und warme Akzente nicht entbehren konnte, ist wohl selbstverständlich und es dürfte dem Büchlein kaum zum Schaden gereichen, wenn es nicht bloß durch die unparteiische Ehrlichkeit der Auffassung, sondern vor allem durch die anziehende und fesselnde Form auf die Leser, als welche sich der Verfasser natürlich auch die begeisterungsfähige Jugend denkt, zu wirken bemüht ist.

Eben dieser Absicht soll auch der ganz besonders reiche illustrative Schmuck dienen, mit dem die Verlagsbuchhandlung das Werk ausstattete, denn es ist nicht zu leugnen, daß die Anschauung das beste Mittel ist, dem Gedächtnisse und der Phantasie des Geschichtsreundes zu Hilfe zu kommen.

So hoffe ich denn, daß sich die vorliegende Biographie Napoleons I. nicht ganz unwürdig an die bereits vorhandenen vielen und zum Teil trefflichen populären Lebensbeschreibungen des französischen Kaisers anreihe und nach Kräften beitrage, die Begeisterung für heroische Persönlichkeiten und denkwürdige Taten zu fördern und wachzuhalten, denn, was unserer Zeit vor allem nottut, ist die Zucht des Charakters und die Stählung des Willens.

Beides jedoch ist ohne die Fähigkeit, sich für Großes zu begeistern und ihm nachzustreben, undenkbar.

Diese Begeisterung aber wird durch das Studium der Geschichte geweckt und genährt und das ist nach Goethes so wahrem Ausspruche das Beste, was wir an ihr haben.

Welches Zeitalter der Weltgeschichte aber könnte diese hohe Aufgabe in großartigerer Weise erfüllen, als die Epoche, die den Werdegang des großen Napoleon umspannt?

Wien, im Juni 1906.

Dr. Leo Smolle.

Inhalt.

	Seite
Vorwort	IX
I. Heimat und Kindheit	1
II. Militärschule und Garnison	9
III. Erste Lorbeeren	25
IV. Der italienische Feldzug	38
V. Aegypten	49
VI. Der Weg zur Alleinherrschaft	60
VII. Napoleons Kaiserkrönung	76
VIII. Die ersten Jahre des neuen Kaiserreichs	87
IX. Napoleon auf dem Höhepunkte seiner Macht	105
X. Das Jahr Neun	116
XI. Der russische Feldzug	133
XII. Deutschlands und Europas Freiheitskampf	140
XIII. Die Katastrophe. — Elba	155
XIV. Die Hundert Tage und Waterloo	167
XV. St. Helena. — Das Ende	178
Rückblick	192
Anhang. — Stammtafel der Familie Bonaparte	196





I.

Heimat und Kindheit.

Im Schatten einer mächtigen Ulme liegt an einem kleinen viereckigen Platze von Ajaccio ein Haus, das in seiner gelbgrauen Fünche einen wenig freundlichen Eindruck macht. An der Ecke steht mit fast schon verwischten Lettern „Place Laetitia“ geschrieben.

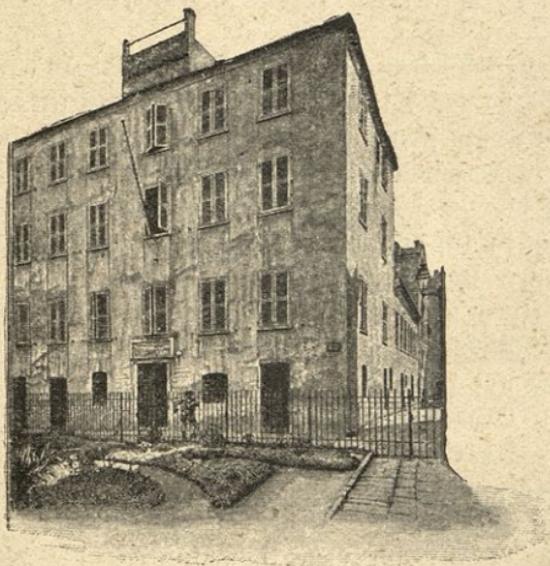
Es ist die „Casa Bonaparte“. Der kleine Platz ist meist menschenleer; es ist, als ob die Größe der Erinnerung, die ihn beschattet, alles kleinliche Leben von hier fortscheuchen und die Schwingen eines ungeheuren Schicksals die ganze Umgebung in ihr ernstes Duster einhüllen würden. — Denn hier in diesem Hause wurde am 15. August 1769 ein Mann geboren, der seine Spuren dem Erdball eindrückte und dessen sich die Vorsehung bediente, um Ungeheures auszuführen.

Wir sagen die Vorsehung, denn sie wollte durch ihn eine Welt, die in Sünden und Verbrechen ergraut war, zertrümmern, um Platz zu schaffen für neue Schöpfungen, die den Charakter der Dauer in sich trügen. Denn nicht ein Baumeister war der Mann in erster Linie, der in der „Casa Bonaparte“ an dem genannten Tage das Licht der Welt erblickte. Er war vor allem ein Zerstörer, aber ein Zerstörer von genialer Wildheit und ungezügelter Kraft. Er war und blieb zeitlebens ein Sohn seiner Heimat mit all den Vorzügen und Fehlern, die den Bewohnern dieses kleinen Eilandes anhaften, in dessen feuriger Sonne die Drangen und Oliven reifen und in dessen tiefblauen, klaren Himmel trozige, mit dunklen Wäldern umgürtete und wildgezackte Berge emporragen.

Glühende Vaterlandsliebe und todesverachtende Tapferkeit gefellen sich in dem Charakter des Korsen zu ungebändigter Leiden-

schaftlichkeit und einem Feindeshasse, der die Blutrache noch heute auf der Insel furchtbar wüthen läßt. Dabei ist kaltberechnende Schlaueit ein ebenso hervorstechender Zug im Charakter dieses Inselvolkes, wie eine eiserne Energie des Willens, die selbst vor dem Ausersten nicht zurückbebt.

Und eben diese Eigenschaften sind, oft bis ins Maßlose verzerrt und vergrößert, die Hauptlinien in dem Charakter jenes Mannes, dessen Leben und weltgeschichtliche Bedeutung die folgenden Blätter erzählen wollen. Er hat eine Welt in den



Das Haus der Familie Buonaparte in Ajaccio auf Korsika,
in dem Napoleon geboren wurde.

Staub getreten, weil diese Welt nicht mehr wert war zu bestehen. Und als diese Aufgabe, die der unerforschliche Ratschluß Gottes auf seine Schultern gelegt hatte, erfüllt war, nahm ein anderes Eiland ihn auf, um ihm ein einsames Grab inmitten des Weltmeeres zu gewähren. Von Korsika bis zu St. Helena — welche eine Laufbahn, die in ihrer seltenen Größe ans Wunderbare huanreicht!

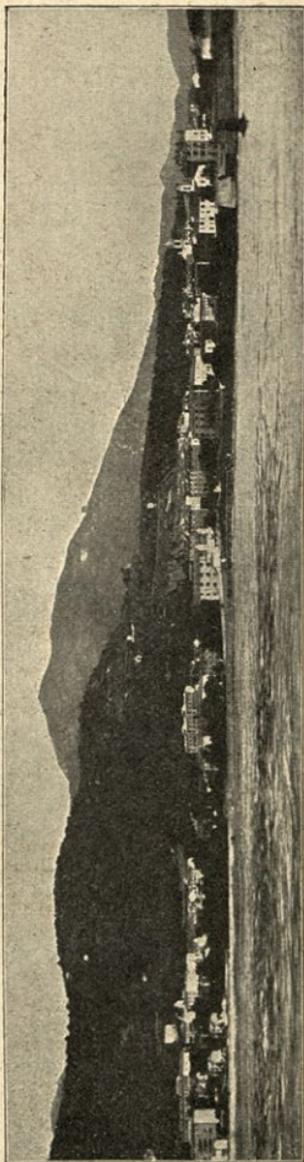
Versuchen wir es, die einzelnen Stationen dieser Laufbahn in ihren denkwürdigsten Erscheinungen im folgenden festzuhalten.

Als Napoleon auf Korsika geboren wurde, lag die Insel noch in den letzten Zuckungen des Freiheitskampfes, den sie gegen ihre eigennützige Herrin, die genuesische Republik, führte. Eben hatte Genua die Insel an Frankreich verkauft, zunächst freilich nur pfandweise, aber auch Frankreichs Herrschaft wollten die stolzen Korsen sich nicht gefallen lassen. Der Freiheitskrieg dauerte fort und setzte die ganze Insel in Aufregung.

„Ich ward geboren, als mein Vaterland starb“, so sagte Napoleon selbst mit jener unnachahmlichen, man möchte sagen gigantischen Kraft und Kürze, die seine Aussprüche und Reden meist charakterisierten.

Er schrieb diese Worte an Pasquale Paoli, den Helden des korsischen Freiheitskampfes, und er schrieb sie am 12. Juni 1798 in dem Augenblicke nieder, als auch das alte Frankreich mit dem Tode rang und der Himmel sich blutig rötete, nicht bloß den neuen Morgen, sondern auch die furchtbaren Stürme, unter denen er geboren ward, verkündend. Denn zwei Tage vor diesem Datum hatte Abbé Sieyès die Abgeordneten des dritten Standes aufgefordert, sich als Vertreter der Nation zu konstituieren.

Zu den Männern, die am frühesten ihren Frieden mit Frankreich machten, gehörte auch der Advokat Carlo Buonaparte (so und nicht Bonaparte schrieb sich Napoleon noch lange Zeit hindurch). Der Ursprung des Geschlechtes der Buonaparte läßt sich nicht



Blick auf Ajaccio auf Korsika. (Nach Photographie.)

ganz aufhellen. Sicher ist nur, daß sie einem alten Adelsgeschlechte entstammten, das etwa im vierzehnten Jahrhunderte von Florenz nach Korsika ausgewandert war, wahrscheinlich in Folge von bürgerlichen Unruhen. Später fand es der begeisterte Anhänger der Jakobiner und intime Freund des jüngeren Robespierre nicht für gerathen, seinen Adel hervorzuföhren; als er sich aber die Kaiserkrone aufs Haupt gedrückt hatte, fanden sich genug feile Federn, die den Stammbaum der Bonaparte bis ins graue Altertum, bis auf die sagenhaften nordischen Könige zurückführen wollten.

Schon der Name Napoleone, oder wie die alten korsischen Kirchenbücher schrieben: Napolione, hatte einen seltsamen, fremdartigen Klang. Napoleon war der zweite Sohn unter dreizehn Kindern, die Lätitia, aus der Familie der Ramolino, ihrem Gemahl schenkte. Carlo Buonaparte war ein Mann von ziemlich ausgedehnten Kenntnissen, aber ohne hervorragende geistige Begabung, liebenswürdig, gastfreundlich, gesellig, als Advokat nicht sehr beschäftigt; ein Streit um ein Familiengrundstück, das seine frommen Anverwandten den Jesuiten geschenkt hatten und das er wieder zurückgewinnen wollte, war wohl sein langwierigster, nicht eben einträglicher Prozeß.

Die Buonaparte waren nicht reich, wenn sie auch zu den angesehensten Familien auf der Insel gehörten. Ein Haus in der Stadt, einige Wirtschaftshöfe, ein paar Weinberge und Weiden oben im Gebirge, das war so ziemlich der ganze Reichtum der Familie.

Dazu kamen die zahlreichen Kinder, die einander so rasch folgten. Begreiflich daher, daß der Advokat Carlo Buonaparte, der sich bald nach der Geburt Napoleons in Pisa den Doctorhut geholt hatte, sobald als möglich seinen Frieden mit dem neuen französischen Regime auf Korsika machte.

Seine Frau Lätitia, eine gebürtige Ramolino, überragte ihren Gemahl, ohne gerade nach unseren landläufigen Anschauungen gebildet zu sein, entschieden an Schärfe des Geistes und Energie des Charakters. Wie bei so vielen großen Männern der Weltgeschichte, gingen auch bei Napoleon seine besten Eigenschaften von der Mutter auf ihn über. Madame-Mère, wie Lätitia genannt wurde, als sich ihr Sohn einen Thron erobert

hatte, blieb daher für Napoleon stets ein Gegenstand kindlichen Stolzes und zärtlichster Fürsorge, soweit Zärtlichkeit überhaupt in der Brust dieses großen Egoisten und dieses Menschen von Stahl und Eisen Raum hatte. Zu dem Vater gewann Napoleon, soweit wir aus seiner Kindheit unterrichtet sind, kein innigeres Verhältnis.



Der Advokat Carlo Buonaparte, der Vater Napoleons.

Carlo Buonaparte war viel auf Reisen und weilte häufig in Frankreich, wohin ihn seine Stellung als Abgeordneter des korsischen Adels führte. Auf einer dieser Reisen starb er plötzlich am 24. Februar 1785 zu Montpellier an einem alten Magenübel, das sich auf den Sohn Napoleon vererbt zu haben scheint, denn auch er erlag dem gleichen Leiden in St. Helena.

Bei dem Tode des Vaters, der nur ein Alter von achtund-

dreißig Jahren erreicht hatte, waren von den dreizehn Kindern noch acht am Leben, fünf Söhne und drei Töchter: Josef, Napoleon, Lucian, Ludwig, Hieronymus, Elisa, die eigentlich Marianne hieß, Pauline und Karoline; davon war das jüngste Kind, Jérôme, erst drei Monate alt. Schon zu Lebzeiten des Mannes, der gern in Gesellschaft lebte und dessen leichtmütiges Temperament für ernste Dinge wenig empfänglich war, lastete fast die ganze Führung des Hauswesens und die Erziehung der Kinder auf den Schultern der klugen und scharfblickenden Frau, die nicht bloß in ihrem Charakter, sondern auch in ihren scharf und edel geschnittenen Zügen etwas von einer antiken Römerin an sich hatte.

Es war, als hätte sie die künftige Größe ihres Zweitgeborenen geahnt, so sehr war sie gerade bei diesem bemüht, alles Unehle und Kleinliche aus seiner Umgebung fernzuhalten und seinen erwachenden Geist mit Bildern sittlicher und geistiger Größe zu erfüllen. Schon früh bereitete ihr die unbändige Wildheit seines Wesens nicht geringe Sorge. Nah am Ende seines Lebens erzählte Napoleon selbst: „Ich war eigenwillig und starrsinnig, nichts imponierte mir, nichts brachte mich aus der Fassung, ich hatte vor niemand Furcht. Den einen schlug ich, den andern kratzte ich, alle fürchteten mich. Mein Bruder Josef war es, mit dem ich zumeist zu tun hatte; er ward gescholten, geschlagen, gebissen. Oft beklagte ich, daß er sich nicht rasch genug erholte.“ Nur die Mutter vermochte den wilden Knaben zu bändigen. Dem gutmütigen und nachlässigen Vater entglitten die Zügel der Erziehung gegenüber einer so stürmisch hervorbrechenden Wildheit der Naturanlage.

Den ersten Lese-Unterricht erhielt Napoleon von seinem Onkel, einem Halbbruder der Mutter, dem späteren Cardinal Fesch, dann kam er in eine Mädchenschule, wo sich der trotzig-keusche Knabe nicht wenig unbehaglich fühlte. Begeistert aber lauschte er den Erzählungen von den Heldentaten eines Pasquale Paoli, der den Freiheitskampf gegen Genuas Zwingherrschaft begonnen und geleitet hatte und nun in England im Exil lebte, denn ehe der Vater seinen Frieden mit Frankreich gemacht hatte, war die „Casa Buonaparte“ in Ajaccio der Sammelplatz der korsischen Patrioten gewesen, die, von glühender Freiheitsliebe erfüllt, auch

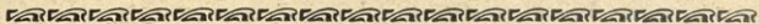
Frankreichs Oberherrschaft nur mit Zähneknirschen ertrugen und nichts sehnächtiger herbeiwünschten, als die völlige Befreiung der Insel. So wurde Napoleons jugendlicher Geist mit den stolzesten Gedanken erfüllt und sein glühender Patriotismus kannte damals



Letitia Buonaparte, die Mutter Napoleons.

und auch noch viele Jahre später nur ein Ziel: die Befreiung der Insel von der Fremdherrschaft, mochte diese auch von der französischen Regierung in der mildesten Form ausgeübt werden.

Napoleon war ein Korsier, als er nach Frankreich kam; er beherrschte die französische Sprache fast gar nicht; sie völlig



fehlerlos zu schreiben, hat er nie gelernt. Er wurde eigentlich nie Franzose. Als er aufhörte, ein glühender Korse zu sein, wurde er, wenn man so sagen darf, ein kosmopolitischer Despot, dem die Nation nichts, die Macht alles galt. In seiner Brust hatten die Ideale „Volk und Heimat“ nur so lange Platz, als sie nicht von dem Feuer seiner alles auffaugenden Ehrsucht verzehrt worden waren.

Als Napoleon aufgehört hatte, Patriot zu sein, wurde er Soldat und als solcher befolgte er die Worte, die er einmal seinem Oheim Fesch geschrieben hatte: „Der Soldat darf keiner andern Sache angehören als seiner Fahne.“

Verfolgen wir die ersten Schritte des jungen Soldaten.





II.

Militärschule und Garnison.

Die stete Sorge des Advokaten Carlo Bonaparte (wir bleiben fortan bei dieser Schreibung des Namens), in dessen Hause der französische Gouverneur der Insel, Graf Marboeuf, als gern gesehener Gast verkehrte, war dahin gerichtet, seine prekären finanziellen Verhältnisse durch die Beziehungen zur französischen Regierung zu bessern und vor allem für die Unterbringung seiner zahlreichen Familie zu sorgen.

Der älteste Sohn Josef sollte Geistlicher werden und zunächst seine lateinischen Kenntnisse in einem Kollegium zu Nutun vervollständigen; dorthin brachte der Vater auch den jüngeren, Napoleon, der vor allem seine überaus mangelhafte Ausbildung in der französischen Sprache ergänzen sollte.

Der Vater hatte diesem Sohn einen Freiplatz in der Militärakademie von Brienne erwirkt. Sein Schicksal war entschieden. Der größte Eroberer der Welt, nach Alexander und Cäsar, begann seine soldatische Laufbahn. Fürwahr ein denkwürdiger Tag der Weltgeschichte, jener 23. April 1779, an dem der junge Korsen Napoleone de Buonaparte in die Liste der Zöglinge von Brienne eingetragen wurde.

Der junge Napoleon stach bald von allen seinen Kameraden in der Schule in der auffallendsten Weise ab. Daß er das Französische nur sehr unvollkommen handhabte und in seinem ganzen Typus, dem olivenfarbigen, mageren und scharfgeschnittenen Gesicht, den feurigen Augen, die die Herrennatur verrieten, den Italiener zur Schau trug, wäre noch das wenigste gewesen; was aber alle verdroß, war sein Hang zur Einsamkeit und seine wilde Unzugänglichkeit.

Im Anfange war die finstere und gedrückte Stimmung des neuen Zöglings wohl begreiflich. Aus dem sonnigen Süden seiner Heimat, wo Erhabenheit und Lieblichkeit der Natur sich gatten und Drangenalleen das kleine Städtchen Naccio durchqueren, kam er in die kalte und kahle Champagne. Von der freiheitsliebenden stolzen Mutter und den hochfliegenden Erinnerungen an Paoli mußte er sich losreißen, um weichlichen Knaben zum Gespötte zu dienen, die seine Heimat verhöhnten und über seinen Vater spotteten, den sie wegen seiner ewigen Vorstellungen bei den französischen Behörden nicht anders als den „Türstehrer“ nannten.

Ist es da nicht begreiflich, daß er sich mit Vorliebe von allem Verkehr mit den Kameraden abschloß und in der ihm zugewiesenen Abteilung des Akademiegartens, die er beinahe wie eine Festung unzugänglich machte, sich den Studien hingab, die er aber vom ersten Augenblick an nicht um ihrer selbst willen betrieb, sondern wegen der Erfolge, zu denen sie ihm behilflich sein sollten. Wehe dem Eindringling, der ihn in seiner Gartenecke störte; sein furchtbar aufflammender Zähzorn trieb jeden solchen Störer in die eiligste Flucht. Einst explodierte bei Gelegenheit eines Feuerwerks, das die Zöglinge abbrannten, ein Pulverkästchen; die Schar stob auseinander und einzelne flüchteten über Napoleons Zaun; in seinem Zorn hieb dieser mit einer Hacke auf die Fliehenden ein. Nur im Winter wurde Napoleon geselliger. Die endlosen Spaziergänge in den Gängen und Sälen der Anstalt widerten ihn an; er verlockte die Kameraden zu förmlichen Kämpfen im Freien; aus Schnee wurden Festungen mit Gräben, Vormauern, Bastionen und Türmen errichtet und es entspann sich ein regelrechter Krieg zwischen Verteidigern und Belagerern, der mit Schneebällen ausgefochten wurde und bei dem Napoleon kommandierte, kaltblütig jede Blöße des Gegners und jeden Vorteil der eigenen Partei erspähend: ein geborener Feldherr. Als aber durch Steine, die in die Schneebällen gesteckt wurden, schwere Verletzungen vorkamen, wurden diese Spiele, die den künftigen Ernst vorbereiteten, vom Kommandanten der Schule verboten.

Nichts verletzte den unbändigen Stolz des kleinen Korsen tiefer als der mit Mitleid gemischte Hochmut, mit dem die an Nichtstun und Wohlleben gewohnten reichen, adeligen Zöglinge

auf den armen Advokatensohn, der nur eine sehr kärgliche Geldzubuße vom Hause erhielt, herabsahen. Er bittet seinen Vater, ihn von Brienne wegzunehmen und schreibt ihm folgendes: „Ich bin es müde, meine Dürftigkeit offen zu zeigen und über diese unverschämte Knaben spotten zu sehen, die mir nur durch ihr Vermögen überlegen sind, an edlen Empfindungen aber bergetief unter mir stehen. Wie, Herr, Ihr Sohn soll also fortwährend die Zielscheibe sein für eine Anzahl Dummel, die, stolz auf die



Josef Bonaparte, Napoleons ältester Bruder.

Annehmlichkeiten, die sie sich verschaffen können, mich beschimpfen, indem sie über meine Entbehrungen lächeln?“

Wie hat ihn, auch nicht im späteren Leben, der Haß des Proletariers und Emporkömmlings gegen die von Geburt aus Reichen und Mächtigen verlassen und er hat die Demütigungen seiner Jugend an den Großen der Erde bitter gerächt. Vor dem kleinen Advokatensohn aus Ajaccio zitterten die Fürsten Europas und er hat mit den Kronen gespielt, die er von ihren Häuptern gerissen, um sie seinen Verwandten und Günstlingen zuzuworfen.

Damals freilich konnte er nur in stummer Wut die Fäuste ballen. Zu Hause gebrach es an Mitteln, seinen Wünschen entgegenzukommen, und er war froh, als er nach fünf Jahren die Schule verließ. In den Wissenschaften, außer der Geometrie und Mathematik, hat er keine nennenswerten Fortschritte gemacht. Seine Aufsätze verglich ein Lehrer mit „Eisblöcken, die von einem Vulkan durchglüht sind“. Eine logische Schärfe, die für das Alter eines Vierzehnjährigen geradezu außerordentlich genannt werden muß, tritt in seinen schriftlichen Ergüssen zu Tage. Beweis ist unter anderem der Brief, den Napoleon damals an seinen Oheim Fesch richtete. Er hatte gehört, daß Bruder Josef sich statt dem geistlichen Stande dem Militärberufe widmen wolle; nun beweist er haarscharf, wie töricht ein solcher Schritt Josefs wäre, denn erstlich fehle es ihm an der erforderlichen Kühnheit, um den Gefahren der Schlacht zu trotzen, zweitens sei er bereits zum Geistlichen vorgebildet. Dann fährt Napoleon fort: „3. Er will, daß man ihm im Soldatenstande eine Stellung gebe. Das ist recht schön, aber in welcher Waffe? Er will gewiß unter die Infanterie. Gut, ich begreife, er will den ganzen Tag müßig sein, den ganzen Tag das Pflaster treten. Und dann, was ist ein winziger Infanterieoffizier? Während drei Viertel Zeit ein Taugenichts. Und das ist es, was weder mein Vater noch Sie, noch die Mutter, noch der Oheim Archidiakon wollen, da er schon kleine Züge von Leichtsinn und Verschwendung verraten hat u. s. w.“

Kann ein Knabe reifer denken und verständiger sich äußern?

Der Vater hatte Napoleon ursprünglich für die Marine bestimmt; da sich aber zu viele zu diesem Dienste drängten und sich keine Möglichkeit ergab, rasch daran zu kommen, so entschied sich der junge Napoleon für die Artillerie, eine Waffe, zu der sich wenige von den adeligen Eleven wendeten. So kam er am 23. Oktober 1784 an die adelige Kadetten-Kompagnie nach Paris. Hier stieß ihn der Luxus der jungen Edelleute noch mehr ab und verbitterte ihm das Mißverhältnis zwischen seiner gedrückten materiellen Lage und den kühnen Träumen seines Ehrgeizes noch tiefer, als dies in Brienne der Fall gewesen war.

Mittlerweile war sein Vater gestorben; Napoleon strebte nach einer Stellung und erhält mit Dekret vom 1. September 1785

den Posten eines Sekonde-*Leutnants* im *Artillerie-Regimente La Fère* in *Valence*, wohin er im *Oktober* des genannten Jahres abreiste.

Hochinteressant ist der *Rapport*, den die *Lehrer der École*, unter denen der berühmte *Mathematiker Monge* sich befand,



Das älteste bekannte *Porträt Napoleons*.

(*Zeichnung eines Mitschülers auf der Kriegsschule in Brienne.*)

über ihren scheidenden *Bögling* fällten: „*Zurückhaltend und fleißig*, zieht er das *Studium* jeder Art von *Unterhaltung* vor und *vergnügt* sich an der *Lektüre* guter *Schriftsteller*. *Sehr eifrig* in den *abstrakten Wissenschaften*, hat er für die *anderen wenig Sinn*. In der *Mathematik* und *Geographie* besitzt er *gründliche Kennt-*

nisse. Er ist schweigsam, liebt die Einsamkeit, ist launenhaft, hochmütig und außerordentlich zum Egoismus geneigt. Ohne viel zu sprechen, ist er entschieden in seinen Antworten, schlagfertig und überlegt in der Diskussion. Er besitzt viel Eigenliebe und einen Ehrgeiz, der nach allem strebt.“

Selten hat die Zukunft ein pädagogisches Urtheil so vollkommen bestätigt, als dieses über den jungen Napoleon abgegebene Zeugnis seiner Lehrer.

Napoleon war jetzt trotz seiner Jugend ein fertiger Charakter; er setzte die Gewohnheiten, die er in der Kriegsschule angenommen hatte, auch in seinem Garnisonsleben fort. Seine Verschlossenheit und Menschenverachtung nahmen womöglich noch zu in der Umgebung aufgeblasener, adeliger Offiziere, die dem Nichtstun frönten und leeren Vergnügungen nachjagten. Er floh die Gesellschaft dieser Kameraden und suchte die Einsamkeit auf, wo er ungestört seinen Träumereien nachhängen konnte. Mit Feuereifer warf er sich auf die Lektüre. Schon war der Boden Frankreichs aufgewühlt durch die Schriften der aufklärerischen Philosophen und Rousseaus, die bereits in die untersten Schichten des Volkes zu dringen begannen und in Verbindung mit den in der That entsetzlichen Zuständen der damaligen Gesellschaft die Grundfesten des Staates erschütterten.

Besonders die Schriften Rousseaus begeisterten den jungen Offizier. Zwar für das Ideal des Genfer Philosophen: Rückkehr zur unschuldsvollen Reinheit des Naturlebens, konnte sich ein Napoleon nicht erwärmen, der nur im blendendsten Glanze des Ruhmes sich wohl fühlte und den nicht die Idylle, sondern das Heldenepos anlockte; desto mehr aber schwärmte er für die Ideen der Volkssouveränität und bürgerlichen Gleichheit, die Rousseau in seinem „Gesellschaftsvertrag“ (*contrat social*) aufgestellt hatte.

Bald erklang eine neue Saite in der Seele dieses von unklaren Träumen eines maßlosen Ehrgeizes stürmisch bewegten Jünglings. Er fing an, die geselligen Kreise von Valence aufzusuchen, besonders das Haus der Frau v. Colombier, wo viele Offiziere und die Töchter des Adels der Umgebung verkehrten. Zu der Tochter der Familie, dem lieblichen Fräulein

von Colombier,¹⁾ scheint nun der blutjunge Sekonde-Leutnant eine zarte Neigung gefaßt zu haben und es wird erzählt, daß er oft zur Frühlingszeit mit dem Fräulein im Garten lustwandelte und Kirschen pflückte.

Aber solche zarte Regungen konnten die Seele eines Napoleon nicht lange ausfüllen. Fünf Jahre später, im Alter von drei- undzwanzig Jahren, schrieb er ein Buch „Dialog über die Liebe“, in dem sich folgende interessante Stelle findet: „Auch ich war einst verliebt und es ist mir davon genug in Erinnerung geblieben, daß ich die metaphysischen Definitionen der Liebe nicht nötig habe, die nur die Dinge verwirren. Ich leugne ihre berechtigte Existenz und mehr als dies, ich halte sie für schädlich für die Gesellschaft wie für das Glück des einzelnen, kurz, ich glaube, daß die Liebe mehr Übles als Gutes stiftet und daß es eine Wohlthat der Gottheit wäre, die Menschen davon zu befreien.“

Schon damals, als junger Offizier in Valence, wurde Napoleon Schriftsteller, nicht sowohl von einem inneren Drange getrieben, als vielmehr um seine materielle Lage zu verbessern. Denn diese war in der That wenig freundlich. Zwar er selbst benötigte für seine eigene Person sehr wenig; von den hundert Livres, die er als monatliche Gage bezog, verbrauchte er nur den kleinsten Teil. Er wohnte damals bei einer Frau Bon, wo er für acht Livres in Miete war; er aß gewöhnlich nur einmal des Tages. Aber Mutter Lätitia schwebte in stets wachsenden finanziellen Bedrängnissen, besonders als sie durch den Tod des Grafen Marboeuf, der im Jahre 1786 gestorben war, ihres großmütigen Beschützers beraubt wurde. Sie verlangt dringend die Anwesenheit ihres Lieblingssohnes in Korsika; doch der erbetene Urlaub wurde Napoleon zunächst verweigert.

Über die damalige Stimmung unseres jungen Helden gibt eine Stelle in seinem Tagebuch interessanten Aufschluß. Er war damals ganz Korse; er haßte Frankreich, das an die Stelle Genuas getreten war, und wünschte nichts sehnächtiger als die Befreiung Korsikas von französischer Herrschaft. Er wollte der Befreier seiner Landsleute sein, aber nur, um später ihr Diktator zu werden.

¹⁾ Napoleon sah sie später als Frau v. Brassieux in Lyon wieder. Damals war er schon Kaiser; er machte sie zur Ehrendame einer seiner Schwestern und verbesserte auch die Stellung ihres Gemahls.

Die Stelle im Tagebuch lautet: „Wie entfernt sind doch die Menschen von der Natur! Wie feige, niedrig, streitföchtig sind sie! Meine Landsleute, in Ketten gelegt, küßten zitternd die Hand, die sie unterjocht. Das sind nicht mehr die tapferen Korsen, die ein Held (gemeint ist Paoli) mit seinen Tugenden beseele, nicht mehr, wie ehemals, die Feinde der Tyrannen, der Genußsucht, der niedrigen Hößlinge. — Franzosen! Nicht zufrieden damit, uns entwendet zu haben, was uns das Liebste war, habt ihr auch noch unsere Sitten verdorben. . . Was für eine Figur werde ich in der Heimat spielen? Welche Sprache soll ich reden? Wenn das Vaterland nicht mehr ist, muß ein guter Bürger sterben! . . . Mein Dasein ist mir zur Last, da ich keinerlei Freude genieße und alles mir nur Schmerz verursacht. Es ist mir zur Last, weil die Menschen, mit denen ich lebe und voraussichtlich immer leben werde, so ganz anders geartet sind wie ich, ungefähr wie der Glanz des Mondes sich von dem der Sonne unterscheidet. Ich kann daher nicht die Lebensweise führen, die allein mir das Leben erträglich machen könnte und daraus folgt ein unendlicher Ekel gegen alles. . .“

In der That, welche Zukunft bot sich dem jungen Offizier aus unbekannter Familie, von zweifelhaftem Adel und in dürftigen Verhältnissen dar? Nur den Vornehmen und Reichen waren die Stellen der Stabschergen und Generale zugänglich; ein Napoleon konnte es höchstens zum Hauptmann bringen; um dies zu werden, mußte er zunächst noch mehrere Jahre auf die Vorrückung zum Premierleutnant warten.

Welche Aussichten für einen Feuergeist, wie Napoleon einer war! Eine Weltordnung mußte einstürzen, um die himmelstürmenden Wünsche dieses Ehrgeizigen zu verwirklichen. Und diese Weltordnung stürzte wirklich ein. Die Revolution, schon lange gleichsam unter der Erde fortglimmend und in schwachen Flämmchen hie und da emporzuckend, wurde zu einem Riesenbrande, dessen Feuer nicht bloß das Morische und Schadhafte der alten Gesellschaft vernichtete, sondern auch das Edelste und dem Menschen Teuerste mit furchtbarer Grausamkeit zerstörte.

Die Zustände des alten Frankreich vor der Revolution waren allerdings solche, daß eine Änderung unbedingt notwendig war, sollte der Staat nicht seinem völligen Ruin entgegengehen.

Die königliche Gewalt war unbeschränkt und seit Ludwig XIV. herrschte ein despotischer Centralismus. Die Parlamente, wie man die obersten Gerichtshöfe in Frankreich nannte, hatten durch das Recht der Einregistrierung königlicher Verordnungen auch einen gewissen Einfluß auf die Verwaltung des Staates, aber sie waren seit Ludwig XIV. völlig lahmgelegt. Die Generalstände, d. h. die Vertreter des Adels, der Geistlichkeit und des dritten Standes, der bürgerlichen und ländlichen Bevölkerung, waren schon lange nicht einberufen worden.

Zum ersten Male enthüllte der Minister Necker in seinem „Rechenschaftsbericht“ die wahrhaft furchtbare Finanznot des Staates und die ungeheure Staatsschuld, deren jährliche Zinsen die Höhe von vielen Millionen Franken erreichten. Die Abgaben ruhten ausschließlich auf den Vertretern des dritten Standes.

Von der gesamten Bodenfläche des Landes gehörte nur ungefähr ein Drittel den Bauern, die aber durch Güterteilung, durch Steuern, Zehent und die verschiedensten Dienstleistungen sich größtenteils in so elender Lage befanden, daß Fleisch fast nie und Wein außerordentlich selten auf ihren Tisch kam. Noch elender war die Lage der Bauern, die auf den Gütern der adeligen Herren als Pächter saßen. Meist waren die Gutsherren in der Hauptstadt und verpraßten bei den glänzenden Festen des Hofes das Vermögen, an dem der Schweiß und das Blut der Bauern klebte. Kamen sie dann nach Hause, so ruinierten ihre Jagden die Felder und sie preßten aus ihren bäuerlichen Untertanen den letzten Sou heraus, um die habgierig zusammengescharften Summen aufs neue in der Hauptstadt zu vergeuden.

Nicht minder übel war es mit der städtischen Bevölkerung bestellt. Durch ein aufs rigoroseste ausgeübtes Zunft- und Innungswesen war es verhältnismäßig nur wenigen Gewerbsleuten möglich, zu einigem Wohlstande zu gelangen, aber auch ihre Ersparnisse zerrannen ihnen unter den Fingern insolge der drückenden Abgaben, die sie größtenteils für die Hofhaltung und das Heer zu leisten hatten. Ungeheuer war dagegen die Zahl der brotlosen Handwerker, die vergeblich die Aufnahme in eine Zunft anstrebten, und der hungernden Tagelöhner, die vom flachen Lande in die Stadt strömten, um dort Armut mit Elend zu vertauschen.

Auch die niedere Geistlichkeit hatte mit Not und Entbehrung

zu kämpfen und sie konnte das Elend ihrer armen Pfarrkinder nur mit dem tröstenden Hinweis auf das Jenseits lindern.

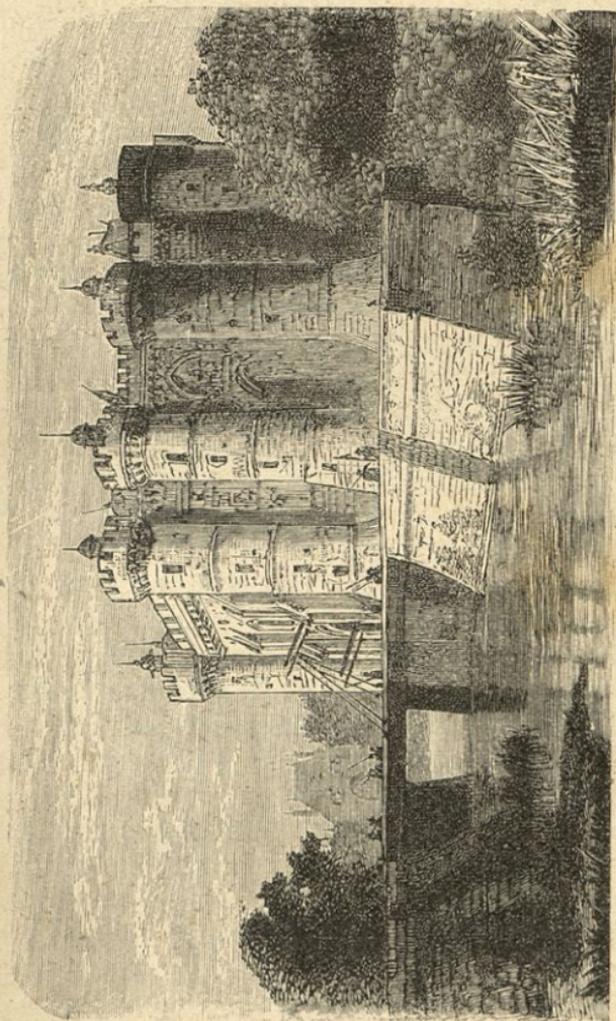
Dagegen schwelgten die Vertreter der beiden ersten Stände, die Edelleute und Prälaten, in Glanz und Üppigkeit. Sie waren frei von allen Abgaben an den Staat und leisteten nur hie und da freiwillige Geldgeschenke, sogenannte *dons gratuits*. Vergebens hatte der Minister Ludwigs XVI., Calonne, versucht, die Vertreter dieser beiden Stände zu regelmäßigen Abgaben heranzuziehen. Seine Pläne scheiterten an dem einmütigen Widerstande der Privilegierten, die ihre Vorrechte ängstlich hüteten, ohne die drohenden Anzeichen zu bemerken, die einen gewaltthätigen Umsturz ankündigten.

Zwar Ludwig XVI. war persönlich mit den besten Eigenschaften ausgestattet, er war gottesfürchtig, menschenliebend, rein und einfach in seinen Sitten und seine Regierung, die auf die elende Herrschaft des Lüstlings Ludwig XV. folgte, wurde mit Jubel begrüßt, aber den Berg von Unrecht und Elend wegzuwälzen, der auf dem französischen Volke lastete, dazu reichten Herzensgüte und Menschenfreundlichkeit nicht hin.

Schließlich blieb dem König nichts anderes übrig, als dem Räte Neckers nachzugeben und die Generalstände einzuberufen. Sie traten am 5. Mai 1789 in Versailles zusammen. Mit diesem Datum beginnt die französische Revolution, denn indem die Vertreter des dritten Standes (*tiers état*) die gesonderte Abstimmung nach Ständekammern verwarfen und auf den Antrag des Abbé Sieyès sich selbst als Nationalvertretung erklärten, war der erste revolutionäre Schritt geschehen, dem bald noch weitere folgten und dem der aufgewühlte Pariser Pöbel alsbald mit Ausbrüchen wildester Volksleidenschaft sekundierte. Die Erstürmung der Bastille am 14. Juli 1789 stand im Mittelpunkt dieser Exzesse eines zügellosen Straßenpöbels.

Im Mai 1788 war Napoleon von seinem ersten Urlaub, den er sich hatte verlängern lassen, um mit seinen Einkünften seine Familie zu unterstützen, aus Ajaccio wieder nach Frankreich zurückgekehrt. Sein Regiment lag damals in dem Städtchen Auxonne. Auch dieser kleine Ort war von der Revolution, die immer weitere Kreise zog, nicht unberührt geblieben. Eine Abteilung Kanoniere weigerte sich, auf das Volk zu schießen, und

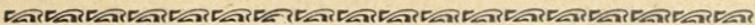
sah, Gewehr im Arm, dem Auflauf zu. Napoleon, der stets ein ausgesprochenes Gefühl für die Autorität hatte, war gewiß nicht dabei beteiligt. Überhaupt war sein Blick immer auf Korsika



Die Bastille.

gerichtet. Dort wollte er eine Rolle spielen. Seiner ganzen Persönlichkeit nach konnte diese nur die erste sein.

Die Bevölkerung der Insel war in zwei große Parteien gespalten, in die der Fremdenfreunde und in die der Nationalen,



aber auch unter den letzteren gab es einen gemäßigten und einen radikalen Flügel, dieser war mit der Vertretung der Insel in der französischen Nationalversammlung unzufrieden. Auch die Familie Napoleons gehörte der Opposition an; er selbst träumte von dem Kommando über die Nationalmiliz, um mit Hilfe der Truppen sich zum höchsten Range emporzuschwingen, fand aber auf diesem Wege, den er mit List und Gewalt betrat, heftige und rücksichtslose Gegner, besonders in dem jungen Korfen Pozzo di Borgo. Damals entstand eine glühende Feindschaft zwischen den beiden, die alsbald den Charakter einer korfischen Vendetta annahm.

Als Napoleon in St. Helena schmachtete, sagte sein Todfeind Pozzo di Borgo: „Ich habe Napoleon nicht getötet, aber die letzte Schaufel Erde auf ihn geworfen.“

Napoleon nahm im September 1789 neuerlich Urlaub, um nach Korsika zu reisen. Seine unermüdliche Tätigkeit brachte alles in Bewegung und elektrifizierte ganz Ajaccio. Doch die von ihm ins Leben gerufene Nationalgarde wird von der Nationalversammlung aufgelöst und Napoleon muß sich mit einem wirkungslosen Protest begnügen.

Als Paoli im September 1790, von ungeheurem Jubel der Korfen begrüßt, nach Korsika zurückkehrte, wurde er einstimmig zum Präsidenten des Gouvernementsrates ausgerufen und entwand dem Ehrgeize Napoleons die erste Stelle, nach der dieser mit solcher Unermüdlichkeit und solcher Strupellosigkeit in der Wahl der Mittel gestrebt hatte. Im Februar 1791 mußte Napoleon wieder zum Regiment einrücken und wurde am 1. Juni 1791 Premierleutnant beim vierten Artillerie-Regimente in Valence. So war er denn wieder in der alten kleinen Stadt, in der er einige Jahre später den ehrwürdigen Papst Pius VI. dahinsterven ließ. Er setzte sein gewohntes Garnisonsleben fort. Nur mußte er seine kärgliche Besoldung und seine kleine, mehr als bescheidene Wohnung noch mit seinem Bruder Ludwig, dem späteren König von Holland, teilen.

In einem Gespräche mit Caulaincourt äußerte sich Kaiser Napoleon zur Zeit, als er sich mit seinem Bruder Ludwig überworfen hatte, über diese Tage von Valence folgendermaßen:

„Wie, mein Bruder mir schaden, anstatt mich zu unter-

stützen? Jener Ludwig, den ich aus meiner Leutnantsgage erziehen ließ, Gott weiß, um den Preis welcher Entbehrungen? Ja, ich fand die Mittel, für ihn die Pension zu bezahlen, aber wissen Sie, auf welche Weise? Zudem ich niemals den Fuß in ein Café oder in eine Gesellschaft setzte, trockenes Brot aß und meine Kleider selbst bürstete, damit sie länger vorhielten. Um nicht von meinen Kameraden abzustechen, lebte ich wie ein Bär, immer allein in meiner Stube mit meinen Büchern, die damals meine einzigen Freunde waren. Und um mir diese Bücher zu verschaffen, mit welchen harten Ersparungen des Allernotwendigsten erkaufte ich mir das Vergnügen ihres Besitzes! Wenn ich infolge meiner Enthaltbarkeit zwei Taler zusammengebracht hatte, lenkte ich meine Schritte mit kindlicher Freude einem Buchladen zu, musterte wiederholt die Reihen und meine begehrliehen Blicke forschten lange, bevor mir meine Börse zu kaufen gestattete. Das waren die Freuden und Ausschweifungen meiner Jugend!"

In der That, Napoleon hatte keine Jugend; der goldene Frühlingschimmer des Idealismus ward diesem Herzen nie zu teil, das nur in der kalten Sonne des Ruhmes höher schlug.

Literarische Arbeiten wurden wieder vorgenommen, hauptsächlich des Broterwerbes wegen. Die Akademie von Lyon hatte eine Preisfrage ausgeschrieben: „Welches sind diejenigen Wahrheiten und Empfindungen, die man vor allen den Menschen geben müsse, um sie glücklich zu machen?“ Napoleon reichte seine Arbeit ein, er wollte den Preis von zwölfhundert Franken verdienen; er wurde ihm nicht zu teil. Auch die Geschichte hat dem späteren Alleinherrscher diesen Preis nicht zuerkannt, denn nicht in der Unterordnung aller Menschen unter den eisernen Willen eines einzigen und in der Vernichtung der höchsten Güter des Geistes und Herzens, die ein Napoleon sich zum Ziele setzte, kann das Glück der Menschheit und ihr irdisches Wohlsein beruhen.

Die Ereignisse in Paris unterbrachen das stille Garnisonsleben in Valence. Der König, dessen Gewalt die Verfassung des Jahres 1791 fast ganz unterbunden hatte, war aus der Hauptstadt geflohen, aber wieder zurückgebracht worden. Nun rangen die gemäßigten, königstreuen „Fevillants“ und die radikalen „Jakobiner“ um den Einfluß in der Regierung. Es war keine Frage, daß endlich der Sieg den letzteren zufallen werde. Napoleon

hatte stets für alle politischen Vorgänge eine feine Bitterung. Er hatte wenig zu verlieren, alles zu gewinnen. Er wurde Sekretär des Klubs der „Verfassungsfreunde“ in Valence, der mit den Pariser Jakobinern in Verbindung stand.

Aber ihn interessierte damals alles nur vom Gesichtspunkte seiner Heimat, denn er verfolgte glühender als je den Plan, in Korsika die erste Rolle zu spielen. Als die Nationalversammlung die Errichtung von Freiwilligen-Bataillonen dekretierte, ging er sofort nach Korsika, um dort die militärische Organisation in die Hand zu nehmen und mit Hilfe der Soldaten den Sieg über die Politiker davonzutragen.

Er nahm Urlaub und im September 1791 war er in Ajaccio, aber in Korsika war die Mehrheit der Bevölkerung, empört über die kirchenfeindlichen Gesetze der Nationalversammlung, antijakobinisch gesinnt. Auch Paoli wollte von einer Unterordnung unter die Befehle der französischen Radikalen nichts wissen; seine Freundschaft für den jungen Bonaparte verwandelte sich in Entfremdung und Widerwillen.

Damals starb der Großheim, der Archidiaconus Lucian, das von allen Mitgliedern der Familie Bonaparte hochverehrte Oberhaupt, der das kleine Vermögen der Familie verwaltete.

Seiner Sterbestunde wohnte Lätitia mit ihren Kindern bei und nekte mit Tränen die Hand des verschwindenden Greises. Er tröstete die weinende Mutter mit dem Hinweis auf ihre Söhne, die ihr eine Stütze im Leben sein werden, und indem er sich an Napoleon wendete, sagte er mit brechender Stimme zu ihm: „Tu poi, Napoleone, sarai un omone“, „Du aber, Napoleon, wirst ein gewaltiger Mensch werden“.

Das Auge des Sterbenden blickte mit prophetischer Klarheit in die Zukunft und in der stolzen Seele des Jünglings, der vor dem Sterbebette des Großheims stand, antwortete der Widerhall einer inneren Stimme: „Ja, ich will und werde ein Hero der Geschichte werden.“ Zunächst glaubte er, dies in Korsika werden zu können. Es kam anders. Nicht ein Held der korsischen Heimatgeschichte wurde Napoleon; er legte einer Welt Gesetze auf und zwang sie unter das Joch seines eisernen Willens.

Napoleon hatte seinen Urlaub überschritten und war infolgedessen vom 1. Jänner 1792 ab aus der Armeeliste gestrichen

worden. Nun eilte er nach Paris, um sich zu rechtfertigen; dort hatte der Pöbel am 10. August 1792 die Tuilerien erstürmt und das Leben des Königs bedroht, der sich in die Nationalversammlung flüchtete, um in ihrem Schoße, wie er glaubte, Sicherheit zu finden und seine königliche Würde zu retten.

Bonaparte, der als entlassener Offizier in den Straßen der Hauptstadt flanierte, hat an den blutigen Ereignissen des 10. August keinen Anteil genommen; er sah mit verschränkten Armen dem widerlichen Schauspiel zu, das der entfesselte Pöbel darbot.

Er beobachtete zunächst das Ereignis aus unmittelbarer Nähe, und zwar von dem Hause eines Bruders seines Freundes Bourienne an der Place Carrousel. Als das königliche Schloß erobert war, wagte er sich unter die rasende Menge in den Tuileriengarten hinein. Er beklagte es, daß sich der König nicht zu Pferde gezeigt, es hätte vielleicht alles eine andere Wendung nehmen können. „Man weiß ja,“ sagte Napoleon damals in dem Briefe an seinen Bruder Josef, „wie der Pöbel durch den Erfolg ermutigt ist, ebenso leicht aber durch den kleinsten Schreck sich niederschlagen läßt.“

Damals rettete Napoleon auch einem Garde du Corps, den ein Marseiller zu töten im Begriffe stand, das Leben. Er sprach diesen an: „Mann des Südens, retten wir diesen Unglücklichen!“ — „Bist du aus dem Süden?“ fragte der Marseiller. — „Ja“, entgegnete Bonaparte. — „Gut, dann lassen wir ihn laufen.“

Napoleon war nicht Royalist, aber ihm, als Soldaten, widerstrebte es, einen Wehrlosen, der sich nicht verteidigen konnte, niederzuschlagen.

Wir dürfen ihm, der sonst ein Meister schönfärberischer Phrasen ist, glauben, wenn er sich später äußerte: „Am 10. August fühlte ich, daß, wenn man mich gerufen hätte, ich den König verteidigt haben würde. Ich war gegen jene, welche die Republik mittels des Pöbels begründen wollten. Und überdies sah ich Leute im Zivil Männer in Uniform angreifen: ‚Cela me choqua‘, Das war mir zuwider.“

Letzteres ist gewiß wahr und aufrichtig in dem Munde des Soldaten und Despoten. Aber damals war der Sieg der Jakobiner für Napoleon ein Glück. Er war in den mißlichsten Verhältnissen und mußte sogar seine Uhr versetzen. Der Sieg der

Jakobiner gab ihm seinen Offiziersrang wieder zurück und im September 1792 reiste Napoleon abermals nach Korsika, diesmal als Begleiter seiner Schwester Elisa, die in dem adeligen Damenstifte St. Cyre untergebracht war und nach Aufhebung dieses Institutes in die Heimat zurückgeschickt wurde.

Napoleon blieb bis zum Sommer 1793 in Ajaccio und sein damaliger Aufenthalt auf der Insel endete damit, daß Paoli und die Patriotenpartei sich vollständig von ihm abwendeten, ja daß die korsische Nationalkonfulta die Familien Arena und Bonaparte „dem öffentlichen Schimpf und der Neue“ preisgab.

Der Konvent, der in Paris an die Stelle der Nationalversammlung getreten war, ernannte den Kapitän Bonaparte (zu diesem Range war er am 6. Februar 1792 erhoben worden) zum Oberbefehlshaber der Artillerie auf Korsika, aber er hatte als solcher kein Glück. Ein Versuch, Ajaccio den Gegnern zu entreißen, scheiterte. Merkwürdigerweise waren die ersten Schritte dieses Schlachtenmeisters auf dem Felde militärischer Ehren ruhm- und erfolglos. Die Casa Bonaparte wurde zerstört; die Familie verlor ihr ganzes Vermögen und floh nach Frankreich, nach Toulon.

Napoleons Rolle in Korsika war ausgespielt, es beginnt seine europäische. Ein Patriot, der für sein Vaterland kämpft, ist uns immer sympathisch. Jetzt kämpfte Napoleon nur mehr für seinen persönlichen Ruhm. Er verliert von Stufe zu Stufe, die er empor klimmt, unser Mitgefühl und gewinnt unsere staunende Bewunderung.





III.

Erste Lorbeeren.

Als Napoleon im Herbst des Jahres 1790 in Begleitung seines Bruders Josef nach Korsika reiste, erzählte ihm dieser, ihm habe geträumt, er sei König geworden. „Wenn du König wirst,“ erwiderte Napoleon rasch, „dann werde ich Kaiser.“ — Er war auf dem Wege dazu. Die furchtbare Verwirrung, in die das Schreckensregiment des Konvents ganz Frankreich stürzte, ebnete seinem Ehrgeiz, der vielleicht schon die schattenhaften Umrisse einer Krone als letztes lockendes Ziel erblickte, die Pfade.

Nachdem Ludwig XVI., um den in die Tuileries eingedrungenen Bürgerbanden zu enttrinnen, in die Nationalversammlung geflohen war, war das Schicksal des Königtums entschieden. Die Versammlung stand ganz unter dem Drucke des siegreichen Pöbels. In Gegenwart des Königs dekretierte sie die Aufhebung der Monarchie und die Errichtung einer republikanischen Verfassung. An die Stelle der gesetzgebenden Versammlung trat der Nationalkonvent und der furchtbare „Wohlfahrtsausschuß“, in dem bald der kaltgrausame Robespierre die erste Rolle spielen sollte, lenkte fortan die Geschicke Frankreichs und suchte mit einem bisher in der Geschichte unerhörten Terrorismus seine Stellung zu befestigen.

Die Partei der Girondisten wurde zertrümmert. Diese Schwärmer für republikanische Freiheiten hatten die Hinrichtung des Königs (am 21. Jänner 1793) nicht nur nicht verhütet, sondern eher beschleunigen geholfen. Jetzt glaubten sie durch schöne Reden und glühende Tiraden für Freiheit und Völkerglück den feffelosen Strom der Volksleidenschaften, der alle Ufer gesetzlicher Ordnung überflutete, eindämmen zu können.

Napoleon haßte diese Ideologen, diese „foux extrêmement honnêtes“, diese „hochanständigen Narren“, wie er sie nannte. Er hat überhaupt in seinem Leben nichts aufrichtiger gehaßt und nichts grausamer zertreten, als die Regungen des Idealismus, die er für schädliche Träumereien und leere Hirngespinnste erklärte. Dafür hat sich der Idealismus später an ihm gerächt. Napoleon ist wesentlich an dem edlen Aufschwung des deutschen Volkes in den Freiheitskriegen zu Grunde gegangen. Noch sind in der Weltgeschichte Religion und Vaterlandsliebe Mächte, an denen schließlich der kalte Egoismus auch des stärksten Despoten zerschellt.

Die Schreckensherrschaft des Konvents wiegelte nicht bloß die Royalisten, sondern alle gemäßigten Elemente auf. Ganz Südfrankreich war in Bewegung. In Lyon, Marseille, Toulon siegten die gemäßigten und ruhebedürftigen Schichten der Bevölkerung über die Jakobiner. Konventskommissäre erschienen, um die Herrschaft des Konvents zu sichern.

General Carteaux, zu dessen Corps Napoleon stieß, bezwang das aufständische Avignon. Napoleon soll selbst die Kanonen auf die Fliehenden gerichtet haben. Damals schrieb er jenes Pamphlet: „Das Souper von Beaucaire“, in dem er einen Marseiller, einen Bürger von Nîmes, einen Fabrikanten von Montpellier und einen Liniensoldaten sich über die politische Lage unterhalten läßt und energisch für den Konvent und den „Berg“ Partei ergreift. Mit den Konventskommissären, dem ihm von Korsika her befreundeten Salicetti und dem jüngeren Robespierre, dem Bruder des Diktators, trat er in die engsten Beziehungen. Ihnen verdankte er seine Ernennung zum Bataillonskommandanten im zweiten Artillerie-Regiment, 19. Oktober 1793.

Nachdem Marseille in die Hände der Konventstruppen gefallen war, leistete nur mehr Toulon hartnäckigen Widerstand, der um so gefährlicher war, als sich die Engländer bereits des Hafens bemächtigt hatten. Bald war Napoleon der Mann des Tages. Vor Toulon erstrahlte zuerst der Stern seines militärischen Genies und seines Glückes, wie wir hinzufügen müssen. Er verwarf den vorgeschriebenen Belagerungsplan und stellte einen ganz neuen auf, der angenommen wurde. Er besetzte die im Westen der Stadt gelegene Halbinsel Le Caire und säuberte

von hier aus den Hafen. Bald war die englische Flotte in die Flucht getrieben und die Stadt in der Gewalt der Belagerer.

Der Lohn Napoleons war seine Ernennung zum Artillerie-Brigadegeneral durch Konventsdekret vom 22. Dezember 1793. Der jüngere Robespierre bezeichnete ihn damals als einen Mann von außergewöhnlichem Verdienste, d' un mérite transcendant, fügte aber seiner Anerkennung die Bemerkung bei: „Er ist



Ludwig XVI.

Korfe und bietet keine andere Gewähr, als die eines Angehörigen dieser Nation, der den Schmeicheleien Paolis widerstand und dessen Eigentum durch diesen Verräter verwüstet wurde.“

Durch das girondistische Ministerium, das man ihm aufgenötigt hatte, war der König kurz vor seinem Sturze gezwungen worden, an Österreich den Krieg zu erklären. Das Ministerium wollte durch Siege gegen den äußeren Feind seine Gewalt im Inneren befestigen. Der Konvent war noch dringender

genötigt, den äußeren Krieg mit allem Nachdruck zu führen, denn nur durch Siege konnte er hoffen, seine tyrannische Herrschaft im Inneren zu behaupten, aber die französischen Waffen waren anfangs unglücklich; es bildete sich die erste europäische Koalition gegen Frankreich. Der Konvent stellte eine Rheinarmee und eine italienische Armee auf die Beine.

Napoleon entfaltete damals eine fieberhafte Tätigkeit. Er inspizierte die Riviera, er wollte angriffsweise gegen Piemont und Genua vorgehen. Er trug sich mit den großartigsten Plänen. Schon damals verstand er es, sich seine Leute auszuwählen, denen er die Durchführung seiner kühnen Entwürfe anvertraute. Herkunft, Stand, Geburt waren ihm gleichgültig, sobald er an irgend jemand soldatischen Mut und militärischen Scharfblick erkannt hatte. Er handelte schon damals nach dem Grundsatz: „Jeder Soldat trägt den Marschallstab in seinem Tornister.“

Jener Junot — der bei der Belagerung Toulons in Gegenwart Bonapartes auf der umgestürzten Trommel schrieb und als unmittelbar hinter ihm eine Kartätsche ihn mit Erde und Sand überschüttete, nur die kaltblütige Ausrufung tat: „Ausgezeichnet! da brauche ich keinen Streusand!“ — wurde von Napoleon sofort vom Sergeanten zum Offizier befördert. Er und Marmont, die späteren Herzoge von Abrantes und Ragusa, begleiteten Napoleon damals auf seiner Reise nach Genua.

Er trug sich mit den stolzesten Hoffnungen und sah sich schon als Chefgeneral an der Spitze der italienischen Armee. — Da griff das Verhängnis, dem er so oft im Leben zu erliegen drohte, mit rauher Faust in sein Dasein und warf ihn in sein Nichts zurück, aus dem er emporgestiegen war.

Durch den Sturz Robespierres (am 9. Thermidor, 21. Juli 1794), dem bald auch das Ende des Schreckensregimentes folgte, wurde Napoleon aus seiner Bahn herausgerissen und als besond'rs intimer Freund des jüngeren Robespierre auf die Anklagebank geschleppt. Er wurde seiner Stelle als General entsetzt und im Fort Carré bei Antibes gefangen gehalten. Da aber seine Papiere nichts enthielten, was ihn kompromittieren konnte, so wurde er bald wieder in Freiheit gesetzt und traf in Paris ein, um sich vor dem Konvent zu rechtfertigen. Man gab ihm zwar seine militärische Charge wieder, aber er erhielt den Befehl, zur

Westarmee einzurücken und unter dem gleichalterigen Hoche als einfacher Brigadegeneral zu dienen.

Das war gleichbedeutend mit der Vernichtung aller seiner ehrgeizigen Zukunftspläne. Napoleon war entschlossen, dem Befehl nicht zu gehorchen. Der Konvent gab nach und berief ihn provisorisch in die Kommission für Armeedirektion und Kriegspläne, ja Napoleon schöpfte sogar Hoffnung, daß man seinen großartigen Entwurf eines Offensivkrieges in Italien genehmigen werde. Doch der Austritt eines seiner einflußreichsten Gönner im Wohlfahrts-Ausschusse, Doulcet-Pontécoulant, stürzte ihn neuerlich aus allen Himmeln kühner Zukunftssträume. Er wurde abermals aus der Liste der französischen Generale gestrichen und war nun in Paris, ohne Rang, ohne Stellung, ohne Einfluß, in äußerst prekärer Lage, auf die Unterstützungen seines Bruders Josef angewiesen, der sich mit der Tochter Julie des reichen Seidenhändlers Clary in Marseille verheiratet hatte¹⁾ und das zu einer Zeit, in der Paris aufzuatmen begann und ein voller Strom gesellschaftlicher Vergnügungen durch die Hauptstadt rauschte.

Zum dritten Male war die Verfassung geändert worden. An die Stelle des Wohlfahrts-Ausschusses trat das Direktorium und an die Stelle des Konvents zwei Körperschaften, der Rat der Fünfhundert und der Rat der Alten. Schon regten sich die Royalisten; die Wiederaufrichtung des Königtums schien keineswegs unmöglich. Das sollte durch ein Dekret des Konvents verhütet werden, demzufolge der neue Rat der Fünfhundert zu zwei Dritteln aus ehemaligen Konventsmitgliedern bestehen sollte. Die Bevölkerung von Paris, jetzt ebenso fanatisch gegen, wie früher für den Radikalismus, erhob sich gegen dieses Dekret des Konvents und bedrohte die Nationalvertretung. General Menou, der Befehlshaber der Konventstruppen, war außer stande, die 20.000 Mann starke Pariser Nationalgarde auseinanderzutreiben.

Jetzt wurde Barras, das einflußreichste Mitglied des Direktoriums, zum Befehlshaber der Armee des Innern ernannt;

¹⁾ Einige Zeit trug sich Napoleon mit dem Plane, ihre Schwester Désirée zu heiraten. Sie vermählte sich später mit Bernadotte, der so der Schwager Napoleons wurde. Bernadotte war glücklicher als Napoleon; er bestieg den schwedischen Königsthron und begründete eine Dynastie.

er erinnerte sich seines Günstlings von früher her, des kleinen korsischen Offiziers, und machte Napoleon zu seinem général en second, dem die Verteidigung des Konvents übertragen wurde.

Napoleon verlangte vor allem nach Kanonen. Dem fecken Reiteroberst Murat, seinem späteren Schwager, gelang es, vierzig Geschütze in die Stadt zu bringen. Napoleon verwandelte Louvre und Tuilerien in ein verschanztes Lager; er drängte die Direktoren zurück, ihm allein sollte der Ruhm des Erfolges zu teil werden. Am Morgen des 5. Oktober (13. Vendémiaire) zogen die konventsfeindlichen Truppen aus allen Sektionen von Paris gegen die Tuilerien. Ihre Überzahl setzte den Konvent in Schrecken; selbst Napoleon hielt sich den Rückzug nach St. Cloud offen. Schon waren die Abgeordneten zu Unterhandlungen geneigt. Beide Heere standen sich bis zum Nachmittag beobachtend gegenüber. Napoleon wartete nur auf den ersten Schuß, denn nur in einer Schlacht gab es für ihn Chancen. Da endlich um 4^{1/2} Uhr fiel der ersehnte Schuß, ob vielleicht gar von Napoleon selbst veranlaßt, wird immer ein Geheimnis bleiben, denn die betreffenden Polizeirapporte fehlen in den Pariser Archiven. Nun ließ Napoleon seine Kanonen spielen und in wenigen Stunden waren die Straßen rein gesegt und die Nationalgarden bis in die entlegensten Quartiere zurückgedrängt. Ein grauenhaftes Blutbad hatte dem Konvent zum Siege verholfen.)

Die Mitteilung, die Napoleon selbst über diese entscheidungsschwerste Epoche seines Lebens später der Frau von Rémusat machte, hat wenig Glaubwürdigkeit für sich, denn es ist unwahrscheinlich, daß er sich von den Ereignissen in solcher Weise überraschen ließ.

Napoleon erzählt:

„Eines Abends befand ich mich im Theater, es war der 12. Vendémiaire (4. Oktober 1795). Ich hörte sagen, daß man für den Tag einen „Zug“ erwarte¹⁾. . . Man erzählte vor mir, daß die Nationalvertretung in Permanenz sei; ich eilte dahin; ich sah nur Verwirrung und Zaghaftigkeit. Aus der Tiefe des

¹⁾ So nannten die Pariser damals gewaltsame Bewegungen und Aufstände des Pöbels der Vorstädte, an die übrigens die Bevölkerung sich bereits wie an etwas Selbstverständliches gewöhnt hatte.

Senates erhob sich eine Stimme, die plötzlich rief: Wenn jemand die Adresse des Generals Bonaparte weiß, so ist er gebeten, zu ihm zu gehen und ihm zu sagen, man erwarte ihn im Komitee.' Ich habe es immer geliebt, den Zufall zu würdigen, der sich in



Joséphine, verwitwete Generalin Beauharnais, die erste Gemahlin Napoleons.

gewisse Ereignisse mischt; dieser hier bestimmte mich; ich ging zum Komitee. Dort traf ich mehrere Deputierte ganz verstört, unter anderen Cambacérès. Sie erwarteten einen Sturm für den kommenden Tag und konnten zu keinem Beschlusse gelangen. Man fragte mich um Rat; ich antwortete mit dem Verlangen

nach Kanonen. Dieser Vorschlag entsetzte sie. Die Nacht verging, ohne daß etwas entschieden wurde. Des Morgens kamen sehr schlechte Nachrichten. Da betraute man mich mit der ganzen Sache. Und doch wurde sogleich wieder überlegt, ob man wohl das Recht habe, Gewalt mit Gewalt zurückzuweisen. „Erwartet ihr vielleicht“, sagte ich ihnen, „daß das Volk euch die Erlaubnis geben soll, auf das Volk zu schießen? Ich bin nun kompromittiert, da ihr mich ernannt habt; es ist nur gerecht, mich gewähren zu lassen.“

Der Konvent erwies sich dankbar. Am 26. Oktober wurde Napoleon Bonaparte zum Oberkommandanten der Armee des Innern ernannt. Er hatte recht, an seinen Bruder zu schreiben: „Das Glück ist mit mir.“ Um diese Zeit hatte er die Witwe des Generals Beauharnais kennen gelernt. Bald verlobte er sich mit ihr und in dem Brautring, den er ihr schenkte, ließ er die Worte eingravieren: „Au destin!“ — „Dem Schicksal!“ Das blieb fortan seine Devise. Er wurde Fatalist und ließ sich von den Wellen des Schicksals schaukeln, die ihn allerdings auf einen Thron emporhoben. Aber eigentlich war doch er es, der das Schicksal meisterte und dessen eiserner Wille ihm die Richtung vorschrieb, die es nehmen mußte.

Niemals haben weichere Gefühle über Napoleon Macht gewonnen, nur ein einziges Mal beugte ihn die Liebe unter ihr Joch, das stärker ist als das des Kriegsgottes. Das war eben damals, als er in den Zirkeln der Pariser Gesellschaft, die sich nach dem Sturze der Schreckensherrschaft mit zügelloser Lebenslust dem Vergnügen überließ, seine spätere Gemahlin Josefine Beauharnais kennen lernte.

Sie hieß mit ihrem Mädchennamen Tascher de la Pagérie und hatte aus ihrer Ehe mit dem General Beauharnais, der vier Tage vor dem Sturze Robespierres hingerichtet worden war, zwei Kinder, einen Sohn Eugen und eine Tochter Hortense. Sie war am 24. Juni 1763 auf der Insel Martinique geboren, also sechs Jahre älter als Napoleon.

Napoleon selbst erzählte auf St. Helena über die erste Begegnung mit Josefine und den Anlaß, der sie herbeiführte, folgendes:

Als nach der Niederwerfung des Aufstandes in Paris alle Waffen abgeliefert werden mußten, erschien wenige Tage darauf

beim General Bonaparte ein hübscher Junge von beiläufig zehn Jahren und hat den General, er möge ihm den Säbel zurückgeben, den sein Vater ruhmreich für die Republik geführt habe. Der Knabe war Eugen Beauharnais, der älteste Sohn des Marquis gleichen Namens. Napoleon, der an dem aufgeweckten Knaben Gefallen fand, behandelte ihn sehr liebenswürdig und erfüllte sogleich seine Bitte.

Die Zärtlichkeit des Generals entlockte dem Knaben Tränen der Rührung und, nach Hause zurückgekehrt, wußte er seiner Mutter gegenüber die Freundlichkeit Bonapartes nicht genug zu rühmen, so daß diese sich veranlaßt fand, sich beim General anmelden zu lassen, um ihm persönlich ihren Dank abzustatten.

So sahen sich Napoleon und Josefine zum ersten Male.

Erzogen unter der tropischen Sonne der westindischen Insel, war Josefine im Herbst 1779 nach Europa gekommen, um sich mit dem Marquis Alexander von Beauharnais zu vermählen. Das Schicksal der beiden Gatten trennte sich für einige Zeit. Beauharnais wurde wieder nach Westindien verschlagen, ward dann in den Wirbel der Revolution gerissen, an die Spitze der Rheinarmee gestellt und schließlich zur Zeit des Schreckens aufs Schafott geschleppt, als eines der letzten Opfer, wenige Tage vor dem 9. Thermidor.

Josefine hatte mit ihrem Gemahl die Kerkerhaft geteilt, aber eben dieser 9. Thermidor gab ihr und ihrer Schicksalsgenossin, der schönen Cabarrus, die Freiheit und führte sie in die Arme gesellschaftlicher Freuden, für die sie geboren war. Sie war bald die glänzendste Erscheinung in den Pariser Salons.

Ihr Ruf war keineswegs fleckenlos und mit dem damals allmächtigen Barras, dem Gönner Napoleons, stand sie in zärtlichen Beziehungen. Aber selbst ihre Gegner, die ziemlich schonungslos die Hinfälligkeit ihrer Tugenden aufdeckten, konnten sich dem Zauber ihres Wesens und dem bestrickenden Reiz ihrer Unterhaltung nicht völlig entziehen. Auch Napoleons Bruder, Lucian, der ihr sehr mißgünstig ist, schreibt über sie: „Inmitten dieses zahlreichen Kreises hübscher Frauen, die allgemein für galant galten, hatte die Gymarquise von Beauharnais nichts von dem, was man Schönheit nennen könnte, aber gewisse kreolische Anklänge in den geschmeidigen Bewegungen ihrer kaum mittel-

großen Gestalt, ein Gesicht ohne natürliche Frische, dem aber die Kunstgriffe der Toilette beim Glanze der Kronleuchter zu Hilfe kamen; kurz ihre Person war nicht ohne einige Reste der anziehenden Anmut ihrer Jugend.“

Frau von Rémusat, eine feine Kennerin weiblicher Schönheit, äußerte sich über Josefine: „Ohne gerade hübsch zu sein, hatte ihre ganze Person doch einen besonderen Reiz. In ihren Zügen war Feinheit und Harmonie, ihr Blick war sanft, ihr sehr kleiner Mund wußte schadhafte Zähne gut zu verbergen; ihre etwas bräunliche Gesichtsfarbe milderte sich unter der roten und weißen Schminke, die sie geschickt verwendete; ihr Wuchs war tadellos, alle ihre Gliedmaßen edel und zart, die geringste ihrer Bewegungen leicht und elegant. Sie war keine Frau von allzuviel Geist. Sie war Kreolin, sehr kokett und ihre Bildung sehr vernachlässigt. Aber sie wußte, was ihr abging und kompromittierte niemals ihre Konversation. Sie besaß einen feinen Takt und verstand es gut, den Leuten Angenehmes zu sagen. Leider fehlte es ihr an Ernst der Empfindung und wahrer Seelengröße.“

Und dieser liebenswürdigen Kokette, deren Vergangenheit nicht ganz zweifellos war, näherte sich Napoleon mit der Miene und den Gebärden eines schüchternen Liebhabers, um ihr seine Huldigungen zu Füßen zu legen. Es ist wahr, seine Person war nicht gerade begehrenswert. Klein, kaum über fünf Fuß hoch, mit stark entwickeltem Oberkörper und den im Verhältnis viel zu kurzen Extremitäten, dabei von einer fast durchsichtigen Magerkeit, imponierte er weder durch seine Gestalt noch durch sein eckiges, scharfgeschnittenes Gesicht mit dem gelben, krankhaften Teint. Nur der Blitz der Augen verriet zuweilen, daß er zu befehlen gewohnt sei und daß er sich als geborener Herrscher fühle. Seine nervöse Reizbarkeit, die sich in unwillkürlichem Zucken des Mundes und der rechten Schulter äußerte, trug auch nicht dazu bei, den Eindruck, den seine Erscheinung damals hervorrief, zu verbessern.

Der Eindruck, den Josefine auf ihn machte, war gleich bei der ersten Begegnung tief und nachhaltig. Er selbst äußerte sich darüber auf St. Helena: „Ich war nicht unempfänglich gegen die Reize der Frauen. Aber bis dahin hatten sie mir nichts angehabt; mein Charakter ließ mich schüchtern werden in ihrer

Nähe. Erst Frau von Beauharnais gab mir meine Sicherheit. Sie sprach sich eines Tages, als ich neben ihr zu sitzen kam, mit schmeichelhaften Worten über meine militärischen Talente aus und dieses Lob berauschte mich. Ich wendete mich fortwährend an sie, folgte ihr überall hin, verliebte mich endlich leidenschaft-



Naparte.

Von Alessi, gestochen von Fassert.

lich und unsere Gesellschaft mußte es bereits, als ich noch keineswegs wagte, es ihr zu gestehen.“

Übrigens hatte es für Naparte in seiner damaligen Lage auch etwas Anlockendes, sich dem einflußreichen Barras, der die Verbindung wünschte, gefällig zu zeigen und mit der alten Aristo-

tratie, die wieder auflebte, Beziehungen anzuknüpfen. So fand denn am 9. März 1769 die bürgerliche Trauung statt. Barras und Tallien fungirten als Zeugen. Napoleon und die Braut machten unwahre Angaben über ihr Alter; Napoleon wollte am 5. Februar 1768, Josefine gar am 23. Juni 1767 geboren sein: kleine Lügen im Verhältnis zu denen, auf welchen Napoleon später das Gebäude seiner Weltherrschaft aufrichtete.¹⁾

Es ist gewiß interessant, wenn wir in einem Briefe Napoleons an Josefine aus dieser Zeit das glühende Geständnis seiner Liebe lesen. Der Verfasser des „Dialogs über die Liebe“, der eiserne Schlachtenlenker, schrieb damals:

„Du bist der einzige Gedanke meines Lebens. Wenn ich von dem Wirrwar der Geschäfte gelangweilt bin, wenn ich deren Ausgang fürchte, wenn die Menschen mich anekeln, wenn ich nahe daran bin, das Leben zu verwünschen, dann lege ich die Hand an mein Herz, Dein Bild lebt darin. Zu leben für Josefine, das ist die Geschichte meines Lebens.“

Josefine erwiderte die Liebe Napoleons durchaus nicht mit gleicher Innigkeit. Sie blieb flatterhaft und genussüchtig auch nach ihrer Verheirathung und bereitete durch ihr leichtfertiges Betragen Napoleon aufrichtigen Schmerz. Erst als er unumschränkter Machthaber geworden und sie nicht mehr im Stande war, die immer deutlicher werdenden Spuren des Alters zu verhüllen, blieb sie ihm treu und verfolgte ihn mit ihrer Eifersucht. — Seinen Stiefkindern war Napoleon der zärtlichste Vater und seine Liebe zur Familie breitet über manche Verbrechen seines Ehrgeizes einen mildernden Schleier.

Barras hatte Napoleon zur Verbindung mit Josefine hauptsächlich aus dem Grunde gerathen, weil diese Ehe am meisten dazu beitragen würde, seine korsische Herkunft zu verwischen und ihn vollständig zum Franzosen zu machen. „Und ich“, sagte Napoleon später, „wollte absolut Franzose sein. Unter allen Beschimpfungen, die damals gegen mich geschleudert wurden, war mir die des ‚Korsen‘ die empfindlichste.“

¹⁾ Auch die Brüder Josef und Lucian haben bei ihrer Vermählung unrichtige Angaben bezüglich ihrer Geburt gemacht und es ist wirklich komisch, daß sie ebenso wie Napoleon das Jahr 1768 als Geburtsjahr angaben.

Welch ein Wandel der Anschauungen im Laufe weniger Jahre! Nur als Franzose konnte er groß und berühmt werden. Die korinthischen Träume lagen weit hinter ihm!

Napoleon bekundete diese Sinnesänderung auch äußerlich in der Schreibung seines Namens. Bis zu dieser Zeit hatte er an der italienischen Form Buonaparte festgehalten. Jetzt wählte er die französischer klingende: Bonaparte. Denn nicht als Italiener, als Franzose wollte er sich unsterblichen Ruhm erringen und der Name Bonaparte widerhallte bald in der ganzen Welt.

Er findet sich zum ersten Male in dem Schreiben, in dem er dem Direktorium seine Ankunft bei der Armee in Italien anzeigte.

Zwei Tage vor der Trauung hatte nämlich das Direktorium das Dekret ausgefertigt, durch das Napoleon Bonaparte zum Chefgeneral der Armee in Italien ernannt wurde. Er riß sich aus den Armen seiner heißgeliebten Gattin los, um dem Sterne des Ruhmes zu folgen, der ihn mit seinem funkelnden Glanze auf schwindelnde Höhen führte. Damals freilich wußte er es noch nicht. Er ahnte es bloß. „Der wird nicht weit kommen,“ sagte er später einmal, „der von Anfang an weiß, wohin er geht.“





IV.

Der italienische Feldzug.

Die Lage Frankreichs im Jahre 1795 machte eigentlich den Frieden dringend notwendig. Von dem furchtbaren Alpdrucke des Schreckens befreit, atmete die Bevölkerung auf und sehnte sich nach dem ruhigen Genuße der Güter des Friedens, wie die Erde nach harter Winterstnot sich dem Frühling entgegensehnt.

Aber das Direktorium hätte seine eigene Stellung und den Bestand der republikanischen Einrichtungen in Frage gestellt, wenn es die Waffen niedergelegt hätte. Es konnte nur leben, wenn es den Krieg, den der Konvent begonnen hatte, fortsetzte. In dem Begriffe der französischen Revolution lag die Expansionsidee notwendig eingeschlossen. Schon hatte der Konvent die Einverleibung Belgiens ausgesprochen und den Rhein und die Alpen als Frankreichs natürliche Grenzen bezeichnet. Das Directoire trat sein Erbe an. Woher übrigens bei der wachsenden Lebensmittel- und Arbeitsnot das Geld nehmen, um die Tausende zu ernähren, die, falls Frieden gemacht worden wäre, von den verschiedenen Kriegsschauplätzen in die Heimat zurückgekehrt wären? Der Krieg mußte sie ernähren und überdies auch die stets leeren Kassen der Regierung füllen.

Also Fortsetzung des Krieges nach den Plänen Carnots, der im Direktorium saß! Die Westarmee unter Hoche, dem gefährlichsten Rivalen Napoleons, der aber zum Glücke unseres Helden früh starb, hatte die Aufgabe, den Aufstand der glaubenstreuen Vendéer, die für Kreuz und Krone tapfer kämpften, völlig zu unterdrücken und dann durch einen Einfall in Irland England Verlegenheiten zu bereiten. Die Rhein- und Moselarmee unter Moreau, die Sambre- und Maasarmee unter Jourdan sollten am Rhein

angriffsweise vorgehen. Der italienischen Armee, die an der Riviera, eingekesselt zwischen dem Meere und dem Gebirge, stand, fiel die Eroberung Oberitaliens als Aufgabe zu, während Kellermann die Alpenpässe schützen sollte.

Die italienische Armee schien lange nicht die wichtigste und allgemein glaubte man, daß Frankreichs Geschicke sich am Rhein entscheiden würden. An der Spitze der italienischen Armee stand ein junger Mann, der wohl schon Proben seiner Kühnheit und seines Magemutes abgelegt hatte, aber als Chefgeneral den wenigsten Vertrauen einsößte. Aber dieser junge Mann hatte, als man ihm mittheilte, daß er durch Barras' Protektion das Oberkommando erhalten werde, geantwortet: „Glauben denn die Leute, daß ich der Protektion bedarf, um emporzukommen? Sie werden eines Tages nur allzuglücklich sein, wenn ich ihnen die meinige zuwende. Ich habe meinen Degen an der Seite und mit ihm komme ich weit genug.“

Dieser 27jährige republikanische General war aus jenem Holze geschnitten, aus dem große Feldherren und hervorragende Staatsmänner gemacht werden. Er war nicht bloß ein Meister auf dem Schlachtfelde, unübertroffen in der Schnelligkeit seiner Bewegungen und der genialen Ausnutzung der gebotenen Verhältnisse, er war auch ein unvergleichlicher Organisator und ein Staatsmann von eiserner Konsequenz, der das Gewicht seiner kalten Berechnung in die Waagschale warf und damit hundert Argumente der Gerechtigkeit und Großmut in die Luft schnellte.

Am 26. März traf Napoleon im Hauptquartier in Nizza ein; vor seinem Abschied warf er die Worte hin: „J'y périrai ou je vaincrai!“ „Ich werde zu Grunde gehen oder siegen!“ — Er siegte. — Er umgab sich mit einem Stab der trefflichsten Offiziere, wie: Junot, Victor, Murat, Marmont, Lannes, Soubert, Suchet, Berthier, alle später Marschälle des Kaisers. Unter den damaligen Generalen ragen hervor: Masséna, das „geliebte Kind des Sieges“, Augereau, Sérurier und andere, die mit neidischer Bewunderung zu ihrem jungen Oberkommandanten emporblickten.

Bald waren alle Soldaten bis zum letzten Mann vom Zauber seiner Persönlichkeit gefangen und hingen mit Begeisterung an dem petit caporal, dem kleinen Korporal, den sie zugleich

liebten und fürchteten, für den sie lebten und starben, der fast Unmögliches von ihnen fordern durfte, weil er ihnen unerhörten Ruhm und unermeßliche Beute verschaffte.

Als Napoleon in Italien erschien, fand er die Truppen so gut wie von allem entblößt. Die Soldaten hatten kaum zu essen; sie liefen barfuß und in zerrissenen Kleidern einher. Den Offizieren ging es nicht viel besser. Die armen Apenninendörfer boten nicht genügend Proviant; die Disziplin war gelockert, der Geist der Soldaten matt; es fehlte an allem.

Wie verheißungsvoll klang da das Manifest des jungen Oberfeldherrn, der Beute und Ruhm verheiß: „Soldaten! Ihr seid unbekleidet, schlecht genährt, die Regierung schuldet euch viel, aber sie kann euch nichts geben. Euere Geduld und euer Mut inmitten dieser Felsen sind bewunderungswürdig, aber sie verschaffen euch keinen Ruhm und kein Strahl des Glanzes fällt auf euch. Ich will euch in die fruchtbarsten Gefilde der Welt führen; blühende Provinzen, große Städte werden zu eurer Verfügung sein. Dort werdet ihr Ehre, Nutzen und Reichthum finden! Soldaten von Italien! kann es euch da an Mut und Ausdauer fehlen?“

Kann man die Worte geschickter wählen, um Soldaten, die der Hunger nach Ruhm und Genuß aufzehrte, zu den äußersten Anstrengungen aufzustacheln? Nichts mehr von Freiheit, Brüderlichkeit und Gleichheit: Napoleon kämpft für seinen Ehrgeiz und das Direktorium will Ruhm und Gold. Jetzt beginnen jene schamlosen Erpressungen, durch die Napoleon Italiens Fürsten und Städte zwingt, ihre wertvollsten Kunstschätze auszuliefern, um sie nach Frankreich zu senden, ebenso viele Herolde seines Ruhmes und Staffeln zu seiner Macht.

Mit genialem Scharfsinn durchbrach Napoleon die lange feindliche Kette, die sich vor ihm entfaltete; er warf sich bei Montenotte auf die Österreicher unter Beaulieu, 12. April 1797, und schlug sie vollständig. Das war der Beginn seiner märchenhaften Siege auf italienischem Boden. Wie ein Keil hatte er sich zwischen die Piemontesen und Österreicher hineingeschoben und durch das Gefecht bei Mondovi, 21. April, nötigte er den König von Sardinien, Viktor Amadeus, zum Waffenstillstand. Nach dem glänzenden Siege bei Lodi, am 9. Mai, wo

Napoleon die Brücke über die Adda im Sturm zu nehmen befohl, hielt er seinen feierlichen Einzug in Mailand. Beaulieu räumte die Lombardei.

Napoleon schrieb nach Paris an die Direktoren: „Ich habe Eueren Friedensvertrag mit Sardinien erhalten. Die Armee hat ihn gutgeheißen.“ Das war eine stolze Sprache, die bereits ankündigte, daß jetzt das Schwert zu entscheiden hatte und nicht bloß das Geschwätz von ein paar „lumpigen Advokaten“, wie Napoleon sich gelegentlich ausdrückte.

Das Direktorium erkannte die gegen seine Stellung gerichtete Spitze in dem Schreiben des kommandierenden Generals. Kellermann erhielt den Befehl, seine Alpenarmee mit der Napoleons zu vereinigen; beide sollten fortan gemeinsam operieren. Napoleon war nicht gewillt, sich dem zu fügen. Wie, ein zweiter sollte die Früchte des Ruhmes und der Ehre, mit denen er vor der Nachwelt glänzen wollte, mit ihm teilen? Nein, das durfte unter keinen Umständen geschehen. Napoleon schrieb an das Direktorium: „Bei der gegenwärtigen Lage der Dinge in Italien ist es unerläßlich, daß Ihr einen Feldherrn habt, der Euer ganzes Vertrauen besitzt. Bin ich es nicht, so werde ich mich darüber nicht beklagen; ich werde dann meinen Eifer verdoppeln um Euer Achtung auf jedem andern Posten zu verdienen, den Ihr mir anvertraut. Jeder hat seine Art, Krieg zu führen. General Kellermann hat mehr Erfahrung und wird ihn besser führen als ich. Aber wir beide gemeinsam werden es schlecht machen.“

So schrieb damals Napoleon, der seinen brennenden Ehrgeiz hinter vorsichtigen Worten zu verbergen trachtete, jener Napoleon, der als Konsul zu Frau von Rémusat gesagt hatte: „Das Schlachtfeld hat für den Ehrgeizigen keine Gefahren mehr, die Kanone grollt vergeblich und ihr Brüllen ist nichts weiter als der Klang, der nach einem Jahrtausend noch unseren Enkeln den Namen eines Braven verkünden soll.“

Das Direktorium gab nach. Napoleon blieb alleiniger Oberfeldherr und erst von jetzt an glaubte er, wenn man den Denkwürdigkeiten von St. Helena Glauben schenken darf, an seine Größe und an seinen Beruf, eine entscheidende Rolle in der Politik Frankreichs zu spielen.

Österreich machte die heldenmütigsten Anstrengungen, dem

Kriege in Italien eine günstigere Wendung zu geben. Der Kaiser Franz II. wollte seine italienischen Besitzungen unter allen Umständen behaupten. Vielleicht wäre es besser gewesen, die Armee am Rhein zu verstärken, wo der junge Erzherzog Karl — er war noch jünger als Napoleon und bedeckte sich gleich diesem schon frühzeitig mit unvergänglicher Ruhme — gegen Jourdan und Moreau bedeutende Erfolge errang und die Franzosen über den Rhein zurücktrieb.

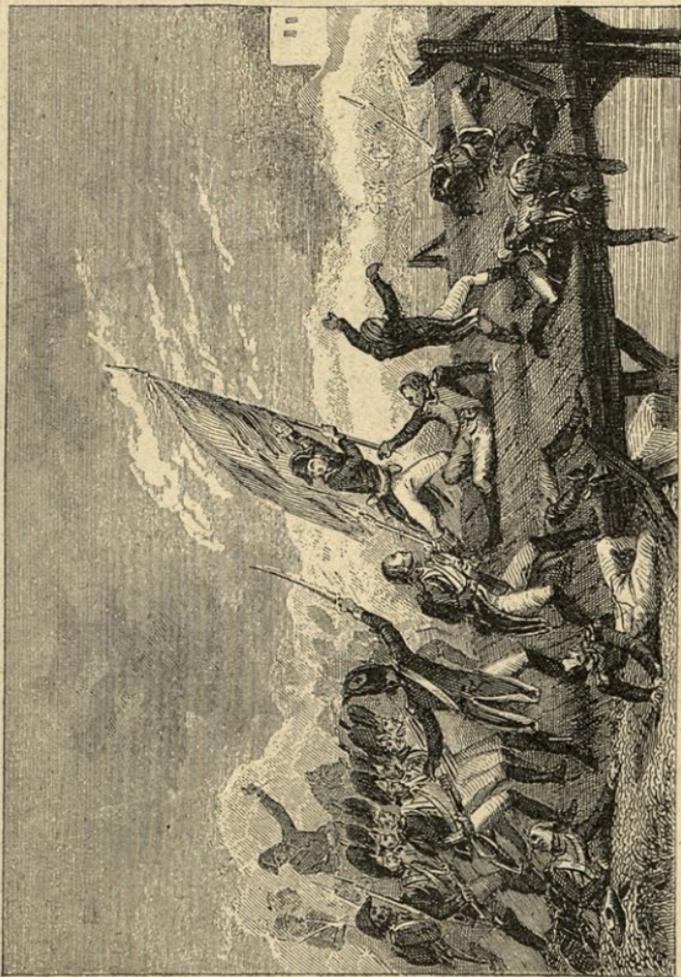
Aber die österreichischen Staatsmänner hielten Italien für wichtiger und so wurden denn heroische Anstrengungen gemacht, um diesen Besitz zu behaupten. Vier Entsatzarmeen rückten nach Italien, um Napoleons Siegeszug aufzuhalten und das von ihm belagerte Mantua, den Schlüssel Oberitaliens, zu entsetzen. Alles vergeblich.

Die Siege Napoleons bei Castiglione (5. August) und Bassano (8. September) über Wurmsjer, bei Arcole (17. November) und Rivoli (am 14. und 15. Jänner 1798) über Alvinczy machten alle Entsatzversuche vergeblich. Bei Arcole, wo es galt den Übergang über die Brücke zu erzwingen, ehe die feindlichen Verstärkungen eintrafen, ergriff Napoleon selbst eine Fahne und stürmte an der Spitze seiner Suite auf die Brücke hinaus. Ein Adjutant fällt neben ihm, mehrere Offiziere werden verwundet; Napoleon bleibt aufrecht, die Fahne in der Rechten, mit der Linken voranweisend. Umsonst, der Ansturm der Kroaten Alvinczys ist zu mächtig, die Franzosen weichen zurück, Napoleon wird in einen Sumpf gerissen und nur den übermenschlichen Anstrengungen seines Adjutanten Marmont und seines Bruders Ludwig gelingt es, ihn aus dem Morast zu befreien. Erst am dritten Tag entscheidet die Ausdauer der französischen Soldaten den lange schwankenden Sieg. Bei Rivoli war es besonders Masséna, dessen heldenmütiges Eingreifen den Sieg an die französischen Waffen knüpfte.

Die Folge dieser beispiellosen Triumphe einer genialen modernen Kriegsführung über die alte, abgelebte, systematische Strategie war die Übergabe Mantuas, das am 3. Februar, vom Hunger bezwungen, fiel. Napoleon gewährte dem tapferen Wurmsjer alle Ehren eines unvermeidlich gewordenen Abzuges.

Nach dem Falle Mantuas hätte Napoleon nicht ungern die Hand zum Frieden geboten. Es war ihm wohlbekannt, daß

Frankreich sich nach dem Frieden sehnte, um endlich die Wunden, die die Revolution dem Lande geschlagen hatte, vernarben zu lassen. Aber der Kaiser und sein Minister, der staatskluge und patrio-



Auf der Brücke von Arcose.

tisch denkende Thugut, wollten die Waffen noch nicht strecken; sie hofften auf das Eintreten außerordentlicher Umstände und Erzherzog Karl, der Sieger von Würzburg, sollte nun den Siegeslauf Napoleons in Italien aufhalten.

Napoleon hatte zunächst einen Zug in das römische Gebiet unternommen, um den Papst zu strafen, der die revolutionären Kirchengesetze nicht anerkennen wollte. Auf seinem Siegeszuge nach Ancona beruhigte er die Bevölkerung und nannte sich selbst Beschützer der Religion, er, dem die Religion nie Herzenssache, sondern stets nur ein Gegenstand politischer Berechnung war. In Ancona scheinen ihm zum ersten Male Gedanken an eine im Orient zu spielende Rolle gekommen zu sein. Die Gestalt eines Alexanders des Großen beschäftigte seinen Geist; eine Zertrümmerung des osmanischen Reiches schien ihm nicht unmöglich.

Durch den Vertrag von Tolentino, den Papst Pius VI. mit Bonaparte schließen mußte, kam Avignon, die sogenannten „Legationen“ Bologna und Ferrara, die Romagna und Ancona an Frankreich, dem überdies der Papst 15 Millionen Franken zahlen mußte. Die herrlichsten Schätze der päpstlichen Sammlungen schickte Napoleon nach Paris; auch die Madonna von Loretto wanderte mit dem Kirchenschatze im Werte von mehr als einer Million in die französische Hauptstadt.

Am 11. März eröffnete Napoleon den neuen Feldzug gegen das stolze Habsburgerreich; er dachte bereits daran, die altersmorsche Republik Venedig zu vernichten und sie Oesterreich anzubieten als Entschädigung für die Lombardei, aus der er die cisalpinische Republik gebildet hatte. Bernadotte war zu ihm gestoßen und hatte seine Armee auf 75.000 Mann verstärkt. Mit diesen zog er ins Inzotal und der Vortrab Massénas nahm Tarvis und Villach. Erzherzog Karl mußte sich zurückziehen, und bald stand Napoleon in Klagenfurt und war auf der Straße nach Wien.

Aber seine Lage, so weit weg von Frankreich und von allen Quellen abgeschnitten, war nichts weniger als günstig. So schrieb er denn jenen berühmten Brief an den Erzherzog Karl, in welchem es heißt: „Sie, Herr Chefgeneral, der Sie durch ihre Geburt dem Throne so nahe stehen und erhaben sind über die kleinen Schwächen der Minister und Regierungen, sind Sie entschlossen, sich den Titel des Wohltäters der Menschheit, des wahren Erretters von Deutschland zu verdienen? Was mich betrifft, ich würde, wenn die Eröffnung, die ich Ihnen hiemit zu machen die Ehre habe, das Leben auch nur eines einzigen



Napoleon in der Schlacht bei Rivoli.
F. E. S. Philippoteaux.

Menschen retten könnte, stolzer sein auf die damit eroberte Bürgerkrone, als auf den traurigen Ruhm, der aus kriegerischen Erfolgen erwächst.“

Napoleon als Menschenfreund und Verächter des Krieges! — ein neuer theatralischer Mantel, in den sich dieser genialste Schauspieler der Welt zu drapieren für gut fand. — Der kaiserliche Hof, der Napoleon für zu stark hielt und die eigene Lage zu ungünstig beurteilte, entschloß sich nach einigem Zögern, auf die angebotenen Friedensunterhandlungen einzugehen. Napoleon hatte sein Hauptquartier im bischöflichen Schlosse Göß bei Leoben aufgeschlagen und im sogenannten Eggenwaldischen Garten zu Leoben wurde der Präliminarfriede unterzeichnet. Am 17. Oktober 1797 wurde in Passariano bei Udine der aus dem Schlosse von Campo Formio datierte definitive Friede abgeschlossen. Früher wurde noch Venedig zertrümmert, dessen Gebiet bis zur Etsch Napoleon als Entschädigung an Oesterreich abtrat. Frankreich erhielt Belgien und die Ionischen Inseln; Oesterreichs Besitztum an Italien ging an die neugebildete cisalpinische Republik über, die eigentlich eine Provinz Frankreichs war, ebenso das Gebiet des Herzogs von Modena, der durch den österreichischen Breisgau entschädigt wurde. Dafür erhielt Oesterreich das Erzbistum Salzburg. Der Rhein sollte Frankreichs Grenze bilden und ein Kongreß zu Rastatt über die Entschädigungsansprüche der geistlichen und weltlichen Fürsten Deutschlands entscheiden.

Raum ist ein zweiter Friedensschluß in der Weltgeschichte so voller Unaufrichtigkeiten und Falschheiten abgeschlossen worden, als der zu Campo Formio. Aber Napoleon wollte den Frieden und in seinen Verhandlungen mit dem österreichischen Gesandten Cobenzl hatte er einmal, als neue Verzögerungen eintraten, einen förmlichen Wutanfall. Er schleuderte eine kostbare Waße, ein Geschenk der Kaiserin Katharina an Cobenzl, mit den Worten, so werde er die österreichische Monarchie zerschmettern, auf den Boden und stürzte unter Toben und Schreien aus dem Saale. Nur mit Mühe ließ er sich von den Seinen beruhigen. Es ist keine Frage, daß sein Nervensystem gerade damals furchtbar erregt war, schließ er doch kaum drei Stunden und war von einer Arbeitsfähigkeit, die uns geradezu erstaunlich erscheint. Damals war er übrigens durch den Genuß einiger Gläser Punsch und den zähen Wider-

spruch des österreichischen Gesandten auf das äußerste aufgeregt; dennoch aber ist es sicher, daß derartige Szenen, in denen die brutale Gewaltnatur des plebejischen Emporkömmlings hervorbrach, oft nicht ohne Berechnung waren.

Auch die französische Regierung spürte damals keine starke Hand. Durch die Neuwahlen im April 1797 waren fast lauter Gemäßigte in die gesetzgebende Versammlung gewählt worden und auch im Schoße des Direktoriums waren die konservativen Mitglieder Carnot und Barthélemy antirepublikanischer Gesinnungen verdächtig. Napoleon, der einen Sieg der Royalisten unter allen Umständen verhindern wollte und ihr Anerbieten, ihn zum Herzog zu machen und ihm das erbliche Vizekönigtum von Korsika und den Marschallstab zu übertragen, höhnisch zurückwies, schickte den General Augereau nach Paris, der die royalistische Partei mit rücksichtsloser Strenge unterdrückte und ihre Anhänger einkerkerterte und deportierte.

Er selbst entflammete den republikanischen Geist seiner Soldaten durch tönende Ansprachen: „Soldaten! Die Berge, die uns von Frankreich trennen, ihr würdet sie mit dem Fluge des Adlers übersteigen, wenn es gälte, die Verfassung aufrecht zu erhalten, die Freiheit zu verteidigen, die Regierung und die Republikaner zu beschützen. Soldaten, die Regierung wacht über den Gesetzen, die ihrem Walten anvertraut sind. Sobald die Royalisten sich nur zeigen, haben sie ihr Leben verwirkt. Seid ohne Sorge und laßt uns bei den Manen der Helden, die an unserer Seite für die Freiheit fielen, laßt uns auf unsere neuen Fahnen schwören: unversöhnlichen Krieg den Feinden der Republik und denen der Verfassung des Jahres III.“

Und an die Mitglieder des Rates der Fünfhundert richtet er die drohenden Worte: „Ich prophezeie Euch, und ich spreche im Namen von 80.000 Mann: die Zeit, da feige Advokaten und elende Schwärzer die Soldaten guillotinierten ließen, ist vorbei!“

Bald kam der ruhmgekrönte Sieger von Montenotte, Lodi, Arcole und Rivoli selbst nach Paris. Am 17. November verließ er sein Hauptquartier in Mailand und begab sich zunächst nach Rastatt, wo mittlerweile der Kongreß schon zusammengetreten war. Dort blieb er nur wenige Tage, aber lange genug, um mit

dem Gefühle grenzenloser Verachtung der Zerbröckelung des altersschwachen heiligen römischen Reiches deutscher Nation und dem Länderschacher der deutschen Fürsten zuzusehen. Seit Raftatt, wo Napoleon in denselben Räumen residirte, in denen einst Villars gewohnt hatte, datirt seine Verachtung Deutschlands und die Geringschätzung, mit der er dessen Fürsten behandelte. Trocken, verschlossen und schneidend trat er den Diplomaten in Raftatt entgegen. Ihre Huldigungen gewannen ihm nur ein spöttisches Lächeln ab.

Am 25. November hatte er, noch vor dem kaiserlichen Gesandten, dem Grafen Cobenzl, im achtspännigen Galawagen seinen Einzug in Raftatt gehalten.

Am 1. Dezember kamen die Verhandlungen zum Abschluß. Osterreich verzichtete auf Mainz und erhielt Venedig. Das linke Rheinufer sollte Frankreichs Grenze werden.

Am 2. Dezember verließ Napoleon die badische Stadt, am 5. war er in Paris.

Er brachte den Sieg und den Frieden mit.





V.

Ägypten.

Gegen Abend des 5. Dezember langte Napoleon in der französischen Hauptstadt an; er wollte möglichst unbemerkt bleiben und stieg in dem kleinen Hause ab, welches seine Gemahlin in der Rue Chantereine besaß. Aber ganz gelang es ihm nicht, sein bescheidenes Inkognito beizubehalten. Allzu laut war der Schall seiner Taten und das Entzücken der Pariser über den Frieden, den er ihnen geschenkt hatte.

Gleich nach seiner Ankunft erschien Barras, um ihn im Namen des Direktoriums zu beglückwünschen. Der Stadtrat von Paris nannte die Straße, in der er wohnte, die Siegesstraße, Rue de la victoire. Die Akademie der Wissenschaften ernannte ihn zu ihrem Mitgliede, eine Auszeichnung, über die er die größte Freude bezeugte, wie er denn überhaupt fast nur mit Gelehrten und Künstlern verkehrte und den Schein zu verbreiten suchte, als liege die Politik ihm meilenferne. Er zeigte sich wenig öffentlich und fuhr immer in einem einfachen Wagen ohne Gefolge aus; doch drängte sich stets eine dichte Volksmenge an das Gitter seines Gartens, um den kleinen, schwächlichen Mann mit den großen Augen in dem mageren Gesichte und dem tief in Stirn herabhängenden Haar zu bewundern, der häufig ganz allein und in Gedanken versunken auf und ab ging.

Als Bourienne zu ihm sagte, es müßte ihn doch mit stolzer Freude erfüllen, zu sehen, wie die Leute sich um ihn drängen, bemerkte er: „Bah, das Volk würde sich ebenso herzudrängen, wenn ich zum Schafott ginge.“ Aber trotz der scheinbaren Undurchdringlichkeit, in die er sein ganzes Wesen einhüllte, gab es doch viele, die ihn durchschauten. Augerau nannte ihn „einen

verwegenen Wühler, den man nicht scharf genug beobachten könne“. Bald darauf wurde Magerau des Kommandos der Rheinarmee enthoben und an die äußerste spanische Grenze versetzt.

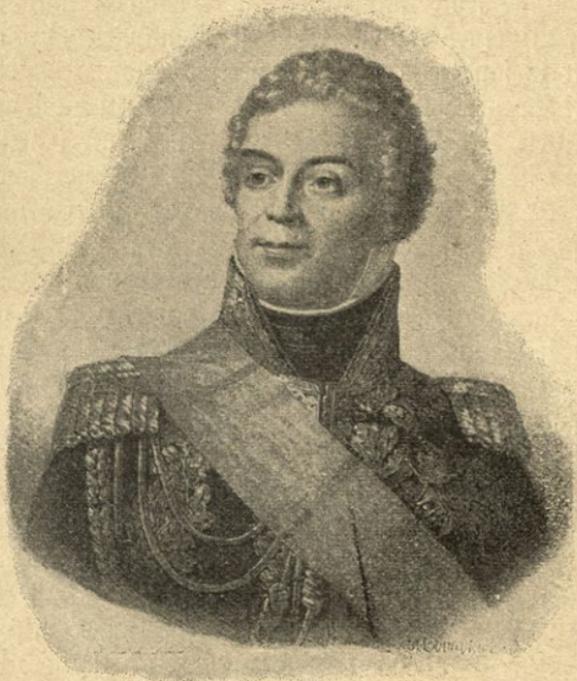
Napoleon verachtete das Direktorium, aber er hielt die Zeit noch nicht für gekommen, um es zu stürzen. Das Direktorium fürchtete ihn, doch wollte es den Schein erwecken, als stände es mit dem siegreichen Feldherrn auf dem besten Fuße. Daher veranstaltete es zur Feier des Friedensschlusses von Campo Formio ein glänzendes Fest, das am 10. Dezember 1797 im Palais Luxemburg stattfand, dessen Hof in ein Amphitheater verwandelt worden war.

Gefang eröffnete die Feier. Plötzlich verstummten die Klänge; brausende Hochrufe erschollen: „Es lebe der Befreier Italiens, der Friedensstifter des Welttheils!“ Napoleon tritt ein, geleitet von zwei Ministern, gefolgt von seinen Adjutanten, die ihn alle fast um Haupteshöhe überragten. Ruhig und gemessen schreitet er auf den Altar des Vaterlandes zu, der mit den erbeuteten Fahnen und Trophäen geschmückt war und vor dem die fünf Sessel standen, auf denen die Direktoren in ihren prunkvollen Amtskleidern saßen. Bei seinem Eintritte erhoben sie sich von den Sizen und entblößten das Haupt. Nun hielt zuerst Talleyrand, der Minister des Äußeren, eine Rede an den Gefeierten, die mit der Mahnung schloß, „das perfide Albion zum Heile Frankreichs und der Welt niederzuwerfen“. Hierauf ergriff Napoleon selbst das Wort. Er war kein Redner, so lebhaft er auch eine Konversation zu führen wußte. Diesmal verdunkelte er wohl absichtlich den Sinn seiner Worte und die Überraschung war groß, als er mit dem orakelhaften Satze schloß: „Wenn einmal das Glück des französischen Volkes auf die besten organischen Geseze gegründet sein wird, dann wird auch ganz Europa frei werden.“

Waren diese Worte gegen das Direktorium gerichtet? Vielleicht fühlten es die Männer der Regierung; jedenfalls äußerten sie nichts dergleichen. — Auch die lange und schwulstige Rede, die Barras hielt, als der General Bonaparte geendigt hatte, klang in den Satz aus, „daß das Direktorium den Hauptwert des erlangten Friedens darin sehe, daß er es ermögliche, England zu vernichten“. Hierauf stieg Barras von der Rednerbühne und gab

Bonaparte den Bruderkuß; die anderen Direktoren folgten seinem Beispiele. Niemand vermochte die Gedanken zu lesen, die hinter den verschlossenen Mienen Napoleons ruhten.

Also Krieg gegen England. Napoleon wünschte ihn, denn er wußte, daß es für ihn noch größeren Ruhmes bedurfte, um das letzte Ziel seines Ehrgeizes, die Alleinherrschaft im Innern, zu erreichen. Das Direktorium wünschte ihn, denn ihm hing



Generalstabsschef Berthier.

dieser kleine, räthelhafte General in Paris unheimlich zu werden an. Nur wenn er fern von Frankreich weilte, konnten die Direktoren hoffen, ihre Stellung im Lande zu befestigen.

Zudem schien der Plan eines Krieges mit England gerade damals nicht aussichtslos. Das Bündnis, das Frankreich im Jahre 1796 mit Spanien abgeschlossen hatte, nötigte England, alle seine Schiffe aus dem Mittelmeere zur Deckung seiner eigenen

Rüsten zurückzurnfen, es blockierte den Hafen von Cadix und überwachte die Küste Hollands, das, mit Belgien vereinigt, in eine batavische Republik umgewandelt worden war.

Aber ein Krieg mit England kostete Geld. Man raubte es den beiden neuen Republiken, die man gerade zu dieser Zeit ins Leben rief. In Rom war nämlich damals eine demokratische Erhebung ausgebrochen, die von den päpstlichen Truppen rasch unterdrückt wurde. Dabei war auch durch einen unglücklichen Zufall der junge französische General Dufhot ums Leben gekommen, der mit einer Schwägerin Josef Bonapartes, des damaligen französischen Gesandten in Rom, verlobt war. Sogleich wurde furchtbare Rache genommen; Berthier rückte in die Ewige Stadt ein und führte den Papst Pius VI., einen fast achtzigjährigen, ehrwürdigen Greis, als Gefangenen ab. Die Römer aber mußten neuerdings 23 Millionen Franken an das Direktorium zahlen.

Ebenso gewaltsam war das Vorgehen des Direktoriums gegen die Schweiz, wo die wadtländischen Demokraten den Schutz Frankreichs gegen die Herren in Bern anriefen, der ihnen auch alsbald zu teil wurde. General Brune rückte ins Land, nahm am 5. März 1798 die Bundeshauptstadt Bern ein und bemächtigte sich des reichen Schatzes und all der Kriegsvorräte, die dort aufgestapelt waren.

Bald gab es zwei neue Töchterrepubliken, die „römische“ und die „helvetische“ und die leeren Kassen des Direktoriums füllten sich. Napoleon wurde zum Oberfeldherrn gegen England ernannt und begab sich im Februar 1798 nach Brest, Cherbourg und Boulogne, um die im Gange befindlichen Rüstungen zu inspizieren. Aber bald überzeugte er sich, daß diese noch lange nicht hinreichten, um mit Englands Seemacht den Kampf aufnehmen zu können. So schlug er denn dem Direktorium die Eroberung Maltas und Aegyptens vor. Seit jeher hatte der Orient auf Napoleon einen unwiderstehlichen Zauber ausgeübt und seine Phantasie mit kühnen Bildern erfüllt. „Europa“, äußerte er sich einmal zu Bourienne, „ist nur ein Maulwurfshaufen, es hat stets nur im Orient große Reiche und mächtige Revolutionen gegeben, dort, wo sechshundert Millionen Menschen wohnen.“

Aber Napoleon wäre nicht er selbst gewesen, wenn er sich nur durch vage Illusionen und phantastische Träumereien zu

seinen Taten hätte verlocken lassen. Mit dem Gedanken an eine Eroberung Aegyptens verband er auch ganz praktische Ziele. Er wollte Englands Handel in Indien treffen, er wollte die Türkei unter das Joch Frankreichs beugen und — was ihm mehr als alles galt — er wollte durch unerhörte Taten seinem Ruhme neuen Glanz hinzufügen und sich so noch in erhöhterem Maße, als dies bis jetzt der Fall war, zum ersten und unentbehrlichsten Mann in Frankreich machen. Deshalb wollte er auch auf keinen Fall länger als einige Monate von Frankreich fernbleiben, wo man seiner bei der Schwäche aller Parteien mehr als je bedurfte. Deshalb sollte aber auch durch die Verbindung kriegerischer Ehren mit den Triumphen der Wissenschaft die nationale Ruhmsucht des französischen Volkes in einer ganz ungewöhnlichen Weise aufgestachelt werden.

Ja, es ist sogar nicht ganz unwahrscheinlich, daß er die kritische Lage Frankreichs, gegen das sich ein Bündnis Englands, Rußlands und Oesterreichs bildete, ausnützen wollte, um seine eigenen persönlichen Zwecke zu fördern. Wenigstens steht damit eine Bemerkung im Einklange, die sich in seinen auf St. Helena niedergeschriebenen Memoiren vorfindet: „Damit ich Herr in Frankreich würde,“ heißt es dort, „mußte in meiner Abwesenheit das Direktorium Unglück erleben, so daß meine Rückkehr den Sieg unseren Fahnen wieder zuführte.“

Diesem Charakter der Expedition entsprechend, war daher die Anzahl der nach Aegypten bestimmten Truppen nicht allzu groß, aber es war die auserlesenste Mannschaft und von den später so berühmten Marschällen des Kaiserreiches fehlte kaum einer: Berthier, Beauharnais, Bertrand, Davoust, Duroc, Junot, Lannes, Marmont, Lavalette, Murat, Rapp, Savary begleiteten Napoleon, der am 12. April zum Oberbefehlshaber der Orientarmee ernannt wurde und nach mancherlei Zwischenfällen in Toulon die Anker lichtete. Wie durch ein Wunder entging die französische Flotte dem Geschwader der Engländer, das unter dem genialen Horace Nelson im Mittelmeere kreuzte. Mehr als je war Napoleon von der Untrüglichkeit seines „Glückes“ überzeugt und seine fatalistische Anschauung übertrug sich auf seine ganze Umgebung, die sich willig seiner Führung unterordnete.

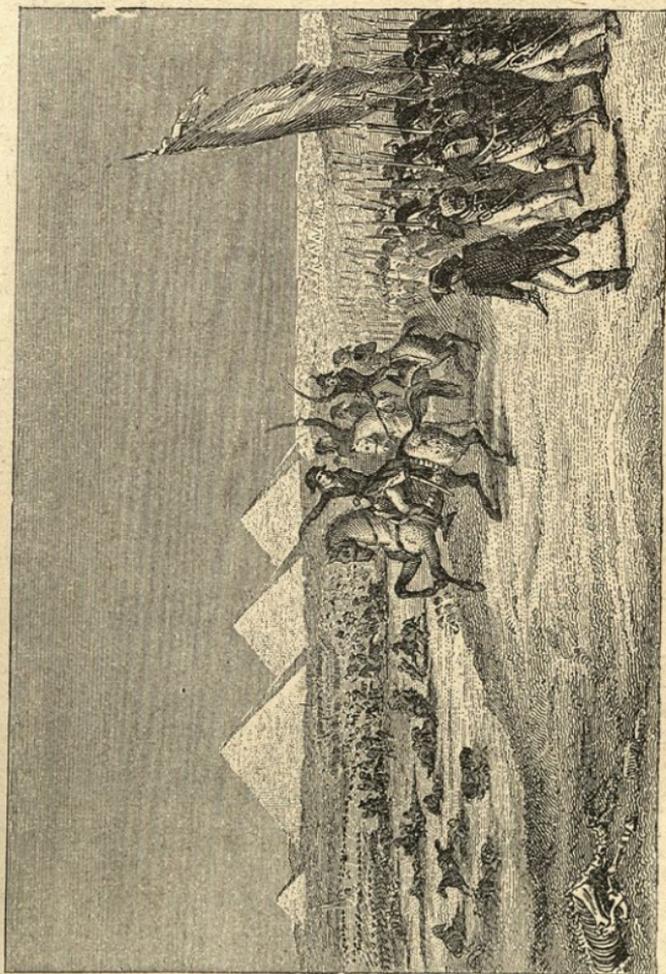
Am 9. Juni traf die Flotte vor Malta ein und, fast ohne einen Schuß zu wagen, übergab der damalige Großmeister des Johanniterordens, dem die Insel seit 1522 gehörte, die Feste Lavallette an Napoleon; die Ritter zogen, mit kärglichen Pensionen bedacht, von dannen, wenn sie es nicht vorzogen, in die Armee des Siegers einzutreten. Eine wichtige Station des Mittelmeeres war hiemit in die Gewalt Frankreichs gelangt.

Auch die weitere Fahrt der französischen Schiffe war von außerordentlichem Glücke begünstigt. Der Stern Napoleons sollte noch lange steigen, ehe er sich zum Niedergange neigte. Allerdings wußte Nelson von dem Plane Napoleons, aber während er an der nordafrikanischen Küste hinsegelte, fuhr Napoleon knapp an der Südseite Kretas gegen Osten; als Nelson nach Alexandrien kam und den Hafen leer fand, segelte er eiligst weiter, um Napoleon, wie er meinte, in Syrien zu treffen. Zwei Tage nach ihm kam Napoleon nach Alexandrien und beschleunigte seine Landung.

Er war einer der ersten, der das Land seiner Sehnsucht, das Land ewiger und uralter Geheimnisse, betrat. Der Mond goß sein Silber über die Sandflächen, durch die Napoleon mit einem kleinen Teil seiner Truppen watete; am Morgen sahen sie die Minarets und Kuppeln von Alexandrien in der Sonne aufblitzen und nach kurzem Kampfe drangen sie in die Stadt ein. Sofort richtete Napoleon eine Proklamation an die Bevölkerung, in der er sich als Freund des Sultans und Feind der räuberischen Mameluken erklärte, die das Land bedrücken und aussaugen. Er sei gekommen, um den Islam zu beschützen; er habe den Papst gefangen genommen und die Malteser-Ritter, die erbitterten Feinde der Mohammedaner, vernichtet. Er pries Mohammed und den Koran und verkündete die Gleichheit aller Menschen vor Gott. Die Religion war dem ehrgeizigen Eroberer ja immer nur Sache der Politik; er wäre ein Muselman geworden, wenn es in seinem Interesse gelegen hätte.

Nun zog er, nachdem er Alexandrien in Verteidigungszustand gesetzt hatte, auf dem kürzesten Wege durch die glühende Wüste gegen Kairo. Es war ein entschlicher Marsch. Die Soldaten litten unter der sengenden Sonnenglut und waren keinen Augenblick vor den sie umschwärmenden Mameluken sicher. Rasch

wurden dann beim Herannahen einer feindlichen Schar Karrees gebildet und jedesmal ging ein lautes Lachen durch die Reihen der Krieger, wenn der Ruf erscholl: „Die Gelehrten und Halb-



Die Schlacht bei den Pyramiden.

gelehrten (so nannte nämlich der Soldatenwitz die Esel, die die Bagage trugen) in die Mitte!“

Bei Schebrahit (Chebreis) fand das erste unbedeutende Gefecht mit dem kühnsten und bedeutendsten Mameluken-Bei

Murad-Bei statt.¹⁾ Erst bei den Pyramiden kam es am 21. Juli zu einer großen Schlacht mit den gesamten Streitkräften der Mameluken. In seiner Ansprache an die Soldaten hat Napoleon, wie so häufig, das zündende Wort gefunden, um ihren Mut zu entflammen. „Soldaten!“ sprach er zu ihnen, „bedenkt, daß von den Spitzen dieser Pyramiden vier Jahrtausende auf euch herabsehen!“ Es berauschte seine Phantasie, daß er, der Sohn der Revolution, unter dem Schatten dieser uralten Steinkolosse aus der Pharaonenzeit, kämpfen und siegen sollte. Erinnerungen an Alexander den Großen, Cäsar und Augustus tauchten in seiner ruhmbegierigen Seele auf.

Die Schlacht bei den Pyramiden war blutig, aber sie endete mit einem vollständigen Siege der Franzosen. Am 22. Juli zog Napoleon in Kairo ein. Die Soldaten waren enttäuscht. Statt der Pracht des Orients fand man nur dessen Schmutz und Elend. Die verheißenen Schätze waren nicht da; der Armee bemächtigte sich eine dumpfe Resignation, man sehnte sich nach der Heimat; viele Soldaten stürzten sich vor Verzweiflung in den Nil; viele Offiziere baten um ihren Abschied. Zu alledem traf eben damals eine niederschmetternde Nachricht aus Alexandrien ein: Nelson hatte endlich die französische Flotte, die in der Rhede von Abukir lag, aufgefunden und den Admiral Brueys nach kurzem Kampfe vollständig besiegt.

Das Admiralschiff „Orient“ war mit dem Kommandanten und der ganzen Besatzung in die Luft geflogen. Unter dem Rufe „Vive la République!“ gingen die Helden unter. Napoleon nahm die Nachricht von der Vernichtung seiner Flotte scheinbar gleichmütig auf. „Er könne nicht überall sein“, äußerte er sich zu seiner Umgebung. Zu seinem Jugendfreunde Marmont sagte er: „Man muß den Kopf über die Bogen erheben und die Bogen werden sich legen.“ In Wahrheit aber erkannte er bald die ganze Tragweite dieses Unglücks; seine Stellung in Ägypten

¹⁾ Wie meisterhaft Napoleon die Kunst der Übertreibung innehatte, beweist der Umstand, daß er aus diesem kleinen Gefechte in seinem Berichte an das Direktorium eine große Schlacht machte, in der 300 Feinde gefallen seien. „Ein Staatsmann müsse perfekt lügen können“, hat er später zu wiederholten Malen offen ausgesprochen. Er war ein großer Staatsmann.

war ernstlich gefährdet, die Türkei wurde in die Arme Rußlands getrieben und in Kairo brach am 21. Oktober ein furchtbarer Aufstand aus. Alles Liebäugeln mit dem Islam hatte Napoleon nichts genutzt. Nun wollte er ein Exempel statuieren und das Blut floß in Strömen in den Straßen von Kairo.

Die Zeit der Ruhe, die auf diese grausame Unterdrückung der Empörung folgte, benutzte Napoleon, um sich im Glanze eines Friedensfürsten und Beschützers der Künste und Wissenschaften zu zeigen. Die Gelehrten, die er mitgenommen hatte, bildeten ein „Institut“ und die Kultivierung des Landes wurde energisch in Angriff genommen. Gleich jenen Römern, die er sich immer mehr zum Vorbilde nahm und die in der einen Hand das Schwert, in der andern die Pflugschar führten, trat Napoleon als Zivilisator auf.

In der That waren die Früchte, welche die Wissenschaft aus der ägyptischen Expedition zog, enorm. Die Entzifferung der Hieroglyphen durch Champollion nahm ihren Anfang; ein ganz neues Licht fiel auf die Geschichte des Pharaonenreiches und das großartige, prächtig illustrierte Werk „Description de l'ancienne Egypte“, das auf Napoleons Veranlassung herausgegeben wurde, ist ein staunenswertes Denkmal menschlichen Scharfsinns und Gelehrtenfleißes.

Aber die Ruhe, der sich Napoleon hingab, dauerte nicht lange. Es trieb ihn nach Syrien, dessen Besitz er zur Behauptung Ägyptens für unerläßlich erachtete. Im Winter traf er umfassende Rüstungen und versah sich mit zahlreichen Kamelen und Kamelreitern; den arabischen Geistlichen suchte er zu beweisen, daß er ein höheres Wesen sei und sterbliche Angriffe ihm nichts anzuhaben vermöchten. Auf Sinai schrieb er bei den Mönchen des Klosters seinen Namen unmittelbar neben dem Mohammeds, als dessen Nachfolger er gern gelten wollte, in das Buch.

Am 24. Februar langte Napoleons Vortrab vor Jerusalem an. Gaza wird erobert und das stark befestigte Jaffa mit Sturm genommen. Zweitausend Gefangene, die er nicht ernähren wollte, weil Lebensmittel für seine eigenen Soldaten fehlten, ließ er ans Meer führen und niedermetzeln. Allerdings war Napoleon menschlicher als sein Kriegsrat, der sofort den Ge-

fangenen das Leben ab sprach. Napoleon zögerte drei Tage, bis er seine Zustimmung erteilte.¹⁾

Bald darauf begann Napoleon die Belagerung von Akkon (Saint Jean-d'Acre). Hier aber wendete ihm das Glück den Rücken. Die von englischen Schiffen unter Sidney Smith unterstützte, feste Stadt trotzte allen Stürmen der französischen Armee und der steigenden Wut ihres Feldherrn. Überdies war auch die Pest ausgebrochen, die von Tag zu Tag mehr Opfer forderte. So entschloß sich Napoleon zur Rückkehr nach Jaffa. „Dieser Mensch hat mich um mein Glück betrogen“, sagte er von Sidney Smith. Napoleon besuchte vor seiner Abreise von Jaffa das Spital der Pestkranken; er blieb gesund, alle die Leiden und Strapazen der letzten Tage hatten ihm nichts anzuhaben vermocht. Er glaubte fester als je an seinen Stern.

Nicht als Besiegter, sondern als Sieger zog er in Kairo ein und erfuhr alsbald, daß ein türkisches Heer sich der Rhede von Abukir bemächtigt und die französische Besatzung niedergemacht hatte. Sogleich zog Napoleon alle verfügbaren Divisionen an sich, befahl Kleber, ihm zu folgen und setzte sich in Bewegung, um den Feind anzugreifen. In wenigen Stunden, noch bevor Kleber ankam, war das feindliche Heer zersprengt und vernichtet. Als Kleber unmittelbar nach dem erfochtenen Siege auf dem Schlachtfelde eintraf, hob er in der Freude seines Herzens Napoleon wie ein Kind vom Pferde und umarmte ihn stürmisch. „General,“ sagte der starke, große Mann mit seiner dröhnenden Stimme, „General, Sie sind groß wie die Welt!“ Sechstausend Feinde erlagen den französischen Kugeln oder den Fluten; viertausend streckten die Waffen; nicht ein Mann entrannte. Vor Abukir erfuhr Napoleon auch aus den Zeitungen, die Sidney Smith, der die Landung der türkischen Truppen gedeckt hatte, in seine Hände gelangen ließ, von dem für Frankreich und das Direktorium verzweifeltsten Stande der Dinge in Europa, wo mittlerweile der zweite Koalitionskrieg den französischen Armeen fast nur Niederlagen eingetragen hatte.

¹⁾ Der preussische General York verteidigt in seinem Buche: „Napoleon als Feldherr“ diese That vom militärischen Standpunkt nachdrücklich.

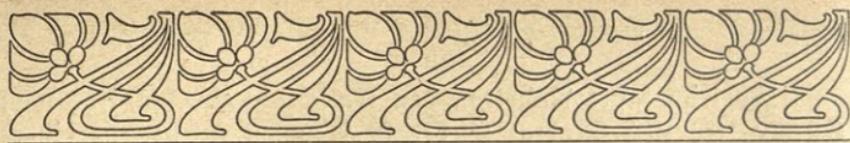
Sogleich faßte Napoleon den Entschluß zur Rückkehr nach Europa. Er ließ General Kleber in Agypten zurück, auf einem verlorenen Posten, denn es bestand kein Zweifel, daß Agypten für Frankreich nicht zu halten war. Napoleon opferte dieses Land seiner stolzesten Träume und Hoffnungen, um in Europa eine Rolle zu spielen. Wieder entging er wie durch ein Wunder den Nachstellungen der Engländer und landete am Morgen des 9. Oktober 1799 im Hafen von Fréjus, umbraust von dem Jubel der Bevölkerung, die ihn schon lange herbeigesehnt hatte. Wenn wir der Erzählung Marmonts Glauben schenken dürfen, begrüßte ihn ein Redner offen mit den Worten: „General, schlagen Sie den Feind und vertreiben Sie ihn und dann machen wir Sie zum König, wenn Sie es wollen.“

Es geschah, wie die Stimme des Volkes es voraus verkündigte.

Jede Opposition verstummte in dem Glücksgeföhle: der Sieger, der Friedenspender, der Erlöser von innerer und äußerer Not ist wieder auf französische Erde!

Napoleon konnte sich kaum mehr ohne Krone denken. „Nur schien es ihm,“ wie sein geistvoller Biograph A. Fournier schreibt, „offenbar leichter, sie von dem verdorrten Maibaume der Revolution zu pflücken, als aus dem unendlichen Sande der Wüste auszugraben.“





VI.

Der Weg zur Alleinherrschaft.

Vor der Landung in Frankreich besuchte Napoleon auch Korsika. Vielleicht um aus dem Boden seiner Heimat neue Kraft zu schöpfen zu dem großen Werke, das ihm bevorstand, gleich jenem Riesen Antäus der griechischen Sage, der sich durch die Berührung mit seiner Mutter Erde immer von neuem gestärkt hatte. Unter einem ungeheuren Zusammenlauf von Menschen betrat Napoleon den Boden Korsikas. Wieder sah er nach so vielen Jahren die düsteren Berge seiner Heimat. Was war mittlerweile alles geschehen und was schien ihm unerreichbar, wenn er in die Zukunft blickte?

Aus der Menge drängte sich ein altes Mütterlein in der schlichten Volkstracht hervor und breitete die Arme gegen den Sieger von Abukir aus: „O mio caro figlio!“ rief die Alte ein über's andere Mal. „Madre, madre!“ ertönte es von Napoleons Lippen und er schloß die Frau gerührt in seine Arme. Es war seine alte Amme, die ihn sogleich erkannt und jubelnd begrüßt hatte.

Die Reise von Fréjus nach Paris glich einem wahren Triumphzuge. In allen Dörfern und Städten strömte das Volk herbei, um Napoleon zu begrüßen, dessen märchenhafte Expedition nach Ägypten die lebhafteste Phantasie der Franzosen in einen Rausch des Entzückens versetzt hatte. Man hielt seinen Wagen auf, man küßte den Saum seiner Uniform, man streckte ihm die Hände entgegen, man schwelgte in begeisterten Ansprachen. Alles sah in Napoleon den kommenden Mann und Erretter aus den traurigen Umständen, in die die Mißwirtschaft des Direktoriums das Land gestürzt hatte.

Besonders enthusiastisch war der Empfang in Lyon, denn diese reiche Industriestadt litt in hohem Grade unter dem Rückgange, den Handel und Wandel im ganzen Lande genommen hatten. Die ganze Stadt schwamm am Abend in einem Meer von Licht; im Theater fand eine Festvorstellung statt, bei der ein rasch improvisirtes Festspiel gegeben wurde. Als Napoleon sich in der Loge zeigte, erhob sich alles und brausende Lebehoch-Rufe auf Bonaparte erfüllten minutenlang das ganze Theater.

Napoleon sah immer deutlicher, daß das Volk ihn mit der höchsten Gewalt bekleiden wolle. Er hatte recht gehabt, wenn er vor seiner Abreise nach Ägypten seinem Bruder gegenüber die Überzeugung aussprach, er werde, wenn er wiederkehre, der öffentlichen Meinung sicherer sein. Es gab für ihn jetzt keinen Zweifel, wohin die Wünsche des Volkes sich richteten. Wenn er auch nicht mit allen Fasern seiner ehrgeizigen Seele nach der Alleinherrschaft gestrebt hätte, jetzt wurde er förmlich auf den Weg gedrängt, der zu einem Throne führen mußte.

Die Fehler des Direktoriums ebneten ihm sozusagen diesen Weg. — Interessant ist ein Gespräch, welches der schlaue Talleyrand, der einmal behauptet hatte, er spüre den Leichengeruch jeder Regierung schon lange vor ihrem Tode, mit der Frau von Staël führte. Man sprach über die Regierung und Talleyrand warf die Frage hin: „Gibt es denn noch eine Regierung?“ Bewundert entgegnete die Staël: „Was wollen Sie damit sagen?“, worauf der listige Ränkeschmied sagte: „Ich sehe fünf Herren, welche auf Kosten der Republik wohnen, speisen, sich wärmen, sich kleiden und rasieren lassen und in Luxemburg in prächtigen Kostümen herumspazieren, aber dort die Regierung zu finden, bin ich nicht im stande. Wissen Sie, wo sie sich jetzt befindet, Madame? In der Siegesstraße.“

Napoleon bewohnte wieder das Haus in der Rue de la Victoire und Talleyrand hatte mit seiner Behauptung, die Frau v. Staël verblüffte, vollkommen recht. Das Direktorium hatte sich um alle Achtung gebracht und seine Autorität war gründlich erschüttert. Um die konservative, die royalistische Partei im Zaum zu halten, stützte es sich auf die Radikalen; die alten Jakobiner erhoben wieder ihr Haupt und eröffneten in der Reitbahn ihren Klub. Ganz Frankreich zitterte vor der Möglichkeit einer Wieder-

kehr des „Schreckens“ und das Direktorium konnte nur durch die mißliebigen Gesetze und durch Deportationen und Hinrichtungen den Schein der Gewalt aufrecht erhalten. Die Franzosen sehnten sich nach der Herstellung der Kirche und verlangten nach Betätigung der Religion, die das Direktorium mit unvernünftiger Grausamkeit unterdrückte. In der Vendée und Bretagne gelang es der Regierung nicht, den zähen Widerstand der Bevölkerung zu brechen.

Ebenso traurig waren die Verhältnisse, unter denen Handel und Wandel zu leiden hatten. Die unsinnigsten Steuergesetze unterbanden jeden Aufschwung der öffentlichen und Privatthätigkeit. Das Kapital hielt sich zurück; die Industrie lag danieder. Der Staatsbankrott stand als drohendes Gespenst vor den Blicken der Machthaber, die selbst uneinig und in Parteien zerklüftet waren, denn während Sieyès und Roger-Ducos den Gemäßigten angehörten, standen Jourdan, der Mörder der schönen Prinzessin Lamballe, Augereau und Bernadotte auf dem äußersten linken Flügel und unterhielten mit den Jakobinern Beziehungen.

Zu dieser heillosen Lage der Dinge im Innern kamen die Verwicklungen mit dem Auslande. Die Gewalttaten der Direktorial-Regierung in Italien und in der Schweiz hatten eine neue Koalition der europäischen Mächte gegen Frankreich zur Folge. Diesmal war der russische Kaiser Paul, der nach dem Tode seiner Mutter, der Zarin Katharina II., in der Regierung Rußlands gefolgt war, die Seele des gegen die französische Republik sich bildenden Bundes. Durchdrungen von dem Gefühl seiner unumschränkten Macht, glaubte er sich berufen, die Revolution mit Stumpf und Stiel auszurotten; überdies hatte ihn die Wegnahme Maltas durch die Franzosen in die äußerste Wut versetzt, denn die Ritter hatten ihn zum Protektor und Großmeister ihres Ordens erhoben. Oesterreich wollte die verlorene Macht in Italien zurückgewinnen und England war seit der ägyptischen Expedition der geschworene Feind Napoleons.

Auf den Beistand Englands vertrauend, hatte der König von Neapel, dessen Gemahlin Karoline, die Schwester der unglücklichen Königin Marie Antoinette, die Revolution glühend haßte, schon im November 1798 losgeschlagen, aber der französische General MacDonald war im Sturm herbeigeeilt, hatte

Neapel eingenommen, den König zur Flucht nach Sizilien gezwungen und aus dem neapolitanischen Königreich eine „parthenopäische“ Republik gemacht — ein neues Glied in der Kette der Gewalttaten, deren sich die französische Republik im Namen der Freiheit und Gleichheit schuldig machte.

Anfangs März 1799 gingen die Franzosen über den Rhein und der räthelhafte Gesandtenmord in Rastatt, den die französische Regierung Österreich in die Schuhe schob¹⁾, machte jeder friedlichen Beilegung der Streitpunkte ein Ende. Aber diesmal standen den französischen Heeren, die kein Napoleon befehligte, zwei Schlachtenmeister gegenüber, der österreichische Erzherzog Karl und der russische General Suworow, der, obwohl ein Greis, noch vom Heldenfeuer durchglüht war. So folgte denn eine Niederlage auf die andere. Die Siege des Erzherzogs Karl bei Dstrach (21. März) und Stockach (25. März) räumten Deutschland von den Franzosen, während die Siege der Österreicher und Russen in der Schweiz und Italien der französischen Herrschaft auf der Apenninen-Halbinsel ein jähes Ende bereiteten.

Der Übergang des siebenzigjährigen Suworow über den St. Gotthard gehört zu den großartigsten Leistungen in der Kriegsgeschichte und stellt den Alpenübergang Hannibals und den später erfolgten Übergang Napoleons über den St. Bernhard weit in Schatten. Durch die Siege Suworows bei Novi an der Bormida über den jungen General Joubert, der dort sein Leben verlor, und des österreichischen Feldherrn Mélas über Championnet wurden die Franzosen an die Riviera zurückgedrängt. Die Lombardei kam wieder an Österreich, die römische und parthenopäische Republik hörten auf zu bestehen. — Mantua kapitulierte; die Früchte der Napoleonischen Siege waren dahin.

Dies war der Augenblick, in welchem er, umstrahlt von

¹⁾ Die Gesandten der französischen Republik in Rastatt waren unablässig bemüht, die Kluft zwischen Österreich und den deutschen Fürsten zu vergrößern und besonders Bayern auf die Seite Frankreichs zu ziehen. Als sie am Abende des 28. April 1799 Rastatt verließen, wurden sie außerhalb der Stadt von Szekler Husaren überfallen und zwei von ihnen, Roberjot und Bonnier, getödet. Es ist jetzt unwiderleglich nachgewiesen, daß der kaiserliche Hof und die österreichische Regierung dieses Verbrechen weder anbefohlen hatten noch auch entfernt daran mitschuldig waren.

dem Zauber seiner ägyptischen Siege, die freilich keinen dauernden Erfolg nach sich gezogen hatten, in Paris eintraf und sogleich jenes meisterhafte Känkespiel in Szene setzte, das zum Sturze des verhassten Direktoriums und zur Begründung seiner eigenen Herrschaft führen sollte.

Es entspricht der Wahrheit, wenn er in einem Gespräche mit Frau von Rémusat aus dem Jahre 1803 sich über die Zeit nach seiner Rückkehr aus Ägypten folgendermaßen äußerte: „Das Direktorium zitterte vor meiner Rückkehr. Ich achtete sehr auf mich. Es ist die Zeit meines Lebens, wo ich mich am geschicktesten benahm. Ich sah Sieyès und versprach ihm die Durchführung seines wortreichen Verfassungsentwurfs; ich empfing die Führer der Jakobiner und die Agenten der Bourbons; ich verweigerte niemand meinen Rat und ich gab ihn nur im Interesse meiner eigenen Pläne. Ich verbarg mich dem Volke, denn ich wußte, daß es dann im geeigneten Augenblicke aus Neugierde meinen Spuren folgen werde. Jeder lief mir ins Garn und als ich das Oberhaupt des Staates wurde, gab es keine Partei, die nicht irgend eine Hoffnung auf mich baute.“

Es war natürlich, daß er sich an die konservative Partei im Direktorium anschloß und mit Sieyès und Roger-Ducos über die Mittel zur Beseitigung der bestehenden Verfassung unterhandelte. Der alte Gesetzmacher Sieyès glaubte Napoleon zu lenken, mußte aber bald einsehen, daß er der Geschobene sei.

Mit Sieyès wurden alle Vorbereitungen für den Staatsstreich, der am 18. Brumaire (9. November 1799) ausgeführt werden sollte, festgesetzt. Es kam Napoleon zu statten, daß damals sein Bruder Lucian Präsident des Rates der Fünfhundert war. Er und Bruder Josef haben viel getan, um Napoleon vorzuarbeiten und speziell Lucian zeigte in diesen Tagen eine viel größere Kaltblütigkeit und Festigkeit als Napoleon, der auf dem Schlachtfelde dem Tode in allen Gestalten zu trotzen wußte.

In der Frühe des 9. November füllte sich das Haus Napoleons in der Siegesstraße gar bald mit Generalen und Offizieren in großer Uniform. Alles war schon verabredet. Um sieben Uhr morgens trat der Rat der Alten zusammen und beschloß auf Antrag Regniers, der in die ganze Sache eingeweiht war, die

Verlegung der beiden gesetzgebenden Körperschaften nach Saint-Cloud und die Übertragung des Oberbefehls über die Garden und überhaupt über alle Streitkräfte der 17. Militärdivision auf den General Bonaparte. Ein Manifest an die Nation wurde erlassen, um diese Maßregeln zu rechtfertigen und die Bevölkerung zu beruhigen.

Sogleich stieg Napoleon zu Pferde und begab sich, umringt von seiner glänzenden Suite, in die Tuileries, um dort im Räte der Alten den von ihm geforderten Treueid auf die



Lucian Bonaparte.

Verfassung zu schwören. In seinem gewohnten, kurz abgebrochenen Kommandostil hielt er eine Ansprache, in der das Wort Verfassung nicht ein einziges Mal vorkam, die vielmehr mit den seltsamen Worten schloß: „Wir wollen eine Republik, die sich auf eine wahre Freiheit, auf die bürgerliche Freiheit, auf die Nationalvertretung gründet. Wir werden sie haben, ich schwöre es in meinem und im Namen meiner Waffengefährten.“

Nun legten verabredetermaßen Sieyès und Ducos ihre Würde als Direktoren nieder und der eingeschüchterte Barras

folgte ihrem Beispiele. Auf den Straßen ertönte überall der Ruf: „Vive Bonaparte!“ und er rief seinen Soldaten zu: „Die Republik ist seit zwei Jahren schlecht verwaltet. Ihr habt gehofft, daß meine Rückkehr dem Übel ein Ende setzen werde; Ihr habt diese Rückkehr mit einer Einträchtigkeit gefeiert, die mir Verpflichtungen auferlegt; ich werde sie erfüllen. Die Freiheit, der Sieg, der Friede werden der Republik ihren alten Klang in Europa wieder zurückgeben, den ihr nur Unfähigkeit oder Verrat rauben konnte.“

Murat wurde mit Kavallerie und einem Grenadierkorps nach Saint-Cloud geschickt, Moreau mußte die beiden Direktoren Gohier und Moulins, die ihr Amt nicht niederlegen wollten, im Palast Luxembourg bewachen. Die beiden gesetzgebenden Versammlungen waren für die Mittagstunde des 10. November (19. Brumaire) nach Saint-Cloud berufen. Niemand außer den Eingeweihten kannte den Zweck dieser Maßregel, wenngleich ihn viele ahnten. Der Rat der Alten war in einem Saale des ersten Stockes in dem alten Königspalaste untergebracht, während der Rat der Fünfhundert in der rasch adaptierten Orangerie tagte.

Hier war die Aufregung ungeheuer, besonders als sich die Nachricht verbreitete, daß drei Direktoren abdiziert hätten und zwei gefangen gehalten seien. Der Antrag Grandmaisons, den Eid auf die Verfassung des Jahres III zu leisten, wurde mit Begeisterung angenommen. Da jeder Abgeordnete persönlich schwur, dauerte der Akt mehrere Stunden. Napoleon wurde immer ungeduldiger; endlich erklärte er: „Der Sache muß ein Ende gemacht werden!“ und stürmte gegen vier Uhr nachmittags in den Rat der Alten, wo er eine polternde und ziemlich konfuse Rede hielt, die mit den Worten schloß, „ihn begleite der Gott des Krieges und die Göttin des Glückes“, so daß Bourienne, der mit Recht befürchtete, Napoleon werde durch sein Reden alles verderben, ihm zuflüsterte: „General, Sie wissen nicht mehr, was Sie sprechen!“ und ihn sanft hinausdrückte.

Nun stieg Napoleon zum Rat der Fünfhundert hinab. Schon sein Eintreten in die Orangerie entfesselte einen wahren Orkan des Zornes und Unwillens, besonders als man die Grenadiere sah, die hinter ihm den Saal betraten. Der Ruf erhob sich: „Bewaffnete im Saal!“ Die Deputierten sprangen von



Der neunzehnte Brumaire. (Nach einem anonymen englischen Stich.)

den Sitzen auf, ballten die Fäuste gegen Napoleon und schrien ihm entgegen: „Hors la loi!“ „In die Nacht mit ihm!“

In diesem kritischen Augenblick legte Lucian, der Präsident der Versammlung, Toga und Hut, die Zeichen seiner Würde, ab und eilte ins Freie, wohin man auch Napoleon halb ohnmächtig gebracht hatte. Das Schicksal des Tages hing von der Haltung der Truppen ab. Schon hatten Sieyès, Ducos und Talleyrand einen Wagen vor dem Schloßgitter bereit gehalten, um zu entfliehen, wenn die Sache eine unglückliche Wendung nehmen sollte.

Napoleons Ansprache an die Truppen hatte keine besondere Wirkung. Die Soldaten scheuten offenbar vor einem Angriffe auf die Abgeordneten des Volkes zurück. Sie riefen wohl „Vive Bonaparte!“ rührten sich aber nicht vom Platze. Erst als Lucian den Degen gegen die Brust des Bruders zückte und schwur, ihn niederzustoßen, wenn er je die Freiheit Frankreichs antasten würde, hatte Napoleon gewonnenes Spiel. Auf einen Wink von ihm führte Murat unter Trommelwirbel die Grenadiere in den Saal, und als die Deputierten der Aufforderung auseinanderzugehen nicht sogleich gehorchten, rückten die Soldaten im Sturmschritt vor und säuberten den Saal. Die Abgeordneten sprangen durch die Fenster ins Freie; die ärgsten Schreier liefen am schnellsten.

Sofort machte Lucian im Räte der Alten von dem Vorgefallenen Mitteilung und gewann diesen für alle noch zu ergreifenden Maßregeln; hierauf wurde noch in der Nacht ein Häuflein zurückgebliebener Mitglieder des Rates der Fünfhundert zusammengerufen, vielleicht nicht mehr als dreißig, die gleichfalls den beantragten Verfassungsänderungen ihre Zustimmung erteilten und sie so mit dem Scheine der Gesetzmäßigkeit umkleideten. So kam es zur Einsetzung einer provisorischen Regierung von drei Konsuln: Bonaparte, Sieyès und Roger Ducos, zur Vertagung der beiden Kammern und zur Wahl eines Ausschusses, der die neue Verfassung ausarbeiten sollte.

Während jede Partei hoffte, Napoleon für ihre Zwecke gebrauchen zu können, stand dieser über allen Parteien und ging festen Schrittes seine eigenen Wege. Die Orangerie von Saint-Cloud war die Geburtsstätte der Napoleonischen Militärdiktatur, so wie einst das Ballspielhaus des Grafen von Artois in Versailles die Geburtsstätte der französischen Revolution gewesen war.

Schon gleich in der ersten Sitzung des zur Beratung der neuen Verfassung gebildeten Komitees nahm Napoleon die ganze Leitung der Arbeiten in seine Hand, und Sieyès sprach die denkwürdigen Worte: „Wir haben einen Herrn. Bonaparte will, weiß und kann alles!“

Nach der neuen Verfassung stand an der Spitze des Staates ein erster Konsul mit fast monarchischer Machtfülle; ihm zur Seite waren zwei Schattenregenten. Napoleon wählte als solche die gefügigen Werkzeuge: Cambacérés und Lebrun. Die gesetzgebende Gewalt des Volkes sollte auf drei Körperschaften verteilt werden, von denen aber keine das Recht haben sollte, Gesetze zu beantragen. Diese drei Körperschaften waren der Senat, dessen Mitglieder reich dotiert wurden und ganz von der Regierung abhingen, ferner der gesetzgebende Körper, der aus 300 Mitgliedern bestand, die der Senat aus den Listen der Nationalnotabeln wählte, und das Tribunat, welches 100 Mitglieder zählte.

Sie alle waren nur beratende Versammlungen, die Fülle der Gewalt lag in den Händen des ersten Konsuls, der in seiner Person den Willen der Nation verkörperte und die Majestät des Volkes repräsentierte. Napoleon war der „homme-peuple“, wie er sich gern nennen ließ, und was noch an republikanischen Einrichtungen verblieb, war zur leeren Form geworden.

Napoleon übersiedelte mit Josefine und ihren Kindern in das Palais Luxembourg und eine nachträgliche Volksabstimmung bestätigte mit überwältigender Mehrheit die neue Verfassung. Das Volk berauschte sich nur mehr an dem Namen der Freiheit und gab willig ihren Inhalt preis, um dafür das Glück der Ordnung zu genießen, die es alsbald der festen Hand Napoleons verdankte. Denn sogleich entfaltete der erste Konsul eine geradezu staunenswerte Tätigkeit auf dem Gebiete der Verwaltung und Gesetzgebung. Zwar hatte es in den letzten Jahren an neuen Gesetzen wahrhaftig nicht gefehlt. Die National-Versammlung hatte 3488, die gesetzgebende Versammlung 2190, der Konvent 1544 und das Direktorium während seiner zweijährigen Tätigkeit 1139 neue Gesetze erlassen, aber sie waren fast alle überstürzt, den praktischen Verhältnissen nicht angepaßt und hatten nur Verwirrung und Rechtsunsicherheit geschaffen.

Jetzt ging Napoleon daran, Ordnung zu schaffen; er gab demokratische Gesetze mit despotischer Spitze. Als Vorstand der Gemeinde sollte der Maire, als solcher des Arrondissements der Unterpräfekt und als Vorstand des Departements der Präfekt fungieren. Sie waren eigentlich alle, trotz der Scheinwahl, die noch bestehen blieb, angestellte Beamte der Regierung, ergebene Diener Napoleons, die von jedem Winke des ersten Konsuls abhängen. Noch gründlicher waren die Änderungen, die Napoleon auf dem Gebiete des bürgerlichen und des Strafrechtes vornahm und hier hat sein organisatorisches Genie Einrichtungen von bleibendem Werte geschaffen. Er bediente sich hiebei des Rates der ausgezeichnetsten Rechtslehrer, eines Tronchet, Bigot de Prémeneu und Portalis, aber er arbeitete das meiste selbst aus, präsiidierte siebenundfünfzig Sitzungen und setzte alle durch die Klarheit und Schärfe seines Urtheils in Erstaunen.

Am 19. Februar 1800 übersiedelte der erste Konsul in die durch Raub und Blut entweihten Räume des alten ehrwürdigen Königsschlosses der Tuileries; die ersten Ansätze eines prunkvollen Hofstaates und einer strengeren Etikette fingen an sich zu zeigen. Josefine und ihre schöne Tochter Hortense gefielen sich in Festen, die mit verschwenderischer Pracht inszeniert wurden und denen die gesellschaftliche Kunst Talleyrands stets ein anmutiges Gepräge zu geben wußte.

Die zügellose Nachlässigkeit in der Kleidung, die Trachten à la grecque und à la sauvage verschwanden allmählich und machten einem stilisierten Luxus Platz. Auch Napoleon ließ sich sein lang herabhängendes Haar schneiden und trug fortan die kurze Haartracht mit der charakteristischen, in die Stirn hereingekämmten Locke. Schon zeigten sich bei ihm auch die Ansätze einer stattlicheren Leibeszülle; das Gesicht rundete sich und die eckige Schärfe der Züge verschwand nach und nach.

Auch Napoleons Schwestern spielten eine Rolle in der Gesellschaft. Elisa hatte sich mit dem korsischen Edelmann Bacciochi vermählt; Pauline war die Gemahlin des Generals Leclerc geworden und die Verheiratung der jüngsten, Karoline, mit Murat, dem nachmaligen König von Neapel und Spanien, stand unmittelbar bevor.

So änderte sich nach und nach das Bild der Gesellschaft

in und außerhalb von Paris und die Franzosen gaben sich mit Entzücken dem Genusse der neuen staatlichen Ordnung hin, in der freilich die Freiheit nur mehr dem Namen nach existierte.

Aber das Schwierigste blieb dem neuen Oberhaupte der Republik, wenn dieses Wort überhaupt noch auf das damalige Frankreich paßt, erst zu tun übrig. Er mußte den auswärtigen Feind besiegen, ehe er daran denken konnte, seine Alleinherrschaft zu befestigen und ihr vielleicht noch gar den Schimmer der Krone hinzuzufügen.



Elise Bonaparte.

Wohl in keinem andern Feldzug war Napoleon so sehr vom Glücke begünstigt, wie in demjenigen, durch den er den Krieg der zweiten Koalition gegen Frankreich beendigte.

Rußland hatte sich von der Koalition getrennt. Der launen-
hafte Zar Paul wollte nicht zugeben, daß Osterreich seine
dominierende Stellung in Italien wieder einnehme und befahl
dem siegreichen Suworow sich zurückzuziehen. Der heldenmütige
Bruder des Kaisers Franz, Erzherzog Karl, hatte das Ober-
kommando niedergelegt, theils aus Kränklichkeit, theils wegen fort-
dauernder Meinungsverschiedenheiten mit dem Hofkriegsrat.

Mit gewohnter Meisterschaft traf Napoleon seine Vorbereitungen. Er bestimmte Dijon zum Sammelplatze der Truppen und konnte von hier aus sowohl Moreau in Deutschland als auch Masséna in Italien unterstützen. Am 9. Mai traf er selbst in Genf ein und entschloß sich nun mit der Armee über den St. Bernhard zu marschieren und dem Gegner in den Rücken zu fallen.

Marmont hatte schon alles für den Alpenübergang vorbereitet, dennoch ist dieser Marsch bewunderungswürdig nicht



Pauline Bonaparte, spätere Fürstin Borghese.

allein wegen der Schwierigkeiten, die überwunden werden mußten, sondern auch wegen der Schnelligkeit, mit der er ins Werk gesetzt wurde. Die Wagen mußten zerlegt und von Maultieren auf die Höhe hinaufgebracht, Kanonen in hohlen Baumstämmen über die Eisfelder geschleift werden.

Die Mönche des Hospizes bewirteten die Soldaten, die zwischen den Schneehaufen auf rasch improvisierten Bänken und Tischen herumsaßen, während der erste Konsul sich mit den Klosterbrüdern unterhielt und ihnen die trostreiche Zusicherung gab, daß er den

Franzosen den christlichen Glauben wieder zurückgeben und den Papst in seine Herrschaft einsetzen wolle. Am 22. Mai kam die Armee, nachdem sie die Schnee- und Eiszüsten des Hochgebirges verlassen hatte, im grünen Thal der Dora-Baltea an und Napoleon betrat wieder den Boden, auf dem die Wiege seines Ruhmes stand.

Am 14. Juni 1800 fand die Schlacht bei Marengo statt, vielleicht die denkwürdigste unter den vielen Schlachten, in denen Napoleons Genie den Sieg an die französischen Fahnen



Karoline Murat.

knüpfte, denn bei Marengo hat nicht Napoleon, sondern der glückliche Zufall gesiegt. Die Schlacht war für die Franzosen so gut wie verloren; Mélas, der österreichische Oberbefehlshaber, war bereits, leicht verwundet, nach Alessandria zurückgeritten, da traf Desaix, den der Kanonendonner herbeigelockt hatte, noch rechtzeitig auf dem Schlachtfelde ein; zwar streckte ihn eine feindliche Kugel gleich zu Anfang seines rettenden Eingreifens tot nieder, aber seine Soldaten, die der Tod ihres geliebten Feldherrn zu unerhörter Wut aufstachelte, warfen sich auf den schon sieges-

gewissen, bestürzten und erschrockenen Feind und die schwere Reiterei des Generals Kellermann jagte die Österreicher in wilde Flucht. Das Wort des ersten Konsuls: „Kinder! Erinnert euch, es ist meine Gewohnheit, auf dem Schlachtfelde zu schlafen!“ flog wie ein Blitz durch die Reihen der Grenadiere und der Tag endete mit einer vollständigen Niederlage der Österreicher. Um fünf Uhr des Nachmittags war die Schlacht für die Franzosen verloren, zwei Stunden darauf hatten sie glänzend gesiegt. Vergebens bemühte sich Napoleon später diesen Sieg als sein Verdienst in Anspruch zu nehmen. Nur dem rechtzeitigen Eingreifen Desaix' hatte er den Erfolg zu danken. Der Vorbeer wand sich diesmal um eine todeskalte Stirn.

Die Folge war der Waffenstillstand von Alessandria, den Fürst Liechtenstein im Namen des Kaisers Franz abschloß und dem bald der definitive Friede von Lunéville folgte (9. Februar 1801). Napoleon war wieder Herr der Dinge in Italien. Die mit dem habsburgischen Kaiserhaus verwandten Regenten von Toskana und Modena mußten gegen Entschädigungen in Deutschland ihre Länder abtreten. Toskana erhielt der bisherige Herzog Ludwig von Parma unter dem Namen eines Königs von Etrurien; der erste König von Napoleons Gnaden.

An Stelle des in der Gefangenschaft zu Valence gestorbenen Pius VI. wurde der Kardinal Graf Chiaramonti in Benedig zum Papste gewählt. Er nahm den Namen Pius VII. an, um schon dadurch anzudeuten, daß er die heilige Sache der Kirche mit derselben Festigkeit und Treue verteidigen werde wie sein Vorgänger, der als Märtyrer für diese Sache gestorben war. Napoleon stellte den Kirchenstaat wieder her und Pius VII. zog feierlich in Rom ein. Die Könige von Neapel, Spanien und Portugal mußten sich demütigende Verträge gefallen lassen, die alle auf eine Schwämmerung des englischen Einflusses hinausliefen.

Durch den Sieg Moreaus bei Hohenlinden über Erzherzog Johann am 3. Dezember 1800 war Napoleon auch Herr der Verhältnisse in Deutschland geworden. Die Donaustraße stand den Franzosen offen und Wien zitterte vor einer französischen Belagerung. So mußte der Kaiser Franz den Frieden von Lunéville unterzeichnen, der wenig Dauer versprach, und

Napoleon behandelte den kaiserlichen Gesandten Grafen Cobenzl, mit dem er im Schlosse Malmaison verhandelte, mit dem ganzen brutalen Hochmuth des Siegers und dem ganzen Dünkel des plebejischen Emporkömmlings, fand aber in Cobenzl einen Mann, der ihm mit Festigkeit und Mannhaftigkeit entgegentrat.

Der Friede von Lunéville setzte den Talweg des Rheins als Grenze zwischen Frankreich und Deutschland fest. Die erblichen Fürsten sollten für ihre Besitzungen am linken Rheinufer durch geistliche und städtische Gebiete entschädigt werden.

Die Dynastien gewannen, das Reich verlor. — Das Wettrennen der deutschen Fürsten um die Protektion der französischen Minister, besonders Talleyrands, eines der traurigsten Blätter deutscher Geschichte, nahm seinen Anfang.

Auch mit England war endlich am 25. März 1802 der Friede von Amiens zu stande gekommen. England gab alle Eroberungen, außer Ceylon und Trinidad, heraus und versprach Malta dem Johanniterorden und Aegypten der Türkei zu restituieren. England machte sich einer offenbaren Lüge schuldig, denn es war nicht gewillt, die wichtige Insel im Mittelmeere je wieder herauszugeben. Aber auch Napoleon war es keineswegs ernstlich um die Aufrechthaltung des Friedens zu tun. Ihn beherrschte unaufhörlich der Gedanke an eine Vernichtung der englischen Weltmacht.

Aber vorläufig brauchte er den Frieden. Das erschöppte Frankreich sehnte sich nach ihm. Er selbst wollte den Frieden benützen, um nach einer Krone zu greifen, die bisher nur in schattenhaften Umrissen seinem Geiste vorgeschwebt hatte. Napoleon sagte damals zu dem preussischen Gesandten in Paris: „Ich wünsche den Frieden, um die gegenwärtige Regierung in Frankreich fester zu gründen und die Welt aus dem Chaos zu erwecken.“

Jetzt erhielt die monarchische Idee festere und bestimmtere Formen. Das Konsulat verwandelte sich ins Kaiserreich.





VII.

Napoleons Kaiserkrönung.

In einer officiösen Schrift, die 1801 erschien, findet sich der Satz: „Durch seine militärischen und finanziellen Kräfte wie durch die Grundsätze seiner Regierung sei Frankreich zum Bürgen für Ruhe und Wohlfahrt, zum Führer des neuen Staatenbundes von Europa bestimmt und es liege im Interesse aller übrigen Mächte, sich vertrauensvoll seiner Leitung zu überlassen.“

Aber der geistvolle österreichische Publizist Friedrich von Genz hatte ganz recht, wenn er schon damals die Bemerkung machte, „daß Frankreich in seiner jetzigen Lage eigentlich gar keine Grenzen mehr kennt und daß alles, was Frankreich umgibt, bei der ersten schicklichen Veranlassung, bei der ersten Willensäußerung seiner Machthaber in sein Gebiet verwandelt werden kann“.

So bedeutete der Friede, der sich jetzt über Europa breitete, keine dauernde Versöhnung der Völker.

Napoleon beeilte sich nach dem Siege von Marengo, der ihm wie ein Wunder in den Schoß gefallen war, nach Paris zurückzukehren, wo seine Anwesenheit zur Befestigung seiner Macht im Innern unerlässlich war.

Mit fieberhaftem Eifer arbeitete er an der Neugestaltung Frankreichs und bediente sich hiebei des Rates ausgezeichneten Männer, die sein Scharfblick und seine durchdringende Menschenkenntnis überall zu finden wußte. Er gönnte sich oft nur drei Stunden Schlaf, ja, es kam vor, daß er bis zum grauenenden Morgen arbeitete, hierauf ein warmes Bad nahm, um sich dann, ohne das Bett aufgesucht zu haben, sofort wieder in die Geschäfte zu stürzen.

Um die Akademie zu gewinnen, hatte Napoleon das Ministerium des Innern zunächst dem berühmten Astronomen

Laplace übertragen, aber der stille Gelehrte räumte diesen Platz bald dem schneidigeren und rücksichtsloseren Bruder Napoleons, Lucian. Die auswärtigen Angelegenheiten lenkte der feine und gewandte Höfling Talleyrand, der frühere Bischof von Autun; Cambacères leitete das Ministerium der Justiz, Berthier das des Krieges; der wichtige Posten des Polizeiministers lag in den Händen des schlauen Fouché, der die Person des ersten Konsuls mit einem Netz von Spähern und Wächtern umgab und durch das ausgedehnteste Spioniersystem die gegen die Person und Politik Napoleons gerichteten Anschläge zu entdecken und ans Licht zu ziehen bemüht war.

Finanzminister war Gaudin, ein außerordentlich gewandter und fleißiger Beamter, dem es in verhältnismäßig kurzer Zeit gelang, die verworrene Finanzlage des Staates zu bessern und geordnete Wirtschaftszustände herzustellen. Er handelte nach dem Ausspruche Napoleons: „Sicherheit des Eigentums gibt es nur in einem Staate, wo die Steuerquote nicht in jedem Jahre veränderlich ist.“ Auch das Unterrichtswesen wurde auf eine neue Grundlage gestellt, aber auch hier kam es Napoleon nur auf die Heranbildung loyaler Beamter und tüchtiger Staatsdiener an. Jede Pflege der Wissenschaft um ihrer selbst willen, jedes höhere literarische Streben war Napoleon ein Greuel. Als ihm ein umfassender Unterrichtsplan für die höheren Schulen vorgelegt wurde, wies er ihn mit den Worten ab: „Ein bißchen Latein und Mathematik, mehr braucht man nicht.“

Aber vor allem lag ihm die Regelung der kirchlichen Angelegenheiten am Herzen, nicht weil er selbst religiös war. Wir haben diesen Punkt bereits berührt. Aber seinem Scharfblick blieb die ungeheure Bedeutung der Religion und ihr tiefer Einfluß auf die Gemüther der Menschen nicht verborgen. Er kannte die Sehnsucht der überwiegenden Mehrzahl der Franzosen nach Wiederherstellung des katholischen Glaubens, in dem die Väter Trost und Erquickung gefunden und den Tausende in ihrem Herzen festhielten, wenn sie auch das äußere Bekenntnis vor der rohen Wildheit der Jakobiner verbargen.

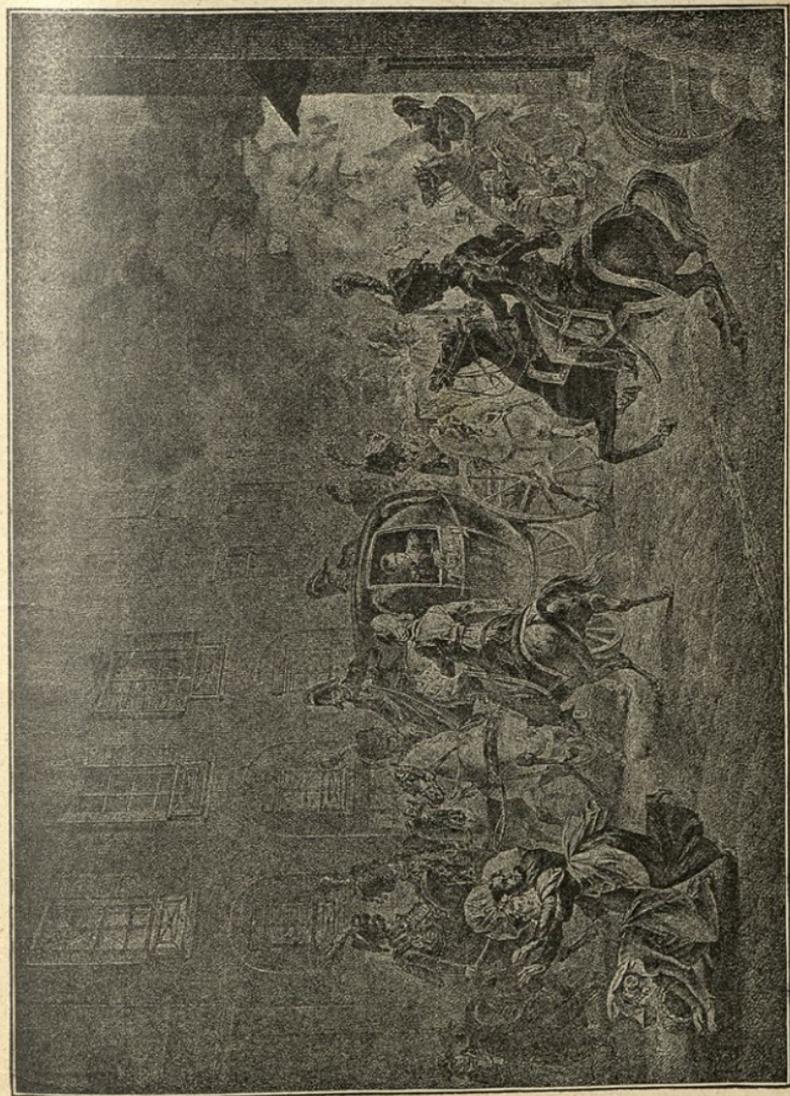
So wurde am 15. Juli 1801 in Paris der Vertrag mit dem Papste, das französische Konkordat, unterzeichnet und am 15. August desselben Jahres vom Papste bestätigt. Wenngleich

durch das Konkordat die Kirche in wesentlichen Punkten dem Staate untergeordnet wurde, so war es doch ein ungeheurer Fortschritt gegenüber den bestehenden Zuständen und das katholische Frankreich atmete auf; der republikanische Kalender und die Zeitrechnung seit dem Jahre 1792 wurden erst am 1. Jänner 1806 beseitigt und die kirchlichen Feiertage traten wieder an die Stelle der republikanischen Feste.

Am 19. Mai 1802 stiftete der erste Konsul den Orden der Ehrenlegion für Zivil und Militär in mehreren Graden. Als die Republikaner darüber murrten, äußerte sich Napoleon: „Ich bezweifle, daß es jemals Republiken gab, ohne derlei Distinktionen. Man nennt das ein Kinderspielzeug (hochets), ja wohl, aber mit Kinderspielzeug lenkt man die Männer.“ Wiederum zeigt sich die mit Verachtung gepaarte tiefe Menschenkenntnis Napoleons, denn nichts hat vielleicht mehr beigetragen, ihm die Liebe der Soldaten und ihre unerschütterliche Anhänglichkeit zu gewinnen und zu erhalten, als dieser neue Schmuck, womit er ihre Tapferkeit belohnte und der ebenso die Brust des Gemeinen wie des Marschalls zieren konnte.

Es ist begreiflich, daß das immer deutlicher hervortretende Streben Napoleons nach einer uneingeschränkten Alleinherrschaft sowohl die Royalisten als auch die Republikaner gegen ihn aufbringen mußte und daß viele Anschläge gegen sein Leben versucht wurden.

Eines der gefährlichsten Attentate war das vom 24. Dezember 1800. Als Napoleon am Abend zur Oper fuhr, erfolgte in der Straße Saint-Nicaise, gerade als der Wagen um die Ecke bog, eine furchtbare Explosion, die einige Menschen tötete und viele mehr oder minder schwer verletzte. Die gräßliche Explosion war durch eine Art Höllemaschine, ein mit Pulver, Kugeln und Feuerwerkskörpern gefülltes Faß, herbeigeführt worden. Nur die rasende Schnelligkeit, mit welcher der ein wenig betrunkene Kutscher des ersten Konsuls gefahren war, rettete Napoleon und seine Begleiter. Berthier riet dem Consul, sofort umzukehren, aber dieser erhob sich im Wagen und rief dem Kutscher zu, in die Oper zu fahren. Dort erschien er in der Loge und lehnte sich an die Brüstung, ernst und finster wie immer, aber äußerlich ruhig, nur sein fahles Gesicht erschien noch um eine Nuance



Das Attentat in der Straße Saint-Nicaise.
(Am 3. Nivose des Jahres IX, 24. Dezember 1800.)

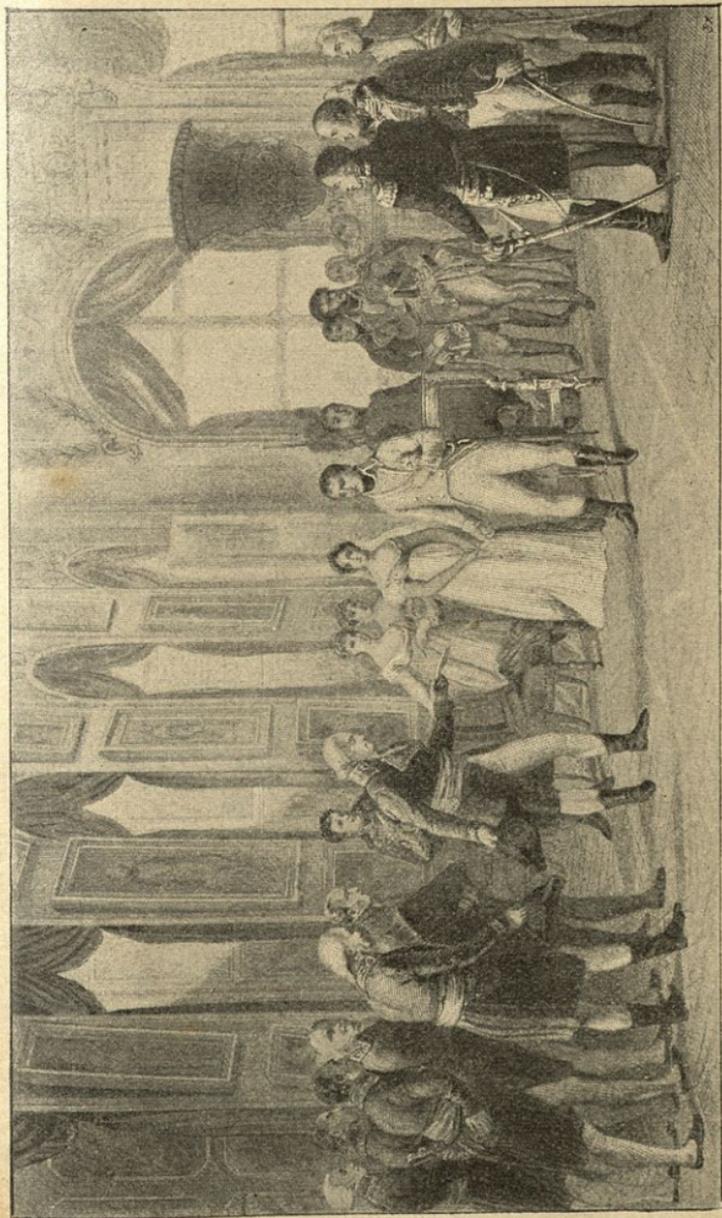
blaffer. Aber schon nach wenigen Minuten verließ er das Theater und kehrte in die Tuilerien zurück.

Obwohl die Anstifter dieses Mordanschlages nicht Jakobiner waren, traf doch gerade diese die ganze Brut Napoleons und eine große Zahl von Deportationen und Hinrichtungen verbreitete Angst und Schrecken. Noch viel gefährlicher war ein anderer Anschlag gegen das Leben und die Regierung des ersten Konsuls, der von England ausging und eine Wiedereinsetzung der Bourbonen zum Zwecke hatte. Pichegru, Moreau und Georges Cadoudal waren daran beteiligt, aber der Wachsamkeit Fouchés gelang es, die geheimen Fäden der Verschwörung aufzudecken und die Häupter gefangenzusetzen. Pichegru erdroffelte sich im Gefängnisse mit seiner Halsbinde, Moreau wurde von Napoleon aus Frankreich verbannt und begab sich nach Amerika, Georges Cadoudal, der freimütigste und edelste unter ihnen und auch der am wenigsten Schuldige, wurde hingerichtet.

Aber Napoleon wollte noch ein ganz anderes Exempel statuieren. Ein bourbonischer Prinz, der Herzog von Enghien, die Blume des Hauses Condé, wie man ihn nannte, sollte seiner grausamen Strenge zum Opfer fallen. In der Nacht des 15. März wurde er auf deutschem Boden, in Ettenheim in Baden, verhaftet und zuerst nach Straßburg, dann nach Vincennes geschleppt. Obwohl seine Papiere nicht die geringste Schuld, die ihn treffen konnte, ergaben, befahl Napoleon dennoch mit dem ganzen Kaltblut des Vollstreckers einer korsischen Bendetta, die Hinrichtung des Prinzen, der am 22. März des Nachts bei dem trüben Scheine einer Laterne in dem Festungsgraben von Vincennes erschossen wurde.

Napoleon sagte zu Cambacérés: „Das ist das Petschaft, das ich Europa aufdrücke.“ Ein blutiges Petschaft und ein solches, das dem, von dem es ausging, blutige Früchte trug. Talleyrand hatte recht, wenn er sagte, die Ermordung Enghiens sei mehr als ein Verbrechen, sie sei ein Fehler gewesen.

Aber der gefügige Senat schickte schon wenige Tage nach diesem unseligen Vorgange eine Deputation zu Napoleon mit folgender Botschaft: „Sie haben eine neue Ära gegründet. Sie müssen sie verewigen, der Erfolg ist nichts ohne die Dauer. Wir können nicht zweifeln, daß auch Sie bereits diese große



Napoleon empfängt das Dekret seiner Ernennung zum Kaiser der Franzosen.
Nach dem Gemälde von Rouget in der Galerie zu Versailles.

Idee beschäftigt hat, denn Ihr schöpferisches Genie umfaßt alles und vergißt auf nichts. Aber zögern Sie nicht länger; die Zeitumstände und Ereignisse, die Verschwörer und die Ehrsuchtigen, die Unruhe, welche alle Franzosen bewegt, drängen Sie dazu. Sie können Zeit und Umstände meistern, die Ehrsuchtigen entwaffnen, ganz Frankreich beruhigen, wenn Sie Einrichtungen schaffen, die Ihr Gebäude festigen und den Söhnen erhalten, was Sie den Vätern gegeben. Das Staatsschiff darf nicht Gefahr laufen, seinen Piloten zu verlieren, ohne durch einen Anker gegen Schiffbruch gesichert zu sein. Seien Sie überzeugt, daß der Senat hier im Namen aller Staatsbürger spricht."

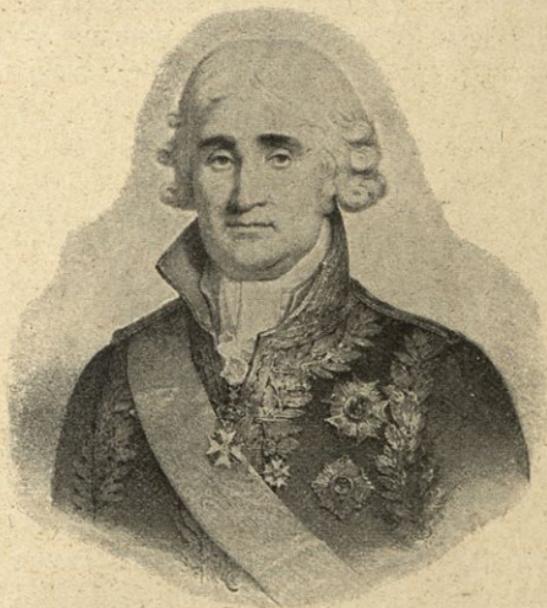
Das war die Ankündigung der Monarchie. Alsbald folgte ihr die Verwirklichung.

Durch Senatsbeschluß vom 18. Mai 1804 wurde Napoleon Bonaparte für sich und seine Deszendenten zur Krone berufen, die, wenn er keine Leibeserben hinterlasse, auf Josef und Ludwig übergehen solle. Lucian und Jérôme waren von der Thronfolge ausgeschlossen, weil sie sich, entgegen dem Willen Napoleons, nicht standesgemäß vermählt hatten. Napoleon wollte für die neue Monarchie den Titel eines Kaisertums, teils weil er dadurch an römische Erinnerungen und an das Kaisertum Karls des Großen anknüpfen konnte, teils weil er den Schatten des alten Königtums, das im Blute der Revolution untergegangen war, nicht herausbeschwören wollte.

Napoleon stellte sich auch jetzt noch bescheiden und zurückhaltend; er nahm erst nach längerem Zögern den Kaisertitel an und nur „weil der Senat diesen Titel dem Ruhme der Nation für nützlich halte“. Eine allgemeine Volksabstimmung ergab das Resultat, daß von 3,580.254 Abstimmenden mehr als 3 1/2 Millionen sich für das Kaiserreich aussprachen. Noch bevor dies Ergebnis bekannt gemacht war, wurde die neue Hofhaltung ins Leben gerufen. Sechs Großwürdenträger: der Großwahlherr (Grand électeur), der Reichserzkanzler (Archichancelier d'Empire), der Staatserzkanzler, der Erzschatzmeister (Architrésorier), der Konnetabel und der Großadmiral wurden geschaffen; die Träger dieser Würden sollten ebenso wie die Prinzen und Prinzessinnen des kaiserlichen Hauses mit „Hoheit“ und „Monseigneur“ angesprochen werden.

Die bisherigen Kollegen des ersten Konsuls, Cambacérés und Lebrun, wurden Erzkanzler und Erzschatzmeister und eine Wolke von Kammerherren, Ehrendamen und Pageen umgab den neuen Thron, dessen festeste Stützen die Marschälle waren, zu denen Napoleon die hervorragendsten unter seinen treuen Generalen, sechzehn, beförderte.

Wie viele von denen scharten sich um den neuen Thron, die sich einst mit Königs- und Adelsblut befeckt hatten! Aber auch



Cambacérés, Napoleons Kanzler.

viele von den Emigranten, die vor den Greueln der Revolution ins Ausland geflohen waren, kehrten jetzt nach Frankreich zurück und wärmten sich an der neuen Sonne des Kaiserreiches, das der korsische Abenteurer, der kleine Artillerie-Offizier von ehemals, aufgerichtet hatte.

Als neues Wappen wählte Napoleon den Adler, der nun auch die Fahnen und Standarten des kaiserlichen Heeres schmückte und seinen Siegesflug über ganz Europa von den Ufern der

Seine bis in die blühenden Fluren Andalusiens und die Eiswüsten Rußlands nahm. Nun konnte Josefina ihre Neigung für Pracht und Luxus voll entfalten. Sie bezauberte den neuen Hof durch ihre Liebenswürdigkeit. Neben ihr glänzte vor allem die Mutter des neuen Herrschers, Lätitia Bonaparte, stolz und noch immer schön. Sie war entschieden zärtlicher besorgt um ihren großen Sohn als Josefina und in ihrem rauhen korsischen Dialekt liebte sie es zu sagen: „Pourvou que cela doure“, „Wenn dies nur Dauer hat“.

Um der neuen Würde in den Augen der Welt noch ein größeres Ansehen zu verleihen und ihr auch die Weihe der Religion zukommen zu lassen, bewog Napoleon nach langen Verhandlungen den Papst Pius VII. zur Reise nach Paris, um die feierliche Krönung vorzunehmen. Diese fand am 2. Dezember 1804 in der Notre-Dame-Kirche in Paris statt.

Doch Napoleon duldete nicht, daß der Papst ihm die goldene Krone aufs Haupt drückte; er kam ihm zuvor und setzte sich selbst das Diadem aufs Haupt. Dann krönte er die vor ihm kniende Josefina.

„Wenn uns jetzt unser Vater sähe!“ soll er während dieser Zeremonie seinem Bruder Josef zugeflüstert haben.

Verweilen wir einen Augenblick bei dieser stolzen Feier. Bedeutet sie doch den Höhepunkt im Leben Napoleons. Zwanzig Jahre später schrieb Frau de Rémusat über die märchenhafte Pracht, die an diesen Festtagen entfaltet wurde, in ihren Memoiren: „Ich glaube noch jetzt mich an einen Traum zu erinnern, und zwar an einen Traum aus einem orientalischen Wunderlande, wenn ich daran denke, was für ein Luxus zu dieser Zeit in Paris zur Entfaltung gelangte.“

Der 2. Dezember 1804 war ein heller, frostiger Wintertag; aber trotz der Kälte standen die Pariser dicht gedrängt auf dem Wege von den Tuileries bis zur Notre-Dame-Kirche. Um zehn Uhr setzte sich der Zug, der den Papst zum Dome führte, in Bewegung, eine endlose Reihe von Wagen, in denen die geistlichen Würdenträger in ihren reichen priesterlichen Gewändern saßen; nach herkömmlicher Sitte ritt an der Spitze ein Priester auf einem Esel zum großen Ergötzen des schaulustigen Volkes. Abteilungen der Kaisergarde geleiteten den Zug.

Die Kirche war im Innern prächtig ausgeschmückt. Schwere Samtbehänge mit eingestickten goldenen Bienen (ein Symbol, das sich Napoleon statt der Lilien Bourbons gewählt hatte), hingen vom Gewölbe bis zum Boden herab. Zur Rechten des Altars stand der Thron für den Papst, mehr im Hintergrunde, dem Altar gegenüber, waren unter einem Baldachin die Thronessel für das Kaiserpaar aufgestellt. Fast das ganze Innere der Kirche war von den sechzig französischen Bischöfen und den Geistlichen ihrer Sprengel, von den Mitgliedern des Staatrates, des gesetzgebenden Körpers, des Tribunats, den Abgeordneten des Heeres, den fremden Fürstlichkeiten und Gesandten ausgefüllt.

Sobald der Papst eintrat, erhoben sich alle und 800 Sänger und Musiker auf dem Chore stimmten das „Tu es Petrus“ an. Der Papst kniete zuerst vor dem Hauptaltare nieder, dann bestieg er seinen Thron und empfing die Huldigung der Geistlichkeit.

Napoleon hatte die Tuilerien erst gegen Mittag verlassen; er saß neben Josefine in einer Staatskarosse mit Glaswänden und trug die Tracht des 16. Jahrhunderts, einen kurzen Mantel und ein Federbarett. Erst im erzbischöflichen Palais, aus dem man unmittelbar in die Kirche eintritt, legte er den Kaisermantel an und setzte sich nach Art der römischen Imperatoren einen goldenen Lorbeerkranz aufs Haupt.

Im Begriffe, in die Kirche einzutreten, zögerte er einen Augenblick und befahl dann, den Notar Maguideau sofort aus der Kirche zu ihm zu rufen. Dieser Mann hatte einst, als Napoleon sich um die Hand Josefins bewarb, der Witwe Beauharnais dringend von dieser Ehe abgeraten, da Bonaparte ein armer General sei, der nichts habe, als wie er gehe und stehe. „Nun,“ sagte Napoleon in diesem Augenblicke zu ihm, „was meinen Sie jetzt dazu, wie ich gehe und stehe?“ Mit diesen Worten ergriff er das Zepter und trat in die Kirche; das Kaiserschwert und die Krone, beides nach dem Muster der Krönungsstücke Karls des Großen gearbeitet, wurden ihm vorangetragen.

Sobald Napoleon das Schiff der Kirche betrat, erklang der Hymnus „Veni Creator“. Der Papst salbte ihn nun an der Stirn und am Handgelenk, segnete das Zepter und das Schwert ein, mit dem er ihn umgürtete, und griff dann zur Krone, um sie Napoleon aufs Haupt zu setzen; doch dieser nahm sie ihm

aus der Hand und berührte damit selbst sein Haupt. Dann krönte er die vor ihm kniende Josefine. Seine Brüder hielten die Schleppe seines Mantels, während die Schleppe der Kaiserin aus schwerem roten Samt mit eingestickten goldenen Bienen Napoleons Schwestern trugen. Nun stimmte der Heilige Vater den Gesang an „Vivat in aeternum semper Augustus“, mit dem ein Jahrtausend zuvor Papst Leo der Große den neuen römischen Kaiser Karl begrüßt hatte, und durch die Kirche scholl es hundertstimmig: „Es lebe der Kaiser!“ während außerhalb des Gotteshauses der eiserne Mund der Geschütze den Parisern verkündete, daß sie an Stelle eines Königs, den sie hingerichtet, nunmehr einen Kaiser über sich hatten.

Zum Schlusse der Feier legte Napoleon den Eid auf das Evangelium ab, daß er nur mit Rücksicht auf den Vorteil, das Glück und den Ruhm Frankreichs regieren wolle.

So war denn Napoleon ein von Gottes und seinen eigenen Gnaden gekrönter Kaiser der Franzosen.

Auf Wunsch des Papstes hatte sich Napoleon vor der Krönung auch kirchlich trauen lassen. Seiner Ehe hatte bisher die Weihe der Kirche gefehlt. Die Zeremonie der Trauung nahm Oheim Fesch, nunmehr Kardinal der heiligen Kirche, am Abend des 1. Dezember in einem Privatgemache der Tuileries vor.





VIII.

Die ersten Jahre des neuen Kaiserreichs.

Das Gebäude der neuen Militärmonarchie war aufgerichtet und der Giebel desselben mit einer Krone geschmückt. Wie in einem Kaleidoskop jagen sich nunmehr die Bilder der Weltgeschichte, aber die hervorstechende Farbe ist Rot, das Blut der Schlachten.

Das erste französische Kaiserreich war nicht der Friede, wie der Nefse des großen Napoleon von dem zweiten Kaiserreich behauptete.¹⁾ Zwar so ganz dürfen wir den Gedanken nicht von der Hand weisen, daß es Napoleon nach den Friedensschlüssen von Lunéville und Amiens nicht wirklich Ernst mit dem Frieden gewesen sei, denn das Werk der inneren Organisation des neuen Staates erheischte seine ganze Kraft und bedurfte einer Zeit ruhiger Ausgestaltung. Die großartigsten Pläne wälzten sich in dem Kopfe des neuen Imperators. Auf Haiti war eine Negerevolution ausgebrochen. Der Schwarze Toussaint-Duverture verkündete die Freiheit der geknechteten Neger. Sogleich schickte Napoleon seinen Schwager Leclerc mit einer ansehnlichen Truppenmacht nach Amerika. Er wollte in Westindien festen Fuß fassen und überhaupt die Kolonisation Frankreichs in großartigem Maßstabe ausbreiten.

Aber überall begegnete er dem Widerstande Englands, das mit Argusaugen jede Bewegung Frankreichs verfolgte und entschlossen war, sich die Herrschaft zur See unter keinen Umständen

¹⁾ Bei einem Bankette in Bordeaux sprach Napoleon, damals Prinz-Präsident, aber schon im Begriffe, das zweite Kaiserreich zu begründen, die berühmt gewordenen Worte aus: „L'Empire c'est la paix.“ „Das Kaisertum ist der Friede.“

von dem korinthischen Emporkömmling, den die englische Presse mit blutigem Hohn verfolgte, schmälern oder gar entreißen zu lassen. So schien denn ein Krieg mit Großbritannien unausweichlich und Napoleon beschäftigte sich ernstlich mit einer Landung an der englischen Küste. Die Armee, die an der französischen Nordküste stand, war eine der schönsten und besten, die Napoleon je aufgestellt hatte. Aber das Unternehmen erschien doch allzu gefährlich. Abgesehen davon, daß es wohl zu den schwierigsten Aufgaben gehört hätte, eine Armee nach England zu werfen, war die Haltung der festländischen Mächte von der größten Wichtigkeit und diese verhielten sich Napoleon gegenüber äußerst kühl und zurückhaltend.

Zwar ließ es Napoleon an Bemühungen, Oesterreich, Preußen und Rußland für sich zu gewinnen, nicht fehlen, aber er hatte damit wenig oder gar keinen Erfolg. Werfen wir einen Blick auf die europäische Weltlage. In Italien war alles dem Willen des französischen Machthabers gefügig. Die cisalpinische oder, wie sie jetzt von Napoleon genannt wurde, italienische Republik war noch fester an das französische Interesse gekettet worden und Napoleon hatte sich zu ihrem Präsidenten erheben lassen. Als er das französische Kaiserreich gegründet hatte, konnte er keine Republiken um Frankreich mehr dulden. Er setzte sich am 26. Mai 1805 in Mailand die eiserne Krone der Lombarden aufs Haupt mit der alten Formel, die in seinem Munde einen drohenden Klang annahm: *Dio mi la dona, guai a chi la tocca*, „Gott gibt sie mir, weh dem, der daran rührt.“ Er machte aus der Lombardei ein Bizetönigreich und übertrug dieses, nachdem seine Brüder Josef und Ludwig abgelehnt hatten, seinem Stiefsohn Eugen Beauharnais. — Als er sich mit dem Gedanken an den Krieg mit England trug, besetzte er die Häfen Neapels und verletzte so die Neutralität dieses Staates.

Noch einschneidender waren die Änderungen, welche das Deutsche Reich über sich ergehen lassen mußte. Durch den sogenannten Regensburger Reichsdeputations-Hauptschuß, der am 25. Februar 1803 unterzeichnet wurde, waren die Territorialveränderungen bestätigt worden, die in den letzten Friedensschlüssen und auf dem Kongresse zu Rastatt in Aussicht genommen wurden. Die freien Reichsstädte hörten bis auf sechs

zu existieren auf; die Gebiete der geistlichen Fürsten wurden fast alle säkularisirt (in weltlichen Besitz verwandelt) und zur Entschädigung derjenigen deutschen Staaten verwendet, an deren Bündnis Napoleon vor allem gelegen war. Napoleon verschenkte mit vollen Händen Land und Leute und die Zeit der tiefsten Schmach und Erniedrigung Deutschlands war angebrochen. Vor allem bereicherte Napoleon die süddeutschen Staaten, in erster Linie Bayern, die er von der Verbindung mit dem habsburgischen Hause gänzlich losreißen wollte.

Aber am meisten lag ihm an der Freundschaft Preußens, dessen militärische Kräfte ihm in einem Kriege mit Rußland und Oesterreich die besten Dienste geleistet hätten. Doch der preußische König Friedrich Wilhelm III. blieb neutral, ja, als es zur Entscheidung kam, schloß er sich an Rußland an.

Dieses zu gewinnen, waren alle Versuche Napoleons vergeblich. Der Tod Pauls, der in der Nacht vom 23. auf den 24. März ermordet worden war, weil sein grausamer Despotismus selbst seine nächste Umgebung bedrohte, beraubte Napoleon eines mächtigen Bundesgenossen; denn Zar Paul war von glühendem Haffe zu enthusiastischer Bewunderung Napoleons übergesprungen, während der neue Kaiser Alexander I. bald alle Ursache hatte, Napoleon feindlich gesinnt zu sein; nicht so sehr die Entrüstung über die Hinrichtung des Prinzen von Enghien, als vielmehr das Vorgehen Napoleons gegen Hannover und die Hanfagebiete sowie die Ausdehnung der französischen Macht erregten am Hofe von St. Petersburg die größte Erbitterung.

Oesterreich hatte zwar das neue französische Kaisertum anerkannt unter der Bedingung, daß Napoleon auch die Erhebung Oesterreichs zum Kaisertum, die am 4. August 1804 erfolgt war, zur Kenntnis nehme, aber zu tief war die Demütigung, die Napoleon dem alten Habsburger-Reiche durch den Umsturz der deutschen Verhältnisse und die Besitzergreifung Oberitaliens zugefügt hatte, als daß es ohne Herstellung der Zustände vor dem Frieden von Campoformio an ein Bündnis mit Napoleon hätte denken können.

So war denn bei dieser Haltung der Festlandsmächte ein Krieg auf englischem Boden für den französischen Kaiser ziemlich aussichtslos und er entschloß sich daher zur Besetzung Hannovers,

das mit England in Personalunion stand, um auch die Häfen der Nordsee, die Mündungen der Weser und Elbe, dem englischen Handel zu versperren. Im Mai 1803 rückte ein Armeekorps unter General Mortier mit Verletzung neutralen preussischen Gebietes in Hannover ein und besetzte dieses Land, ohne auf erheblichen Widerstand zu stoßen.

Noch einmal machte Napoleon den Versuch, Preußen für sich zu gewinnen, indem er ihm Hannover anbot, ein wahres Danaergeschenk, aber König Friedrich Wilhelm III. hatte sich bereits entschlossen, auf die Seite Rußlands zu treten und am 7. Juli 1805 schloß sich Kaiser Franz I. von Oesterreich in aller Form dem Bündnisse an, das England im April dieses Jahres mit Rußland abgeschlossen hatte.

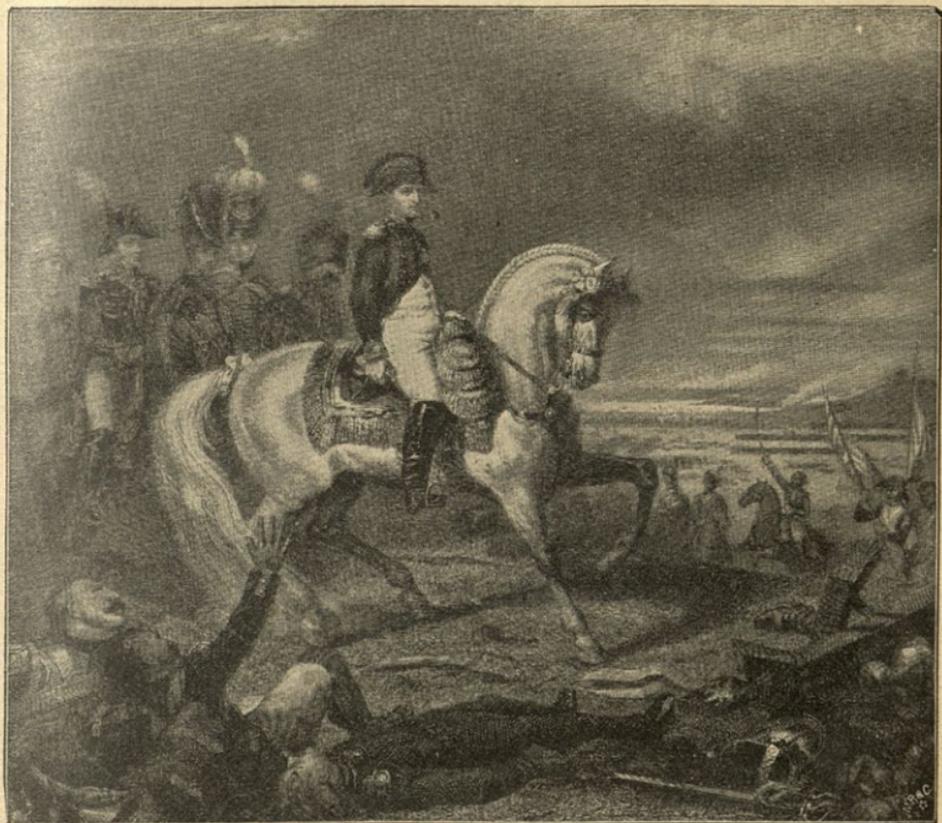
Der Weltkrieg war wiederum entbrannt. Das Genie des französischen Kaisers setzte ihm verhältnismäßig rasch ein Ziel.

Am 1. Oktober überschritt Napoleon bei Straßburg den von ihm geknechteten Rhein und schon am 20. Oktober kapitulierte die österreichische Armee unter General Mack in Ulm. Man hatte den unfähigsten Mann, der sich auf seine theoretischen Kenntnisse ungeheuer viel einbildete, einem Napoleon gegenübergestellt, anstatt Erzherzog Karl mit dem Oberkommando zu betrauen, der mit dem deutschen Kriegsschauplatz wohlvertraut war und bereits in so vielen Schlachten sein Schwert mit dem Lorbeer des Sieges umwunden hatte. Was half es, daß der Erzherzog in Italien über Masséna bei Caldiero am 29. bis 31. Oktober einen glänzenden Sieg erfocht? Die Schmach von Ulm verdunkelte diesen Erfolg.

„Die Schande, die uns erdrückt,“ schrieb damals ein österreichischer Hauptmann, „der Rot, der uns bedeckt, ist unauslöschbar. Während die Bataillone die Waffen strecken, unterhält sich Napoleon in der einfachsten Kleidung inmitten seiner gestickten Marschälle mit Mack und mehreren unserer Generale, die er, nachdem sie defilierten, zu sich berufen hat. Der Kaiser in der Uniform eines gemeinen Soldaten, mit einem grauen, an den Ellbogen und an den Schößen verbrannten Mantel, einem eingedrückten Hut ohne Distinktionszeichen auf dem Kopfe, die Arme auf dem Rücken gekreuzt und an einem Lagerfeuer sich erwärmend, sprach mit Lebhaftigkeit und gab sich ein gutmütiges Aussehen.“

An die Kaiserin schrieb Napoleon damals die stolzen, aber berechtigten Worte: „Ich habe meinen Zweck erreicht, ich habe die österreichische Armee durch bloße Märsche zerstört.“

Nun wendete sich Napoleon gegen die Russen, die unter Kutusow hinter dem Inn standen; aber der listige russische



Napoleon bei Austerlitz. (Nach einem gleichzeitigen Stich.)

Feldherr wich jeder offenen Feldschlacht aus und zog sich langsam nach Mähren zurück. Der Weg nach Wien stand offen und Murat rückte auch wirklich am 13. November in die Kaiserstadt an der Donau ein. Aber die Hauptsache blieb ein Erfolg über die vereinigte russisch-österreichische Armee, die in vortrefflicher Stellung

nicht weit von Brünn sich gesammelt hatte. Stießen die in Anmarsch befindlichen russischen Verstärkungen und die Armee, die Erzherzog Karl aus Italien herbeiführte, noch rechtzeitig zu den beiden verbündeten Monarchen, dem russischen und österreichischen Kaiser, so war Napoleon verloren.

Da half ihm der Feind selbst aus seiner nichts weniger als günstigen Lage. Der junge Kaiser Alexander, lüstern nach dem Ruhme eines Besiegers Napoleons und nicht gewillt, ihn mit dem österreichischen Erzherzog zu teilen, drängte zum Angriff. Napoleon jubelte und als die Russen ihre Linie übermäßig ausdehnten, um den absichtlich weit vorgeschobenen französischen rechten Flügel zu umgehen, da rief Napoleon triumphierend aus: „Sie gehen in die Falle! Sie liefern sich aus! Vor morgen Abend ist diese Armee mein!“

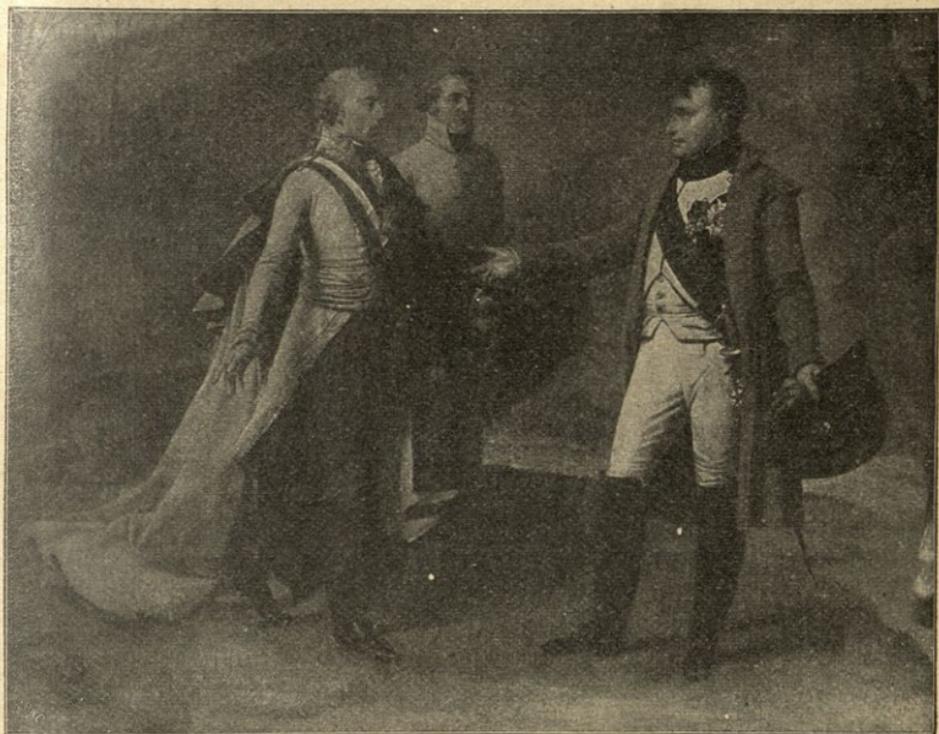
Er hatte recht, die Sonne des 2. Dezember, die „Sonne von Austerlitz“, wie Napoleon in seinem Siegesbulletin stolz sagte, beleuchtete vor ihrem blutroten Untergange noch das schneebedeckte Schlachtfeld, auf dem mehr als 20.000 russische Leichen lagen.

Die „Dreikaiser-Schlacht“, wie Napoleon diesen seinen stolzesten Sieg nannte, endete mit der vollständigen Niederlage der verbündeten Heere und Napoleon hatte alle Ursache, der Tapferkeit seiner Soldaten Anerkennung zu zollen. „Soldaten!“ mit diesen Worten wendete er sich an seine Truppen, „ich bin mit euch zufrieden! Ihr habt am Tage von Austerlitz alles gerechtfertigt, was ich von eurer Unererschrockenheit erwartete, und habt eure Adler mit unvergänglichem Ruhme geschmückt . . . Mein Volk wird euch mit tausend Freuden wiedersehen und falls nur einer von euch sagt: ‚Ich bin bei Austerlitz dabei gewesen‘, wird jeder sofort erwidern: ‚Hier steht ein tapferer Mann‘.“

Der Tag von Austerlitz war eine würdige Jahresfeier der Kaiserkrönung.

Schon am 4. Dezember fand bei Rasiedlowitz an der Straße zwischen Austerlitz und Holitsch eine Zusammenkunft zwischen Napoleon und Kaiser Franz statt, bei der sich der Franzosenkaiser nicht brüsk und unhöflich, wie häufig erzählt wird, sondern überaus artig und liebenswürdig benahm. Die Grundzüge des Friedens wurden festgestellt, der am 1. Jänner 1806 von Oesterreich unterzeichnet wurde.

Nicht der österreichische Kaiser hat Rußland im Stiche gelassen, wie die Österreich feindseligen Geschichtschreiber behaupten, sondern das Gegenteil ist wahr: die Russen gaben Österreich preis. Alexander I. wollte weder von der Fortführung des Krieges noch vom Frieden etwas wissen, sondern zog sich in Eilmärschen



Zusammenkunft der Kaiser Franz und Napoleon bei Austerlitz.
Gemälde von Gros im Museum zu Versailles.

an die Weichsel zurück, den österreichischen Alliierten seinem Schicksal überlassend. Ebenso unwahr ist die Behauptung, welche die Russen später zu erheben sich erdreisteten, die Österreicher hätten sich bei Austerlitz nicht gut geschlagen. Napoleon selber ließ im „Moniteur“ erklären: „Diejenigen, die das Schlachtfeld gesehen haben, werden bezeugen, daß es dort, wo der Hauptstoß

stattfand, mit Österreichern bedeckt war, während an anderen Orten nur russische Tornister lagen.“

Der Frieden von Preßburg legte Österreich schwere Opfer auf. Es verlor über 1000 Quadratmeilen Landes mit gut drei Millionen Einwohnern. Venedig, Istrien, Dalmatien, Cattaro wurden mit dem Königreich Italien vereinigt. Tirol, das kaisertreue Alpenland, kam an Bayern. Der Breisgau und verschiedene andere süddeutsche Herrschaften wurden zwischen Württemberg und Baden geteilt.

So war Österreich aus Oberitalien und Süddeutschland verdrängt, auf welche Gebiete sich bisher seine europäische Stellung gestützt hatte, während sich Frankreichs Machtsphäre bis an die Länder des Balkangebietes ausdehnte.

Einen bitteren Tropfen goß allerdings in den schäumenden Becher der Freude die Nachricht von dem Siege der Engländer über die französische und spanische Flotte, die unter dem Kommando Villeneuve stand, bei Trafalgar, südöstlich von Cadix, am 21. Oktober 1805. Damals signalisierte Nelson seinen berühmten Flottenbefehl: „England erwartet, daß jedermann seine Schuldigkeit tun wird.“ Und kein Mann ließ es daran fehlen. Allerdings erkauften die Engländer diesen glänzenden Sieg mit dem Tode ihres genialen Admirals Nelson; aber dieser Sieg befestigte für immer die Weltherrschaft der Briten zur See und alle Versuche Napoleons, den englischen Handel auf dem Festlande zu blockieren, schlugen fehl oder hatten nur unzulängliche Ergebnisse.

Der Sieg von Austerlitz versetzte dem unversöhnlichsten Feinde Napoleons den Todesstoß. Der jüngere Pitt, Englands Premierminister, die Seele des Weltkrieges gegen Napoleon, hatte seine ohnedies zarte Gesundheit durch übergroße Anstrengungen untergraben; erst 47 Jahre alt, starb er am 23. Jänner 1806.

Unmittelbar nach dem Abschluß des Friedens erklärte Napoleon noch von Schönbrunn aus die Dynastie der Bourbonen in Neapel und Sizilien für abgesetzt, weil sie englischen und russischen Schiffen den Einlauf in den Hafen von Neapel gestattet hatte. Es war, um den Hohn noch bitterer zu machen, ein einfacher Armeebefehl, den Napoleon erließ: „Die Dynastie von Neapel hat aufgehört zu regieren. Ihr Bestand ist unverträglich mit der Ruhe Europas und mit der Ehre meiner Krone.“

Bald folgte diesem Befehle die Ausführung. Am 15. Februar 1806 hielt Napoleons Bruder Josef seinen Einzug in Neapel, am 30. März wurde ihm von Napoleons Gnaden die Krone von Neapel und Sizilien übertragen. Es war ein Gewaltakt, dem bald andere folgen sollten. Am 5. Juni 1806 hörte die batavische Republik zu bestehen auf. Auch sie wurde in ein Königreich verwandelt und als Herrscher des neuen Königreichs Holland wurde trotz seines Sträubens der jüngere Bruder Napoleons, Ludwig, eingesetzt, der mit Hortense, der schönen, aber gefallsüchtigen Tochter Josefins, eine wenig freudenreiche Ehe



Ludwig Bonaparte.
König von Holland.

führte; er war vielleicht der ernsteste unter den Brüdern Napoleons, aber als er bald darauf gegen die Sperrung der niederländischen Häfen im Interesse seines Staates Protest einlegte, wurde ihm die Krone genommen. Napoleon duldete keinen Widerspruch, auch nicht unter seinen nächsten Verwandten. Dies erfuhr auch Lucian, der seinem Bruder den Weg zum Konsulate gebahnt hatte. Da er sich beharrlich weigerte, sich von seiner Gemahlin, der Witwe des Bankiers Foubertou, zu trennen und eine standesgemäße Heirat einzugehen, traf ihn die volle Ungnade des Imperators. Lucian lebte fortan in Rom in der Verbannung,

abwechselnd dem leichtfertigen Genuße und ernsteren Studien hingegeben, und bekräftigte oft in bitteren Worten die Schritte seines Bruders, ohne sich aber zu einem ernsteren Widerstande aufzuraffen.

Auch der jüngste Bruder *Jerôme*, der sich ohne Napoleons Zustimmung mit der Tochter eines Kaufmannes aus Baltimore, *Elisa Patterson*, verheiratet hatte, zog sich Napoleons Un-



Jérôme Bonaparte.
König von Westfalen.

gnade zu und erlangte die Verzeihung seines kaiserlichen Bruders erst wieder, als er seine Gemahlin verstieß.

Damals verschenkte Napoleon Kronen und Titel wie wertlosen Tand und schuf sich eine Schar von Vasallen, die freilich mit den Lehensleuten des Mittelalters wenig Ähnlichkeiten hatten, denn selbst auf Thronen und im Besitze von Fürstentiteln mußten sie „loyale Untertanen“ des Kaisers bleiben, der immer mehr aufhörte, bloß französischer Regent zu sein, sondern der Aufrichtung einer „Weltmonarchie“ zustrebte.

So wurde der Marschall *Soult* Herzog von Dalmatien;

Napoleons treuer und geschickter Sekretär Maret Herzog von Bassano; Caulaincourt Herzog von Vicenza; Marmont von Ragusa, Savary von Rovigo. Das waren bloße Titel, die mit keinem Landbesitz, wohl aber mit ansehnlichen Revenuen, bis zu 100.000 Franken jährlich, verbunden waren.

Aber auch souveräne Fürstentümer bildete der französische Kaiser damals, um seine Verwandten und Getreuen zu belohnen.



Marſchall Soult.

Maſſéna, l'enfant chéri de la victoire, wurde Herzog von Rivoli, Macdonald Herzog von Tarent, Augereau von Caſtiglione, Cambacérés Herzog von Parma, Berthier Herzog von Neuchâtel, das Preußen abtreten mußte; Talleyrand wurde Herzog von Benevent. Napoleons Schweſter Pauline, deren erſter Gemahl, General Leclerc, in Weſtindien dem gelben Fieber erlegen war, heiratete in zweiter Ehe den Fürſten Borghèſe und erhielt das Herzogtum Guafſtalla.

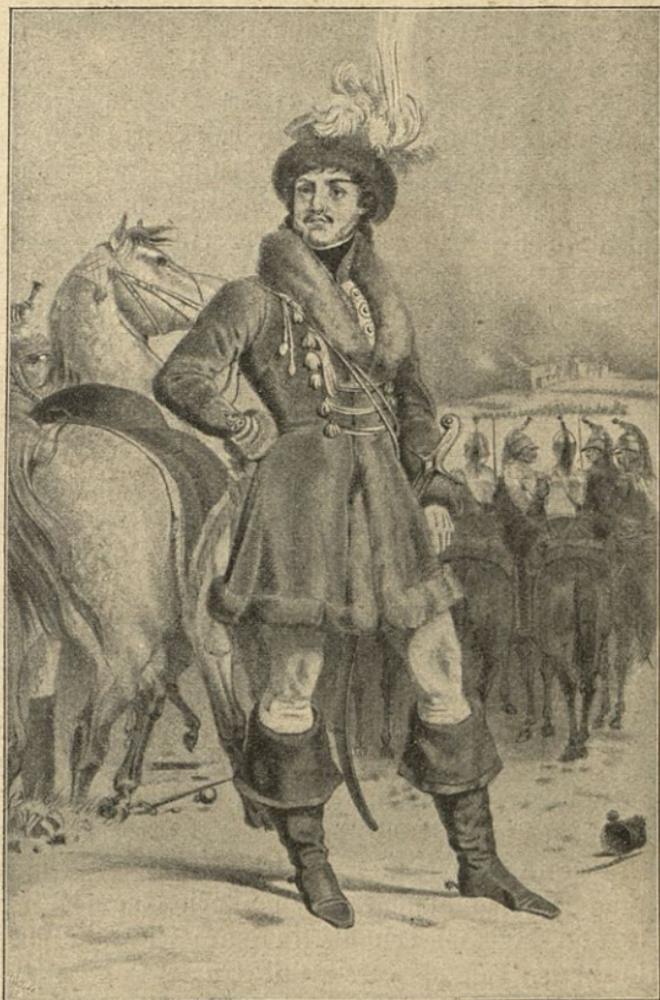
Napoleons Schwager Joachim Murat wurde Herrscher des neugebildeten Großherzogtums Cleve-Berg, wo er am 15. März 1806 seinen Einzug hielt. Er ist so recht ein Beispiel der märchenhaften Karrieren, die Napoleons Günstlinge und Satelliten damals machten. Ein heißblütiger Südfranzose, ohne alle und jede höhere Bildung, geboren als Sohn eines Gastwirthes zu Bastide in der Nähe von Cahors, war er im Geschäfte seines Vaters tätig, entfloh aber eines schönen Tages, weil er sein ganzes Geld verzecht und verspielt hatte, und ließ sich bei den Dragonern anwerben. Jetzt wurde er Großherzog, war aber damit noch nicht am Ende seiner fabelhaften Laufbahn; es winkte ihm noch die Krone beider Sizilien.

Die Schöpfung des Großherzogtums Berg hängt mit der Neuordnung des Deutschen Reiches zusammen, die Napoleon nach der Niederwerfung Oesterreichs in Angriff nahm. Napoleon wollte gegenüber Oesterreich und Preußen ein drittes Deutschland, „la troisième Allemagne“ schaffen, das ganz von seinem Willen abhängen sollte. Gleich nach seiner Krönung hatte er eine Kaiserfahrt an den Rhein angetreten, wie einstens die römisch-deutschen Kaiser. Immer mehr befestigte sich in seinem Kopfe, in dem die stolzesten und ausschweifendsten Gedanken hin und her wogten, die Idee eines Kaisertums Karls des Großen.

Mußte er in diesen Plänen nicht bestärkt werden, wenn ihm damals Dalberg, der ehemalige Kurfürst von Mainz, schrieb: „Sie sind Karl der Große. Seien Sie der Regler, der Heiland Deutschlands, der Wiederhersteller seiner Verfassung. Möchte das abendländische Kaisertum doch wieder erstehen in Kaiser Napoleon, das Reich Karls des Großen, bestehend aus Italien, Frankreich und Deutschland!“

Es wäre ungerecht, solche Worte nur als Ausfluß einer undeutschen Schwäche und eines vollständigen Mangels an Patriotismus anzusehen. Die Entstehung des Rheinbundes, bestehend aus Bayern, Württemberg, Baden, Hessen-Darmstadt, dem neugeschaffenen Herzogtum Cleve-Berg und einer Anzahl kleinerer Staaten, im ganzen 16 Staaten, mit dem Kanzler des neuen Bundes, Freiherrn von Dalberg, als Stellvertreter des Kaisers, an der Spitze, war doch eine Vorstufe zur Einigung Deutschlands. Was erst in unseren Tagen der eiserne Kanzler des

preußischen Königs Wilhelm I. durch Blut und Eisen zu stande gebracht, die Zusammenschweißung der auseinanderstrebenden Einzelstaaten, war hier von Napoleon versucht worden. Freilich, daß an



Murat.

der Spitze dieses Bundes der französische Kaiser als Schirmherr stand und daß die militärischen Kräfte des neuen deutschen Bundes zu seiner Verfügung stehen mußten, war gewiß tief be-

schämend für das deutsche Nationalgefühl, aber man darf andererseits nicht leugnen, daß es ein verdienstliches Werk war, „die Mehrzahl der kleineren deutschen Staaten in einen festen, zu kriegerischer Kraftentfaltung nach außen befähigten Staatenbund mit selbständiger innerer Entwicklung unter einer tatkräftigen und zielbewußten Oberleitung zu vereinigen“.¹⁾

Am 6. August ließ Kaiser Franz II. dem Reichstage zu Regensburg die Mitteilung zukommen, daß er sein Verhältnis mit dem Reiche als gelöst erachte und die deutsche Kaiserkrone niederlege. Es war nicht möglich, eine Krone noch aufrecht zu halten, die eigentlich schon seit langem nur mehr ein leerer Schatten und hohler Name gewesen war. Das heilige römische Reich deutscher Nation hatte auch dem Namen nach aufgehört zu existieren.

Es wurde ihm keine Träne nachgeweint und bezeichnend ist, daß Goethe darüber nur die trockenen Worte niederschreibt: „Indessen war der deutsche Rheinbund geschlossen und seine Folgen leicht zu übersehen; auch fanden wir bei unserer Rückreise durch Hof (Goethe kam damals von Karlsbad) in den Zeitungen die Nachricht, das Deutsche Reich sei aufgelöst.“ Kein Wort mehr! Keine Silbe der Klage, des Bedauerns, der Überraschung, keine Spur von Besorgnis für die Zukunft!

Nun mußte sich auch Preußens Geschick erfüllen. Die zweideutige Haltung seiner Staatsmänner hatte schon längst Napoleons Wroth erregt. Er verlangte eine entschiedene Erklärung, ob der preußische König entschlossen sei, mit ihm ein Schutz- und Trutzbündnis einzugehen und die Häfen der Ostsee den englischen Schiffen zu versperren. Preußen schloß endlich den Pariser Vertrag ab, 15. Februar 1806, durch den es der Besitzergreifung Hannovers gegen Abtretung von Cleve, Ansbach, Neuchâtel und der Festung Wesel zustimmte und sich von England trennte.

Als aber der Hof von Berlin durch seinen Geschäftsträger in Paris hörte, daß Napoleon mit England heimliche Unterhandlungen pflege und nicht abgeneigt sei, Hannover wieder an das britische Königshaus zurückzugeben, da gewann die Kriegspartei in Preußen die Oberhand und der erzürnte König entschloß sich, die Waffen zu ergreifen. Er näherte sich Rußland, das für alle Fälle Hilfe zusagte.

¹⁾ v. Landmann, Napoleon I., S. 47.

Doch die preußische Armee vom Jahre 1806 war nicht mehr von dem Geiste eines Friedrich des Großen beseelt. Wenn auch die adeligen Offiziere großsprecherisch prahlten: „Offiziere und Generale wie der Herr von Bonaparte hat die Armee Seiner Majestät mehrere aufzuweisen“, so entsprachen diesen hochfahrenden Worten nicht die Thaten. So endigte denn schon die erste Schlacht bei Jena und Auerstädt am 14. Oktober 1806 mit einer Niederlage von Preußen. Bald folgte die schimpfliche Übergabe der Festungen Erfurt, Magdeburg, Spandau, Küstrin fast ohne Widerstand. Nur der 73jährige Kommandant von Graudenz,



Franz II.,
der letzte Kaiser von Deutschland.

de Courbière, den die Franzosen mit den Worten, es gebe keinen König von Preußen mehr, zur Übergabe aufforderten, gab die von altpreußischem Mute zeugende stolze Antwort: „Nun, so bin ich König von Graudenz!“ und hielt die Festung bis zum Frieden.

Am 27. Oktober erfolgte der Einzug Napoleons durch das Brandenburger Thor in Berlin. Die Siegesgöttin, die erst vor kurzem von der Meisterhand Schadows geschaffen worden war, sah mit ernster Trauer auf den fremden Eroberer, der inmitten seiner goldstrotzenden Marschälle durchs Thor einritt.

Zwei Tage zuvor hatte Napoleon die Gruft von Potsdam besucht und mit ernster Ergriffenheit am Sarkophage Friedrichs II. gestanden, dessen militärisches Genie er bewunderte und dessen Schriften er mit Eifer studiert hatte.

Noch gab sich Preußen nicht verloren. Männer wie der edle patriotische Heinrich Friedrich Karl Freiherr v. Stein, des deutschen Reiches Eck- und Edelstein, wie man ihn später hieß, die Generale Gerhard David Scharnhorst, Neidhart von Gneisenau, der Mecklenburger Gebhart Lebrecht Blücher, Ludwig v. York, Friedrich Wilhelm v. Bülow wußten den König zur Fortsetzung des Krieges zu bestimmen und die Königin Luise, anmutig in der Blüte ihrer Schönheit und verehrungswürdig in dem Adel ihres Herzens, war die Seele des Widerstandes gegen Napoleon.

Die russische Armee war eingetroffen, aber die unentschiedene Schlacht bei Preußisch-Eylau am 8. Februar 1807 und der blutige Sieg Napoleons bei Friedland (am 14. Juni) beendigten den Feldzug und zwangen Preußen und Rußland zum Frieden.

Der preußische Staat war so gut wie vernichtet, Rußland außer stande, den Krieg fortzusetzen. Am Tage nach dem Siege von Friedland schrieb Napoleon an die Kaiserin Josefine: „Meine Kinder (so nennt er die Soldaten) haben den Jahrestag von Marengo würdig begangen. Die ganze russische Armee in Deroute, achtzig Kanonen verloren, 30.000 Mann tot oder gefangen, fünf- undzwanzig ihrer Generale getötet, verwundet oder vermißt. Die russische Garde vernichtet. Das ist eine würdige Schwester von Marengo, Austerlitz und Jena.“

Napoleon konnte Polen und die Türkei gegen Rußland in Bewegung setzen und dieses Reich vernichten. Er tat es nicht, und zwar wieder nur im Hinblick auf England. Um seine ganze Kraft gegen diesen Todfeind Frankreichs zu wenden, bedurfte er der Ruhe auf dem Kontinente. Schon am 21. November erschien das Berliner Dekret Napoleons, wodurch der Kontinent dem britischen Handel verschlossen sein sollte.

Napoleon war sich des Zaubers bewußt, den seine Persönlichkeit auf die Menschen, die mit ihm in Berührung traten, ausübte. Er wollte diesen Zauber jetzt gegenüber dem jungen russischen Kaiser erproben, dessen weiches und schwärmerisches

Gemüt ihm wohlbekannt war. Am 25. Juni kam es bei Tilsit zu einer persönlichen Begegnung der beiden Herrscher. In der Mitte des Njemen war auf einem Floße ein prächtiges Zelt errichtet worden, in welchem Napoleon und Alexander I. ohne Zeugen zusammentrafen. Eine Stunde währte die Unterredung. Als Alexander aus dem Zelte heraustrat, war er aus einem Feinde ein Bewunderer Napoleons geworden. Napoleon bot ihm ein Bündnis gegen England an und stellte ihm die Teilung der Welt in Aussicht. Indien mit seinen fabelhaften Schätzen, mit einem Worte der ganze Osten, sollte sich vor Rußland beugen, der Westen dem französischen Kaiser zu Füßen liegen. Eine blendende Perspektive wußte Napoleon vor den Blicken des leicht zu enthusiasmierenden russischen Zaren aufzurollen.

Rußland trat aus dem Kriege als Freund und Bundesgenosse Frankreichs. Die ganze Härte des Siegers sollte Preußen fühlen. Wenn es nicht ganz vernichtet wurde, so dankte es dies dem russischen Kaiser, der seine schützende Hand über seinen ehemaligen Alliierten ausbreitete. Drückend genug waren die Bedingungen, die Preußen im Frieden von Tilsit (9. Juli 1807) auf sich nehmen mußte. Es verlor fast die Hälfte seines bisherigen Gebiets und mußte sich eine ungeheure Kriegsschädigung auferlegen lassen, bis zu deren Tilgung der Feind im Lande blieb.

Aus den von Preußen abgetretenen polnischen Landesteilen wurde das Großherzogtum Warschau gebildet, aus den westlichen Gebieten und dem Kurfürstentum Hessen-Kassel das neue Königreich Westfalen, das Napoleon seinem jüngsten Bruder, dem lebensfrohen Hieronymus, dem König „Morgen wieder lustig“ übertrug. „Das Hessen-Kasselsche Haus“, so sagte damals Napoleon, „hat seine Untertanen seit vielen Jahren an die Engländer verkauft und dadurch hat der Kurfürst so große Schätze gesammelt. Dieser schmutzige Geiz stürzt nun sein Haus.“ Es gibt eine Vergeltung in der Weltgeschichte.

Vergebens hatte die edle Königin Luise von dem Sieger mildere Bedingungen zu erhalten gesucht. Napoleon, der die patriotische Fürstin einst eine Armida, ja eine Helena geschmäht hatte, konnte sich doch dem Eindrucke ihrer frauenhaften Schönheit und Würde nicht entziehen. Er bot ihr bei der persönlichen Zusammenkunft in Tilsit galant eine Rose. „Mit Magdeburg!“

sagte die Königin, denn sie wollte vor allem diese wichtige Festung retten, doch Napoleon erwiderte nichts, ihn rührte der Schmerz dieser patriotischen Fürstin nicht. Später sagte er zu seiner Umgebung: „Ich will Magdeburg behalten, um jeden Augenblick nach Berlin zurückzukehren, wenn es mich gelüftet.“

Der Friede von Tilsit hatte Napoleon auf den Höhepunkt seiner Macht gehoben. Die neuere Geschichte kennt kein Beispiel, daß ein Herrscher so unüberwindlich und allmächtig dagestanden wäre, wie Napoleon nach Tilsit.

Er war im Zenith seiner Macht und seines Ruhmes, doch in dieser Macht lag kein Moment der Ruhe, sondern nur ein Ansporn zu immer neuen, weitausgreifenden Thaten und Unternehmungen.





IX.

Napoleon auf dem Höhepunkte seiner Macht.

Der Empfang, der Napoleon in Paris zu teil wurde, war enthusiastisch wie immer. Der Präsident des Appellhofes sagte ihm zum Beispiel ins Gesicht, Napoleon gehöre nun gar nicht mehr der Menschengeschichte an, sondern dem Zeitalter der Heroen.

Es fehlte nicht an pomphaften Aufzügen, Illuminationen, schwungvollen Adressen, aber dem Scharfblicke des Kaisers entging es nicht, daß die französische Nation doch nicht mehr mit derselben einstimmigen Begeisterung an seinem Siegeswagen zog, wie dies etwa nach seinen ersten italienischen Feldzügen der Fall war. Er hatte hiefür eine ungemein feine Empfindung und die Folge war, daß die Maßregeln gegen die Presse und gegen die Freiheit der Literatur immer schärfer und strenger wurden. Jede Anspielung, die gegen den Kaiser gedeutet werden konnte, war verpönt.

Als der Dichter Legouvé ein Stück eingereicht hatte: „Der Tod Heinrichs IV.“ ließ es zwar der Kaiser passieren, aber er tadelte es scharf, daß der Dichter dem König die Worte in den Mund gelegt hatte: „Ich zittere“. Ein König darf wohl zittern, denn er ist auch nur ein Mensch, aber er darf es nicht aussprechen. Die Stelle in Corneilles Tragödie „Heraklius“:

„Denn wer, wie ich, ein Sprosse dunkler Herkunft,
Durch Aufruhr sich den Weg zur Macht gebahnt,
Vom Kriegsmann sich zum Kaiser aufgeschwungen,
Hat anders nicht als durch ein schwer Verbrechen
Den Thron erobert“

mußte gestrichen werden, denn sie konnte zu leicht auf Napoleon gedeutet werden.

Die Zeitung „Citoyen“ (Bürger) mußte ihren Namen in „Courrier français“ verändern, das „Journal des Débats“ in „Journal de l'Empire“ sich umtaufen. Sehr eingehend beschäftigte sich Napoleon mit der Geschichte der römischen Kaiser und suchte den Geschichtschreiber Tacitus, der die Schandtaten der Cäsaren aufdeckte, ins Unrecht zu setzen und ihn der Parteilichkeit zu zeihen. Einmal äußerte er sich im Gespräche zu Marbonne: „Sind Sie nicht selbst von der Ähnlichkeit meiner Regierung mit der des Diokletian überzeugt? Von dem Netz, das ich so weit spanne, von den Augen des Kaisers, die überall sind, von jener Zivilautorität, die ich in einem durchaus kriegerischen Reiche allmählich zu befestigen gewußt habe?“

Frau von Staël mußte Frankreich verlassen, „weil sie,“ wie Napoleon sich ausdrückte, „im Stande war, Leuten das Denken beizubringen, die es nicht konnten oder es verlernt hatten“. Chateaubriand, der sein mit der ganzen Blut religiöser Begeisterung geschriebenes Werk „Le génie du christianisme“ „Der Genius des Christentums“, dem „Wiederhersteller der Religion“ gewidmet hatte, zog sich durch eine abfällige Kritik der Hinrichtung Enghiens gleichfalls des Kaisers Ungnade zu und mußte aus Frankreich auswandern.

In dem Katechismus für die niederen Schulen, der im Jahre 1806 erschien, finden sich die Sätze: „Wir schulden unserem Kaiser Napoleon I. Liebe, Achtung, Gehorsam, Treue, den Kriegsdienst und die zur Aufrechthaltung und Verteidigung seines Thrones gebotenen Tribute; wir schulden ihm auch heiße Gebete für sein Heil und für die geistige und materielle Wohlfahrt des Staates. Wir schulden ihm dies vor allem deshalb, weil ihn Gott, der die Reiche gründet und nach seinem Wohlgefallen verteilt, in Krieg und Frieden mit seinen Gaben überhäuft, ihn zu unserem Souverän, zum Werkzeuge seiner Gewalt, zu seinem Abbilde auf Erden gemacht hat.“ Und auf die Frage, was man von jenen zu halten hätte, die ihrer Pflicht gegen den Kaiser untreu würden, findet sich in diesem Katechismus die Antwort: „Nach dem heiligen Apostel Paulus sündigen sie wider Gottes eigene Anordnungen und machen sich der ewigen Verdammnis schuldig.“

Dabei muß es ausgesprochen werden, daß der Kaiser in umfassendster Weise bemüht war, die materielle Wohlfahrt zu

heben. Er führte seine ungeheueren Kriege, ohne die Steuern wesentlich zu erhöhen. Der Krieg mußte den Krieg ernähren. Sogleich nach seiner Rückkehr nach Frankreich beschloß er, um der Armut zu steuern und dem Bettelwesen ein Ende zu bereiten, in allen Departements die Errichtung von Arbeitshäusern. Bei diesem Anlasse sprach er zu seinem Minister des Inneren das schöne Wort: „Man soll nicht über diese Erde gehen, ohne Spuren zu hinterlassen, die unser Andenken der Nachwelt empfehlen.“ Er hinterließ solche Spuren, und sein Andenken darf daher nicht bloß verflucht werden. Die Vorsehung ließ es zu, daß es auch gesegnet werde.

Er erbaute die prächtigen Straßen über den Simplon und den Mont Cénis; er errichtete Kanäle und Telegraphenlinien; er ließ die Königsgräber in Saint-Denis, welche die Revolution zerstört hatte, restaurieren; er verschönerte Paris durch den Ausbau der Kais längs der Seine, durch die Anlegung einer breiten Straße, die von den Tuilerien zu den Boulevards führt, der „Friedensstraße“, Rue de la paix, und der schönen Rivolifstraße, ferner durch den Ausbau des Louvre, Errichtung der neuen Brücken: Pont des Arts, Austerlitz- und Jénabrücke, und durch Aufstellung der Triumphsäule auf dem Vendômeplatz. Zwei Triumphbogen nach dem Vorbilde der in Rom befindlichen wurden errichtet. Mit dem Baue einer großen Ruhmeshalle für die Armee (der jetzigen Madeleinekirche) wurde begonnen.

Überhaupt wurde alles getan, um den Geist des Heeres zu heben und seine Begierde nach Ruhm zu befriedigen. Besonders die Musik und die Dichtkunst sollten diesem Zwecke dienen. Die Musik war auch während der Revolution nie ganz verstummt; sie hatte dem entfesselten Freiheitsdrange ihre rauschenden Weisen geliehen. Jetzt trat Rouget de Lisles „Marseillaise“ mit ihrer aufstachelnden Melodie mehr in den Hintergrund. Boieldieu, Méhul weiheten ihre Gesänge dem Ruhme des Kaisers und seiner Soldaten. Méhuls „Chant de départ“ und andere patriotische Lieder erklangen. Den höchsten Triumph aber feierte Spontini.

„Kein anderer Meister“, sagt Naumann in seiner Musikgeschichte, „hat dem Imperialismus Napoleons sowie der Glorie jener von Sieg zu Sieg eilenden Nation, bei welcher er das

Gastrecht genoß, einen ähnlichen großen Widerhall in der Tonkunst bereitet, wie Spontini in seiner Oper „Die Vestalin.“ Wenn er den heimkehrenden römischen Siegern die Worte in den Mund legt:

„Mars a guidé nos pas aux champs de la victoire,
Nos étendards sont triomphants;
Les Romains sont encore les enfants de la gloire,
L'honneur des nations et l'effroi des tyrans.“

„Mars selber führt uns auf das Feld des Krieges
Und die erprobten Fahnen flattern fest;
Noch ist der Bürger Roms der Sohn des Sieges,
Der Völker Stolz und der Tyrannen Schreck“,

so war dies eine deutliche Anspielung auf Napoleon und sein sieggekröntes Heer. Als die Oper zum ersten Male im Jahre 1807 nach der Rückkehr Napoleons aus dem preußisch-russischen Feldzuge in Paris aufgeführt wurde, erzielte sie eine enthusiastische Aufnahme.

Die Poesie trat weniger hervor, denn ihre keusche Schönheit bedarf der Freiheit, um sich ganz zu entfalten. Chateaubriand war der bedeutendste Dichter dieser Epoche, doch er war Legitimist und Napoleons Ungnade verscheuchte ihn aus Frankreich. Die Malerei brachte einen David hervor, der im Vereine mit Künstlern wie Gérard, Isabey, Girodet und anderen vor allem das historische Genre pflegte und großartige Schlachtenbilder schuf.

Unter den Wissenschaften begünstigte Napoleon, seinem Charakter entsprechend, vor allem die exakten Zweige. Der Naturforscher Cuvier, der Astronom Laplace, dessen Werk: „Bewegung der Himmelskörper“ auf Staatskosten gedruckt wurde, der Chemiker Berthollet waren leuchtende Sterne, die damals den Himmel der Wissenschaft zierten und vom Kaiser hochherzig gefördert wurden. Auch fremden Gelehrten, wie dem berühmten Erfinder der Elektrizitätslehre, dem Italiener Volta, schenkte Napoleon seine Gunst.

Durch die antikisierende Richtung kam auch in das Kunstgewerbe und selbst in die Kleidertracht ein Stil, den man als den des „Empire“ bezeichnet und der in der Ausstattung der

Wohnräume und in der Erzeugung von Schmucksachen lange Zeit herrschend war.

Der Kaiser drückte auf die ganze Gesellschaft sein Gepräge, er war die Sonne, um die sich alles drehte, von der die Armee ihren Glanz, die Gesellschaft ihre Farbe und Beleuchtung empfing. Alles dieses erreichte er nur durch eine geradezu unglaubliche Tätigkeit und durch eine das gewöhnliche Maß der Menschen weit übersteigende Ausnützung der Zeit. Wir wissen, daß ihm nur wenige Stunden Schlaf genügten; es war ein Glück für ihn, daß er einschlafen konnte, wann er wollte. Seine Lebensweise war außerordentlich einfach. Er aß ungemein schnell, so daß Wieland, der ihn beim Frühstücke zu sehen Gelegenheit hatte, sagte: „Hastiger kann wohl kein gütlicher Löwe, der seit drei Tagen gefastet hat, sein Dejeuner verzehren.“

Das Frühstück, das er gegen halb zehn einzunehmen pflegte, bestand meist nur aus Spiegeleiern, einem Ragout von Hammelfleisch und etwas Parmesankäse und dauerte kaum acht Minuten. Das Diner wurde um sechs Uhr eingenommen; in der Regel speiste er mit der Kaiserin allein, nur Sonnabends war die ganze kaiserliche Familie bei Tische versammelt. Es wurde ohne Pausen serviert, jedes Gericht nur einmal; selten dauerte die Tafel länger als zwanzig Minuten. Der Kaiser trank gewöhnlich nur etwas Chambertin, einen guten Burgunder, meist mit Wasser gemischt, niemals süße Weine oder Liköre.

Doch nahm seine Reizbarkeit mit den Jahren immer mehr zu. Während er die Mühsale des Feldzuges mit Leichtigkeit ertrug und in den gefahrvollsten Situationen, wenn der Donner der Geschütze ihn umtoste und die Kugeln ihn umpfiffen, mit keiner Wimper zuckte, war er daheim über die geringfügigste Kleinigkeit aufgebracht und zerriß voll Ungeduld jedes Kleidungsstück, das ihm nur im geringsten unbequem war.

Bei den Hofunterhaltungen war er fast immer mürrisch und einsilbig und Talleyrand hatte gewiß recht, wenn er einmal zu Herrn von Rémusat, dem Kammerherrn Napoleons, sagte: „Wie bedaure ich Sie, denn Sie haben die Aufgabe, den Unamüsierbaren zu amüsieren.“ Der ganze Hofstaat litt unter den Launen des Kaisers und der ermüdenden Langeweile des steifen Hofzeremoniells. Dem Kaiser entging dies nicht und als er einmal

Talleyrand darüber befragte, soll ihm dieser geantwortet haben: „Das rührt daher, weil sich das Vergnügen nicht nach der Trommel bewegt und Sie aussehen, als wollten Sie zu jedem einzelnen sagen, wie Sie es bei der Armee tun: ‚Vorwärts, meine Herren und Damen, marsch!‘“

Es ist übrigens sehr zu bezweifeln, ob Talleyrand diese Worte wirklich gebraucht hat, denn es war sehr gefährlich, so freimütig mit Napoleon zu sprechen, und selbst der brutale Vendamme gestand einmal, er fange zu zittern an, wenn er „diesem Teufel von einem Menschen“ in die Nähe komme, Napoleon könne ihn durch ein Nadelöhr ins Feuer treiben.

Wesentlich trug zur Verdüsterung seines Gemütes auch der Umstand bei, daß seine Ehe mit Josefine kinderlos geblieben war. Nur durch einen Thronerben konnte er hoffen, seine Herrschaft dauernd zu befestigen, Ludwigs Sohn, der kleine Louis, den der Kaiser adoptieren wollte, war damals (1807) gestorben, und sein Brüderchen Ludwig Napoleon erst wenige Jahre alt. Das Bündnis mit dem russischen Kaiserhause legte Napoleon den Gedanken an eine neue Ehe mit einer europäischen Prinzessin nahe. Schon hatte er die Prinzessin Augusta von Bayern von der Seite des Kurprinzen Karl von Baden gerissen und sie mit seinem Stieffohne, dem Bizekönig von Italien, Eugen Beauharnais, vermählt und den Kurprinzen zu der ihm verhassten Ehe mit der Cousine der Kaiserin, Stephanie de Beauharnais, gezwungen; bald darauf führte er die sanfte und tugendhafte Prinzessin Katharina von Württemberg in die Arme des flatterhaften und leichtsinnigen Bruders Jérôme und zwang diesen, sich von seiner ersten Frau, der Amerikanerin Elisa Patterson, zu trennen.

So verknüpfte er seine Familie mit europäischen Fürstenthümern und dachte selbst an eine solche Verbindung, um seinem Throne den Erben zu schenken.

Doch alle diese Gedanken und Entwürfe wichen zurück, als ein Ereignis eintrat, das ihn wieder zwang, seine Rolle auf der Weltbühne fortzusetzen und England, um das sich eigentlich seine ganze Politik in den letzten Jahren bewegte, neuerdings scharf ins Auge zu fassen.

Wie die Magnetnadel gegen Norden, war Napoleons Sinnen und Trachten unablässig gegen England gerichtet.

Am 9. Juli war Napoleon von Tilsit abgereist und nach kurzem Aufenthalt in Königsberg über Dresden und Mainz nach Paris geeilt. Da kam die Nachricht, daß eine mächtige englische Flotte unvermutet vor Kopenhagen erschienen sei und von Dänemark die Auslieferung seiner Kriegsmarine und den Abschluß eines Bundesvertrages gefordert habe. Da Dänemark diese Zumutung energisch zurückwies, beschossen die Engländer die dänische Hauptstadt und zwangen sie zur Kapitulation. So war der Sund, an dessen Sperrung für die englischen Schiffe Napoleon vor allem gelegen war, offen.

Dieses Vorgehen Englands war eine dreiste Verletzung des internationalen Völkerrechts. Napoleon wußte, woran er war, und traf sogleich seine Anstalten. Alle seine Vasallen in Italien wurden gezwungen, ihre Häfen den englischen Schiffen zu verschließen. Als Papst Pius VII. für den Kirchenstaat um Neutralität nachsuchte, verweigerte Napoleon dies und wollte den Papst zu einem Vertrag zwingen, der dessen Besitz und Rechte erheblich geschmälert hätte. Da der Heilige Vater die Ratifikation dieser Urkunde verweigerte, zogen französische Truppen in Rom ein und nicht lange darauf wurde der Kirchenstaat in eine französische Provinz umgewandelt.

Weil Napoleon befürchtete, die Engländer würden Portugal ein ähnliches Schicksal bereiten, wie sie es soeben über Dänemark verhängt hatten, wollte er ihnen zuvorkommen. Er ließ ein französisches Korps unter Junot in Eilmärschen durch das verbündete Spanien nach Portugal einrücken, um dieses Land zu besetzen und die in dem Hafen befindlichen englischen Schiffe wegzunehmen. Aber diese waren gewarnt worden und noch rechtzeitig aus den portugiesischen Häfen ausgelaufen. Die Königsfamilie war, ohne Widerstand zu versuchen, nach Brasilien entflohen. Junot besetzte am 30. November 1807 Lissabon.

Aber schon waren Napoleons Absichten auch auf Spanien gerichtet. Das Wort, das Ludwig XIV. geprägt, aber nicht zu verwirklichen vermocht hatte: „Es gibt keine Pyrenäen mehr!“ sollte zur Wahrheit werden. In Spanien regierte damals der schwache und unfähige Karl IV., der ganz unter dem Einflusse seiner Gattin und ihres Günstlings Godoy stand, der vom Offizier der Leibgarde zum Fürsten und Premierminister empor-



gestiegen war und den das Volk bitter haßte. Der Kronprinz Ferdinand stellte sich auf die Seite des Volkes und zwang den König zur Thronentsagung. Bald aber bereute König Karl IV. diesen Schritt und Vater und Sohn riefen Napoleons Entscheidung an. Dieser berief beide nach Bayonne und nötigte sie zur Verzichtleistung auf die Krone, die er sogleich seinem Bruder Josef übertrug, während er mit der Krone Neapels seinen Schwager Murat begnadete.

Doch in Spanien sollte Napoleon zum ersten Male erfahren, was es heißt, ein in seiner nationalen Ehre und in seinen heiligsten Gütern gekränktes Volk zum Kampfe aufzureizen. In dieser südwestlichen Ecke Europas ballte sich zuerst jene Gewitterwolke zusammen, die sich dann über den ganzen europäischen Kontinent ausbreiten sollte und aus deren schwarzem Schoße Blitze der Vernichtung auf Napoleon niederzuckten.

Um Spanien zu bezwingen, bedurfte es bedeutender Truppenanschübe aus Frankreich und Deutschland, denn dort nahmen die Dinge, besonders seit dem Erscheinen des „eisernen“ Wellington in Portugal einen für Napoleon immer bedrohlicheren Verlauf. „Ihr Ruhm wird in Spanien scheitern!“ rief der neue König Josef seinem kaiserlichen Bruder zu. Er sollte recht behalten.

Jetzt mußte das Bündnis mit Rußland fester geknüpft werden. Napoleon bedurfte des russischen Kaisers zur Deckung gegen England und Osterreich, wo die Gärung im Volke mehr und mehr anwuchs und in den Alpentälern Tirols die Vorboten des Sturmes sich ankündigten. Aber auch Alexander I. lag viel daran, Napoleon in Sicherheit zu wiegen; er wollte Finnland den Schweden, deren König Gustav IV. einer Verschwörung des Adels zum Opfer gefallen war, entreißen und in den Donaufürstentümern freie Hand behalten.

So waren denn die Kaiser des Morgen- und Abendlandes, wie sich Napoleon und Alexander gern in ihren stolzen Träumen nannten, aufeinander angewiesen. Schon in Tilsit war eine Zusammenkunft zur Regelung aller noch schwebenden Angelegenheiten verabredet worden.

Jetzt lud Napoleon den Zaren nach Erfurt ein, damals einer französischen Stadt, die am weitesten nach Osten vorgeschoben war. Auch an alle Rheinbundfürsten erging Napoleons Einladung.

Er wollte alle Fürsten um sich versammeln, die seinem Winke gehorchten und durch den Glanz seines Auftretens die Welt blenden. Auch der preußische Kronprinz fand sich ein. Aber Österreichs Kaiser, den Napoleon auch erwartet hatte, fehlte; statt seiner stellte sich nur der Gesandte Baron Vincent ein, den Napoleon, dem die Stimmung in Österreich durchaus nicht verborgen blieb, mit bitteren Worten anließ und dem er ein Schreiben an Kaiser Franz einhändigte, in dem es hieß: „In meiner Macht hat es gestanden, die österreichische Monarchie zu vernichten. Was Eure Majestät sind, sind Sie durch meinen Willen, ein Beweis, daß die Rechnung abgeschlossen ist und daß ich meinerseits nichts von Ihnen verlange. Aber Eure Majestät darf nicht wieder in Frage stellen, was fünfzehn Kriegsjahre entschieden haben — und muß jede Maßregel verbieten, die Anlaß zum Kriege bieten könnte. Eure Majestät enthalte sich jeder Rüstung, die mich beunruhigen könnte.“ „Ich verstehe jetzt,“ sagte der französische Monarch zu seiner Umgebung, „warum der Kaiser nicht gekommen ist: es ist schwer für einen Souverän, einem ins Gesicht zu lügen; er hat diese Aufgabe Herrn von Vincent überlassen.“

Napoleon war am 27. September in Erfurt eingetroffen; noch am selben Tage nachmittags kam Alexander an, dem Napoleon zwölf Kilometer weit entgegengeritten war. Nun folgten Feste auf Feste. Napoleon hatte den berühmten Schauspieler Talma nach Erfurt kommen lassen, der buchstäblich vor einem „Parterre von Königen“ spielte. Das Orchester war ausgeräumt und auf einer erhöhten Estrade waren die Fauteuils für die beiden Kaiser aufgestellt; zu beiden Seiten saßen, aber niedriger und auf gewöhnlichen Sesseln, die übrigen Fürstlichkeiten.

Bei der Aufführung von Voltaires „Odipe“ ereignete sich jene Szene, die auf alle Anwesenden einen tiefen Eindruck machte. Als Talma die Worte aussprach:

„L'amour d'un grand homme est un bienfait des dieux“,

„Die Freundschaft eines großen Mannes ist
Geschenk der Götter“,

da erhob sich der Zar von seinem Platze und, indem er sich gegen Napoleon verneigte, reichte er ihm die Hand, worauf die beiden

Monarchen einander in die Arme schlossen. Man möchte fast sagen, Alexander war noch ein größerer Schauspieler als der gefeierte Talma.

In Erfurt fand auch die berühmte Audienz Goethes bei Napoleon statt. Der Kaiser wollte zeigen, daß er den größten Genius Deutschlands wohl zu würdigen wisse und daß es ein Unrecht sei, wenn man ihn bloß für einen rohen Eroberer halte. Napoleon, von Goethes Erscheinung eingenommen, empfing den Dichter mit den Worten: „Voilà un homme! Sie sind ein Mann!“ Aber auch Goethe hat zeitlebens aus dem tiefen Eindruck kein Hehl gemacht, den der gewaltige Held, vor dem die Welt zitterte, auf ihn ausgeübt hatte. Das Gespräch der beiden Fürsten im Reiche der Waffen und des Geistes drehte sich zunächst um das Schicksalsdrama, das Napoleon verurteilte. „Es gibt kein Schicksal,“ äußerte er, „das moderne Schicksal ist die Politik.“ Goethe war überrascht durch die feinen Bemerkungen, die Napoleon über seinen „Werther“ machte, den er siebenmal gelesen zu haben behauptete. Als Napoleon dem Großherzog von Sachsen-Weimar in Weimar, dem berühmten Musensitze an der Ilm, einen Besuch abstattete, wurde Goethe und auch Wieland abermals zur Audienz befohlen. Das Gespräch berührte diesmal Napoleons Lieblingshelden Julius Cäsar; der Kaiser äußerte zu Goethe, der deutsche Dichter sollte diesen Stoff würdiger darstellen als es Voltaire getan habe. „Man müßte der Welt zeigen, wie Cäsar sie beglückt haben würde, wie alles ganz anders gekommen wäre, wenn man ihm nur Zeit gelassen hätte, seine hochfinnigen Pläne auszuführen.“

Ahnte Napoleon schon damals sein frühes Ende und wollte er der Welt verkünden, daß man auch ihm nicht Zeit gelassen habe, nicht bloß ihr Eroberer, sondern auch ihr Beglückter zu werden?

Aber alle die rauschenden Feste, die einander jagten, täuschten Napoleon nicht über die drohenden Verwicklungen der Zukunft. Am 12. Oktober 1808 war zwischen ihm und Alexander ein geheimes Abkommen geschlossen worden, das dem russischen Kaiser freie Hand gegenüber der Türkei gewähren sollte, wogegen Napoleon Zurückziehung seiner Truppen aus Deutschland versprach. Beide Monarchen sicherten einander zu, England zum Frieden zu nötigen.

Meinte es Napoleon, der stets Konstantinopel und den Orient als Ziel seiner Sehnsucht betrachtet und von einem Zuge nach Indien, gleich dem Alexanders des Großen, geträumt hatte, mit diesen Abmachungen aufrichtig? War Alexander I. im Grunde seiner Seele gewillt, Napoleons weltumspannende Pläne zu fördern? Wir dürfen beides bezweifeln.

Es wird erzählt, daß, als Kaiser Napoleon, der dem russischen Zaren bei seiner Abreise das Geleite gegeben hatte, allein nach Erfurt zurücktritt, sein Gesicht einen besonders düsteren Ausdruck zur Schau getragen habe. Er mochte wohl fühlen, daß der Glanz der Erfurter Tage nur ein trügerischer Schimmer gewesen, so sehr die Welt geneigt war, Erfurt für den Höhepunkt seiner Macht anzusehen. Sein durchdringender Verstand ahnte vielleicht die Katastrophe, die in schwachen Umrißlinien sich bereits ankündigte, aber sein eiserner Wille glaubte dem Schwersten gewachsen zu sein.





X.

Das Jahr Neun.

Napoleons trübe Ahnungen waren nicht ganz unberechtigt. Er sah den Krieg mit Oesterreich kommen. Schon bei dem Empfange des diplomatischen Korps am 15. August 1808 in dem Schlosse von Saint-Cloud herrschte er den Botschafter Oesterreichs, den späteren allmächtigen Minister Metternich, mit den drohenden Worten an: „Wohlan, Herr Botschafter, was will der Kaiser, Ihr Herr? Gedenkt er mich nach Wien zurückzurufen?“ Und wenige Monate später sagte er zu demselben Botschafter: „Das sind schöne Nachrichten aus Wien! Was soll das heißen? Ist man von der Tarantel gestochen? Wer bedroht euch denn? Wem zürnt ihr denn? Wollt ihr noch das Weltall in Brand setzen? Wie? Als ich meine Armee noch in Deutschland hatte, fandet ihr eure Existenz nicht bedroht, aber jetzt, da ich sie in Spanien habe, findet ihr sie in Gefahr. Das ist doch eine merkwürdige Logik!“

In Spanien nahmen die Dinge einen für den Kaiser immer bedrohlicheren Verlauf. Dort schlug der Volkskrieg in hellen Flammen empor. Von seinen Priestern geführt erhob sich das Volk und leistete in den Tälern und Schluchten des Gebirges den zähesten Widerstand. Palafox verteidigte Saragoſſa mit einem Heldenmuth, der an die Tage des alten Numantia erinnert.¹⁾ Der neue König mußte seine Hauptstadt preisgeben. Napoleon sah ein, daß seine persönliche Gegenwart auf der Pyrenäischen

¹⁾ Numantia verteidigte sich heldenmüthig gegen Cornelius Scipio, den jüngeren Afrikaner, und konnte erst nach siebenjähriger Belagerung und nachdem sich die meisten Einwohner selbst den Tod gegeben hatten, im Jahre 133 v. Chr. eingenommen werden.

Halbinsel unerläßlich sei, um den Krieg mit rücksichtsloser Energie zu führen, denn Spanien wollte er um keinen Preis aufgeben, schon um Englands willen nicht.

Am 29. Oktober 1808 verließ er Paris und war am 5. November in Vittoria. Jetzt folgte Schlag auf Schlag. Bald stand er mit seiner Garde auf der Madrid im Norden beherrschenden Anhöhe und schon nach kurzer Beschießung ergab sich die Hauptstadt, die die ganze Strenge des Siegers über sich ergehen lassen mußte. Der Versuch, die Engländer auseinander zu sprengen, die sich in La Coruña vereinigt hatten, um Napoleon in den Rücken zu fallen und ihn vom Meere abzutrennen, gelang nicht vollständig, denn die schwachen Reste des englischen Korps konnten sich auf die Schiffe retten.

Nun überließ Napoleon alles weitere seinen Marschällen, obgleich Spanien noch keineswegs als beruhigt gelten konnte und England jederzeit bereit war, mit seiner Flotte ans Land zu gehen und den Volkskrieg, der immer noch fortglomm, zu unterstützen. Aber plötzlich brach der Kaiser am 17. Januar 1809 von Valladolid auf und eilte mit stürmischer Hast in seine Hauptstadt Paris.

Was war die Ursache dieser Eile? Hatte er wirklich in Astorga einen Brief des bayerischen Königs Maximilian Josef erhalten, wie erzählt wird, der ihm von den umfassenden Rüstungen Österreichs vertrauliche Mitteilung machte? Aber diese Rüstungen waren ja dem Kaiser schon lange kein Geheimnis. Viel wahrscheinlicher ist es, daß die innere Lage dem Kaiser seine Unwesenheit in Frankreich rätlich erscheinen ließ. Schon waren Talleyrand und Fouché, früher die festesten Stützen seiner Macht, nicht mehr ganz zuverlässig. Sie verurteilten mit vielen anderen die Unternehmung gegen Spanien und überhaupt die ganze Weltpolitik des Kaisers.

Talleyrands Haltung war die eines schüden Intriganten. Er hatte den Kaiser in seinem Vorgehen gegen Spanien aufgemuntert; jetzt arbeitete er ihm entgegen. Bitterte er die Katastrophe voraus, die freilich sonst niemand auch nur ahnte? Napoleon hatte recht, wenn er Talleyrand mit den harten Worten ansuhr:

„Sie sind ein Dieb, ein Niederträchtiger, für den es nichts Heiliges gibt. Sie würden Ihren Vater verkaufen. Ich habe Sie

mit Gütern überhäuft und es gibt nichts, dessen Sie nicht gegen mich fähig wären. Seit Monaten, wo Sie vernehmen, daß meine Sache in Spanien schlecht steht, sagen Sie jedem, der es hören will, Sie hätten das Unternehmen stets getadelt, während Sie es waren, der mir den ersten Gedanken dazu eingab und mich fortwährend dahin trieb . . . Ich könnte Sie jetzt wie Glas zerbrechen, ich habe die Gewalt dazu, aber ich verachte Sie zu sehr, um mir die Mühe dazu zu nehmen."

Es blieb bei den drohenden Worten. Schon war die eiserne Kraft, mit der der Gewaltige sonst seine Feinde zerschmettert hatte, von ihm gewichen.

Seine Ankunft in Paris hatte genügt, um die murrenden Stimmen, die sich dort und da vernehmlich gemacht hatten, zum Schweigen zu bringen und Napoleons ganzes Sinnen war jetzt Oesterreich zugewendet, dessen Vernichtung er sich vorgesetzt hatte. Nach alter Gewohnheit suchte er Oesterreich als den Friedensbrecher hinzustellen und äußerte sich höhnisch: „Dieser Staat scheine das Wasser des Lethe zu trinken.“

Die Bewegung, die Oesterreich ergriffen hatte, war nicht vom Kaiser und vom Hof allein ausgegangen, sie war eine Äußerung des Volkswillens. Die Lage schien nicht ungünstig, um einen Krieg zu beginnen: Napoleon war in Spanien beschäftigt, Rußland war keineswegs ein vollkommen zuverlässiger Bundesgenosse Napoleons; vielleicht konnte Preußen mitgerissen werden, wo die nationale Begeisterung sich immer deutlicher äußerte und Freiherr von Stein unablässig bemüht war, den König für eine Erhebung gegen Frankreich zu gewinnen. Napoleon hatte dies wohl durchschaut und von Madrid aus hatte er den Mann, einen gewissen Stein, le nommé Stein, wie er sich verächtlich ausdrückte, geächtet und seiner Güter beraubt.

So schien ein Krieg Oesterreichs gegen Frankreich durchaus nicht aussichtslos, und der damalige leitende Minister Oesterreichs, Graf Philipp Stadion, ein scharfblickender Staatsmann und ein Politiker von untadelhaft deutscher Gesinnung, tat alles, um den Geist der Bevölkerung für den Krieg zu entflammen und den Staat im Innern zu kräftigen. Ihm zur Seite stand, ganz in demselben Sinne wirkend, der edle Erzherzog Karl, der durch Verbesserung der Wehrverfassung, Errichtung der Landwehr,

Einteilung des Heeres in selbständige Armeekorps, zeitgemäßere Gliederung der Artillerie, alles für den Kampf vorbereitete.

Außerordentlich zu statten kam damals dem österreichischen Staate die Erhebung der treuen Tiroler gegen die ihnen aufgedrungene bayrische Herrschaft, denn sie zwang Napoleon zur Entfaltung bedeutender Streitkräfte gegen dieses tapfere Bergvolk, das zur Sense und zum Stutzen griff, um die verhaßte Fremd-



Salleyrand.

Nach einer Zeichnung von Hesse.

herrschaft abzuschütteln und seine kirchlichen Einrichtungen zu verteidigen.

Schon im April des glorreichen Jahres Neun war das Land zum ersten Male befreit, doch neue Truppenmassen unter dem bayrischen General Breda und dem Marschall Lefebvre zwangen den Helden Andreas Hofer und seine Kampfgenossen abermals zum Aufstande. Am Feste Mariä Himmelfahrt, 15. August, zog Hofer in die zum dritten Male befreite Hauptstadt Innsbruck ein und wurde Oberkommandant von Tirol.

Aber mittlerweile hatte der Krieg eine Wendung genommen, die Österreich zwang, seine Helden im schönen Alpenlande preiszugeben, deren Andenken unvergänglich fortleben wird, solange man Heldenkraft und Treue, Vaterlandsliebe und Frömmigkeit ehren wird.

Napoleon war am 13. April zur „Armee von Deutschland“ abgereist und traf sofort mit der an ihm gewohnten genialen Tatkraft die notwendigen Anstalten, um dem Feinde wirksam zu begegnen: „Sa présence vaut cent mille hommes!“ „Seine Gegenwart wiegt hunderttausend Mann auf!“ riefen die Soldaten einander zu, als er am 18. April mittags in Ingolstadt eintraf.

Sogleich drängte er den Erzherzog Karl, der mit der Hauptarmee in breiter Front vom Inn zur Isar vorgerückt war, durch die siegreichen Gefechte bei Abensberg (20. April) und Eggmühl (22. April) nach Regensburg zurück und zwang ihn, sich nach Böhmen zurückzuziehen. Monthyon erzählt, Napoleon sei, als er von dem langsamen Vorrücken des Erzherzogs Nachricht erhalten habe, vor Freude fast außer sich gewesen. „Da war es, als ob er wüchse, seine Augen begannen zu glänzen und mit einer Freude, die sein Blick, seine Stimme, seine Bewegungen verrieten, rief er aus: ‚Dann hab’ ich sie! Das ist eine verlorene Armee! In einem Monat sind wir in Wien!‘“

Der Kaiser hatte unrecht. Er war um eine Woche früher in Wien.

Die Franzosen standen schon am 16. Mai vor der Haupt- und Residenzstadt und es war nun des Erzherzogs fester Plan, seine Streitkräfte zu sammeln und Napoleon auf dem linken Donauufer, auf dem weiten Blachfelde der Marchebene, eine Schlacht anzubieten, die über das Schicksal der Monarchie, über das Geschick Europas entscheiden sollte.

Österreichs Aufruf zum Kriege hatte die schönen Worte enthalten: „Der Friede Europas hat sich unter euerer Fahnen geflüchtet!“ In der That, ein einziger Sieg, der den Schimmer der Unbesiegbarkeit von dem Namen des Kaisers Napoleon wegwischte, mußte der Welt eine sichere Bürgschaft des Friedens werden, welchen dieser kühne Korsar nun schon so lange gestört hatte.

Napoleon wollte zuerst von Wien aus über die Ladorbrücke ans linke Donauufer rücken, um dem Heere des Erzherzogs zu begegnen, allein dieser Versuch scheiterte ebenso wie jener, bei Nußdorf ans andere Ufer zu setzen. Es war der Tatkraft und Umsicht des österreichischen Feldmarschall-Leutnants Freiherrn v. Hiller gelungen, diesen Plan Napoleons zu vereiteln. Und so beschloß denn der französische Herrscher, bei Kaiser-Ebersdorf den Übergang über den Donaustrom ins Werk zu setzen.

Hier umfaßten damals die Arme des Flusses die Lobauinsel; jetzt ist der schmale Arm, über welchen man zu den Auen und Feldern am linken Stromgestade gelangte, versumpft und die Insel ist verschwunden. Er war ein vortrefflicher Punkt für den Übergang, denn die Weidengebüsche und die dicken Baumstämme der breiten Insel verdeckten die Landung und das Vorrücken der französischen Truppen. Erzherzog Karl hatte seine Aufstellung so genommen, daß seine entferntesten Vorposten einerseits bis nach Krems, andererseits bis an den Marchfluß reichten. Er beabsichtigte, den Feind in gewaltigem, immer mehr sich verengendem Bogen bis an den Strom zurückzudrücken und über diesen zurückzuwerfen. Er gedachte den Augenblick abzuwarten, wo ein Teil des französischen Heeres bereits den Donaustrom überschritten haben und sich zu entfalten beginnen werde.

Daher hinderte der Erzherzog nicht den Übergang des feindlichen Heeres, welches bereits am 20. Mai in die Marchebene vorrückte und zur Besetzung der beiden Dörfer Aspern und Eßling schritt. In dem ersteren waren die Kirche und der ummauerte Friedhof davor, in dem letzteren ein fester, steinerner, drei Stockwerke hoher Getreidespeicher, gleichsam von der Natur dargebotene feste Punkte, um welche daher im Verlaufe der Schlacht das heißeste und blutigste Ringen entstand.

Am Abend des 20. Mai erließ der Erzherzog einen Schlachtbefehl, in welchem es hieß: „Morgen ist Schlacht; das Schicksal der Monarchie hängt von ihr ab. Ich werde meine Schuldigkeit tun und erwarte dasselbe von der Armee.“

So brach der nächste Morgen an, ein frisch duftiger, rosigter Frühlingmorgen. Es war der 21. Mai, zugleich der Sonntag des Pfingstfestes, und in herrlicher Pracht stand bald die Sonne

am Himmelszelte und streute ihr Gold auf die tauigen Wiesen und die reichen Kornfelder, aus denen da und dort die weißen Kirchtürme und Häuser der stattlichen Dorfschaften hervorblitzten.

Die österreichischen Heereskolonnen setzten sich in Bewegung, ein Anblick, der an majestätischer Pracht kaum seinesgleichen in der Geschichte hat. Da sprengten die einzelnen Befehlshaber vor ihre Regimenter, um noch mit wenigen mannhafsten Worten ihren Mut zu entflammen. Oberst Graf Hardegg rief seinen Mlanen zu: „Nur Sieg oder Tod kann heute der Spruch eines braven Soldaten sein!“ Und die Reiter schlugen ihre Säbel zusammen, so den schönen Gruß erwidern, den ein Held ihnen bot. Bei manchem Regimente umarmt der Befehlshaber einen narbenbedeckten Veteranen, dessen Brust mit dem Ehrenzeichen der Tapferkeit geschmückt ist, und ruft den anderen Kriegern zu: „Brüder, dieser Kuß gilt euch allen!“ — Im ganzen Heere ist eine große Verbrüderung gestiftet, ein Gruß, ein Händedruck von Mann zu Mann, auf allen Lippen ringt sich ein einziger Schwur los: zu siegen oder zu sterben. Die Feldmusik ertönt, Kriegslieder erschallen. Jetzt sprengt der Erzherzog vor die Reihen; die Soldaten erblicken den sieggewohnten, verehrten Führer; in seinen Augen leuchtet die Zuversicht eines neuen Triumphes, seine Haltung ist ganz Mut und Entschlossenheit. Da verhallt die Musik, da verstummen die Schlachtgesänge und allen Kehlen entringt sich ein brausender Jubelruf: „Hoch Osterreich! Hoch der Erzherzog!“ — Warm legt sich der Sonnenschein des Frühlingstages in jedes Herz hinein und jedes Herz schlägt höher bei dem Gedanken, daß dieser leuchtende Tag auch dem armen Vaterlande den Frühling seiner Freiheit, den Lenz des Friedens bringen möge.

Wer könnte all die Einzelheiten des Kampfes schildern, der nun entbrennt? Hauptsächlich sind es die Dörfer Aspern und Eßling, um welche mörderisch gestritten wird. Jeder Zaun, jede Hecke, jede Mauerrippe speit Verderben. Zehnmal wird Aspern von den Osterreichern erstürmt und ebenso oft verloren. In der Vorhalle der Dorfkirche hält Frankreichs tapferer Marschall Masséna persönlich, um diesen Ort zu behaupten; er geht schließlich doch verloren und ist am Abend endlich im Besitze der Osterreichler, deren Vertreibung von dort unmöglich ist.

„Das Dorf muß genommen werden!“ so erscholl das Kommando. „Wir werden es nehmen!“ ertönte es zurück von Bataillon zu Bataillon. Bei dem ersten Hause fällt ein Offizier; er rafft sich auf und mit letzter Kraftanstrengung ruft er den Brüdern den Scheidegruß zu: „Es lebe das Haus Österreich!“



Erzherzog Karl, der Sieger von Aspern.

Erzherzog Karl sprengt herbei und erhöht durch den Zuruf: „Fürs Vaterland! Mutig vorwärts!“ den Mut seiner Braven. „Tausend Leben für unsern Erzherzog! Brüder mir nach!“ ruft Hauptmann M u r m a n n, Führer eines Bataillons vom Regimente Rainer, und stellt sich an die Spitze der Stürmenden.

„Wohlan, Major!“ feuert der Erzherzog den tapferen Offizier an, „führen Sie das Regiment zum Sieg!“

Die Mauern des Kirchhofs werden erstiegen und Aspern mit Sturm genommen. Hauptmann Murmann, der auf dem Felde zum Major avancierte, ist, obwohl verwundet, unter den ersten, welche die Mauer erklimmen. Auf der Walfstatt erhielt dieser tapfere Soldat aus der Hand des Erzherzogs das Theresienkreuz.

Ebenso heftig ist Gßling umstritten; allein hier sind alle Angriffe der Österreicher vergeblich. Wie eine Festung starrt ihnen der hohe Getreidespeicher entgegen, den die Franzosen zu einer uneinnehmbaren Zitadelle umgestaltet hatten. Napoleon setzt alles daran, wenigstens diesen Punkt zu behaupten, um nicht von der Verbindung mit seinem Heere auf dem jenseitigen Donauufer und der Insel Lobau ganz abgeschnitten zu werden, denn schon war der Kampf, welcher auf dem breiten Felde zwischen den beiden Dörfern sich entsponnen hatte, zu seinen Ungunsten entschieden.

Napoleon hatte, wie einst bei Austerlitz, durch einen kräftigen Stoß die Mitte durchbrechen wollen. Seine schweren Reiter werfen das leichte Geschwader der Österreicher nieder und sprengen gegen das Fußvolk, welches wie eine eiserne Mauer, den feindlichen Anprall erwartend, dasteht; Erzherzog Karl war herangeritten, um in diesem furchtbaren Augenblick durch einige feurige Worte den Mut der Seinen zu erhöhen. Oberst Mesceci hatte auf Befehl Karls das Kommando: „Nicht schießen!“ gegeben. Wie eine furchtbare Woge brauste die Masse der geharnischten Reiter des französischen Kaisers über das Feld. Nur noch vierzig Schritte von den Unseren entfernt, hält sie inne, als wäre sie durch die ruhige Entschlossenheit der österreichischen Krieger fast wie mit einem Zauberschlage festgebannt worden. Der französische Marschall d'Espagne, hoch im Bügel, ruft den Unserigen zu: „Streckt die Waffen!“ — „Holt sie euch!“ tönt es aus den Reihen der Österreicher zurück, ganz wie damals, als das Häuflein der Spartaner das ungeheure Heer der Perser aufhielt. Jetzt sprengen die Schwadronen der französischen Kürassiere wütend vorwärts, bis auf fünfzehn Schritte lassen sie die Österreicher herankommen. Das Kommando erschallt: „Feuer!“ und Salven auf Salven donnern in die Reihen der Panzerreiter und schmettern sie nieder. Ein neuer Anprall, ein gleicher Erfolg.

Bald ist der Boden mit Menschen, Kürassen und Helmen bedeckt. Die Franzosen fliehen und mit gefällttem Bajonett dringt nun das österreichische Fußvolk vor, um die Davonsprengenden zu verfolgen. Napoleon war bei dem Sturm seiner geharnischten Reiter selbst zugegen; er wollte Zeuge ihres unwiderstehlichen Vordringens sein, er schaute ihre Niederlage. Wenige Schritte vor ihm wurde sein Adjutant, General Durosnel, gefangen. Der Kaiser soll sich damals nur mit Mühe gerettet haben.

Das war der entscheidende Augenblick dieses schicksalsvollen Pfingstfesttages. Dieses Augenblickes gedachte der bisher unbezwungene Franzosenkaiser, als er später seinem tollkühnen Schwager Murat, welcher ihm Vorwürfe darüber machte, daß er Oesterreich nicht zerstückelt habe, die Worte zurief: „Sie urtheilen wie der Blinde von der Farbe, Sie haben die Oesterreicher bei Aspern nicht gesehen, also haben Sie gar nichts gesehen.“

Am Abend des 21. Mai versuchte Napoleon noch einmal, die österreichische Mitte zu sprengen, aber auch dieser Angriff scheiterte wie der zu Mittag.

Die Nacht brach herein, aber noch lange erhellten die Feuerstreifen der Granaten und die Flammen der brennenden Dörfer das Dunkel und warfen ihren Schein auf die Stätten des Todes und der Zerstörung. Lange noch durchhallte auch der Donner der Geschütze die Stille der Nacht, welche auf diesen leuchtenden Frühlingstag gefolgt war.

Endlich gegen Mitternacht verstummte das Rollen und verblichen die Feuer. Die Schlacht war zu Ende, um mit dem Frühstrahl des nächsten Tages wieder zu beginnen.

Der Morgen hatte kaum gegraut und schon war auf allen Punkten die Schlacht im Gänge. Als das Feuer der ersten Kanonenschüsse durch den Morgennebel blickte, war Napoleon an der Front seiner Truppen hinabgeritten; das Pferd seines Begleiters Monthyon wurde an seiner Seite durch eine Kugel niedergestreckt. Wieder war es Aspern, welches zunächst den Zapfen der Streitenden bildete; doch es blieb in den Händen der Oesterreicher. Die Entscheidung lag wie am ersten Tage auf dem weiten Kampffelde in der Mitte. Hier war auf österreichischer Seite der linke Flügel des Corps Hohenzollern mit der Reiterei

Lichtensteins nur schwach verbunden. Napoleon wollte durchbrechen und verwendete diesmal die Infanterie und das Geschütz. Schon waren einige österreichische Bataillone zerrissen und in gewaltigen Wogen brach der Feind in die Zwischenräume. Das Regiment Zach, bisher eines der bravsten im blutigen Kampfe, beginnt zu wanken, mit ihm andere vom vorigen Tage her geschwächte Regimenter. Alles steht auf dem Spiele. Da eilt Erzherzog Karl herbei, ergreift die Fahne des Regiments Zach und führt ein Bataillon vor den Feind, so nahe, daß ihn die Feinde erkennen. An seiner Seite wurden sein Adjutant Graf Colloredo und andere Offiziere tödlich verwundet und stürzten zu Boden. Doch vorwärts geht es; nur durch einen raschen Händedruck gibt Karl dem zurücktaumelnden Grafen Colloredo sein inniges Mitgefühl zu erkennen; vorwärts geht es und die weichenden Bataillone, durch den Heldenmut des Oberbefehlshabers angefeuert, ordnen sich und stürmen zu neuem Angriffe. Mittlerweile ließ Oberst Smola, einer der Tapfersten der Tapferen, die Artillerie auffahren und unter dem Donner von mehr als vierhundert Geschützen, welcher den Erzherzog inmitten der Seinen umbraust, stürmen die Österreicher vorwärts und drängen den Feind auf allen Punkten zurück.

Napoleon konnte die Schlacht nicht mehr halten, denn mittlerweile war es den Österreichern auch gelungen, durch brennende Schiffsmühlen und mit Steinen schwer belastete Fahrzeuge die Schiffsbrücken der Franzosen zu zerstören. Wurde ihm auch Eßling entrissen, so konnte Napoleon nicht mehr hoffen, den Rückzug auf die Insel Lobau zu bewerkstelligen. Daher will Napoleon auf jeden Fall diesen Punkt behaupten, ebenso heiß bestrebt ist Karl, ihm denselben zu entreißen. Doch alle Anstrengungen der österreichischen Grenadiere, Eßling zu nehmen, sind fruchtlos; sie werden vom Feinde niedergemetzelt.

Die Schlacht war entschieden. Alle Versuche Napoleons, den Österreichern den Sieg zu entreißen, waren gescheitert. Zum ersten Male auf deutscher Erde war Napoleon in offener Feldschlacht geschlagen worden. „Das war“, wie ein Geschichtschreiber sagt, „das erste Mal, daß dem Gewaltigen, der sich bis zu diesem Pfingstfeste unüberwindlich glaubte, eine unsichtbare Hand über den Scheitel streifte, und daß es über ihn hinrauschte: Gedenke, Kaiser, daß du ein Mensch bist!“

Als die Nacht auf den zweiten Tag der furchtbaren Schlacht gefolgt war, fuhr ein einfacher Kahn durch die reißenden und tobenden Wellen des Donaustromes, auf welchem Trümmer und Balken dahinschossen. Ein kleiner Mann mit finsterem, bleichen Gesichte hüllte sich fester in seinen Mantel, an dem der Sturm reißt und zerrt. Es ist Napoleon. In sich versunken und schweigend sitzt er da, endlich wendet er sich zu seinen Marschällen Berthier und Savary, die mit ihm im Nachen sitzen und sagt grimmig lächelnd: „Es ist doch wahrhaftig nichts Merkwürdiges, daß man einmal eine Schlacht verliert, nachdem man vierzig gewonnen hat.“

Aber dieser Sieg des Erzherzogs Karl, er wog doch viele andere Siege in der Weltgeschichte auf. Dies fühlte die Mitwelt, welche jubelnd den Sieger und sein tapferes Heer pries; dies erkennt dankbar die Nachwelt, welche den Namen Karls nennt, wenn sie der größten Feldherrn gedenkt. Wie wahr und schön sagt Nikolaus Lenau in dem Gedichte, welches den Sieg von Aspern feiert:

„Mag immerhin nach Asperns blut'ger Schlacht
Der stolze Feind erheben seine Macht,
Aufwerfen siegreich seine Heldefahne:
Sie blieb doch krank vom schüttelnden Orkane.
Die Donner Asperns haben's ausgesprochen:
„Er ist besiegbar!“ unvergeßlich allen.
Und Leipzig wird die Donner widerhallen!
Napoleons Waffenzauber war gebrochen.“

Ja, Napoleons Waffenzauber war gebrochen. Was half es ihm, wenn er in seinem Schlachtenbulletin der Welt verkündete: „Der Feind zog sich in seine Stellungen zurück und wir blieben Herren des Schlachtfeldes“? Niemand glaubte es ihm.

Durch Deutschland ging es wie ein Hauch des Frühlings. Dörnberg erhob sich in Westfalen; der Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig warb eine Freischar; der tollkühne Husarenmajor von Schill kämpfte mit Löwenkühnheit um Stralsund. Die Engländer machten Miene, an der Weser und Elbe zu landen.

Dörnberg, aus hessischem Adel stammend, war als Oberst in die Dienste des Königs von Westfalen getreten, aber, wie das gesamte Hessenvolk, haßte er glühend die Fremdherrschaft. Mit

einer Schar von Bauern wollte er Kassel überrumpeln und Jérôme gefangennehmen, aber die Bauern brachen zu früh los und vor den ersten Kartätschenschüssen stob der des Waffenhandwerks ungewohnte Haufe auseinander. Im Bauernkittel entkam Dörnberg und nahm später in preußischen Militärdiensten eine ehrenvolle Stellung ein.

Schill, ein feurig schöner Mann und durch und durch ein Held, führte am 28. April des Jahres 1809 sein Regiment wie zum Exerzieren aus dem Tore Berlins heraus. Er rückte dann vor Halle, das den Befreier jubelnd empfing, dann wandte er sich nordwärts und warf sich schließlich in das wenig befestigte Stralsund, doch bald umlagerte ihn eine feindliche Übermacht; im erbitterten Kampfe empfing er die Todeswunde; ohne Ehren, ohne Kanonenmusik und Flintengruß ward er zur Erde bestattet. Elf junge Offiziere wurden zum Tode verurteilt; sie brachten ihrem König noch ein Hoch und kommandierten dann Feuer. Zehn sanken sogleich nieder; der elfte war nur leicht verwundet; er riß sich die Weste auf und, auf sein Herz deutend, rief er: „Hieher Grenadiere!“ Im nächsten Augenblicke hatte auch er ausgelebt.

Der Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Desl war der Sohn jenes Ferdinand von Braunschweig, der in der Schlacht von Jena schwer verwundet worden war und dem Napoleon keine Stätte gönnen wollte, um ruhig zu sterben. Er warb im österreichischen Schlesien ein Freikorps, wollte aber vom Frieden nichts wissen, in den er als österreichischer Offizier eingeschlossen gewesen wäre, schlug sich mit seinen Tapferen nach Braunschweig durch und schiffte sich glücklich in Elsfleth ein. Vergebens beschossen die Dänen, Napoleons willfährige Bundesgenossen, das Schifflein, es entkam ins offene Meer und unter britischem Schutze nach Helgoland. Die wackere Schar trat dann in die Dienste Wellingtons und kämpfte in Spanien gegen die Franzosen.

Nach der Schlacht von Aspern standen sich die österreichische und französische Armee gegenüber, ohne zu einem neuen Schlage auszuholen. „Napoleon und ich,“ schrieb Erzherzog Karl an den Herzog von Sachsen-Teichen, „wir beobachteten uns, wer wohl den ersten Fehler begehen wird, den der andere benutzen kann, und ergänzten unterdes unsere Verluste. Ich werde nichts ris-

kieren, denn die Kräfte, über die ich verfüge, sind die letzten des Staates, aber ich werde mit der größten Energie jede Gelegenheit ergreifen, um einen entscheidenden Schlag zu führen.“

Aber Napoleon beging keinen Fehler mehr. Am 5. Juli ging er abermals über die Donau, diesmal mit mehr Vorsicht als das erste Mal. Am folgenden Tage kam es zur Schlacht bei Wagram; Napoleon vermochte nicht, die Österreicher zum Weichen zu bringen. Sie blieben in ihren Stellungen. Als er aber am zweiten Tage den linken Flügel der Österreicher umklammerte und gleichzeitig, wie er dies in allen entscheidenden Schlachten zu tun pflegte, einen furchtbaren Stoß gegen das feindliche Zentrum ausführte, war er seiner Sache so sicher, daß er sich mitten in der Schlacht von seinem treuen Rustan, einem Neger, den er aus Agypten mitgenommen hatte, ein Bärenfell auf den Boden breiten ließ und sich zwanzig Minuten tiefen Schlafes vergönnete. Am Nachmittag trat der Erzherzog einen geordneten Rückzug an. Es war keine vernichtende Niederlage; nichtsdestoweniger bot Erzherzog Karl einen Waffenstillstand an, dem Kaiser Napoleon zustimmte, denn er war seiner Truppen nicht mehr so sicher, wie in seinen besten Tagen.

Dem Waffenstillstand von Znaim folgte am 18. Oktober 1809 der Friede von Wien oder Schönbrunn, der Österreich 3½ Millionen Einwohner kostete und es durch den Verlust Istriens und seiner südlichen Provinzen ganz vom Meere abdrängte. Es war ein zur Ohnmacht verurteilter Binnenstaat geworden. Franz I. mußte alle schon erfolgten, ja selbst die erst vorzunehmenden Veränderungen in Spanien, Portugal und Italien anerkennen und durch strengste Einhaltung der Kontinentalsperre mit England vollständig brechen. Napoleon triumphierte zum zweiten Male über das niedergeworfene Österreich.

Aber wie eine ernste Mahnung war es über dem Haupte des unersättlichen Eroberers hingeraucht, als ihm ein deutscher Jüngling, Friedrich Staps aus Naumburg, vorgeführt wurde, der bei einer Revue im Schloßhofe zu Schönbrunn am 12. Oktober ein Attentat auf das Leben des Kaisers versucht hatte. Der Kaiser sah den schwärmerischen Jüngling ungemein ernst und durchdringend an. Regte sich etwas wie Mitleid in seiner sonst so mitleidslosen Seele? Tauchte etwas wie Furcht in seinem Innern

auf, Furcht vor jenem Fanatismus der Begeisterung, den er bisher immer verlacht hatte und dem er schließlich doch zum Opfer fallen sollte?

„Würden Sie es mir danken,“ mit diesen Worten wendete sich der Kaiser an den Jüngling, der furchtlos vor ihm stand, „wenn ich Sie begnadigte?“

„Ich würde Sie doch zu töten suchen, Sire“, antwortete dieser fest und ruhig. Darauf befahl der Kaiser, den Attentäter in aller Stille zu erschießen und über den Vorfall Schweigen zu beobachten.

War dieser Unglückliche nicht ein Vorbote dessen, was das deutsche Volk in seinem heiligen Kriege gegen den Usurpator zu leisten fähig war?

Doch Napoleon schüttelte die finsternen Gedanken, die mit ihren Fittichen ihn im Schlosse zu Schönbrunn umrauscht haben mochten, von sich. Sein Ziel, das Reich Karls des Großen in Europa wieder herzustellen, war erreicht. Jetzt galt es, demselben Dauer zu verleihen. Dies geschah durch die Auflösung seiner Ehe mit Josefine und durch Vermählung mit einer Prinzessin aus einem der ältesten Herrschergeschlechter Europas, mit der Tochter des österreichischen Kaisers, Maria Luise.

Napoleon erklärte damals einem Familienrate, der in den Tuilerien stattfand: „Die Politik meiner Monarchie, das Interesse und das Bedürfnis meiner Völker, die mich stets in meinen Handlungen leiteten, verlangen, daß ich den Thron, auf den die Vorsehung mich erhoben, Kindern hinterlasse, welche die Erben meiner Liebe zu meinen Völkern sein sollen.“

Die Kaiserin Josefine erschien zu diesem Familienrate in einem einfachen weißen Anzug, ohne Schmuck. Sie schien gefaßt, dennoch erstickten wiederholt Tränen ihre Stimme, als sie die Anrede verlas, mit der sie des Kaisers Worte erwiderte. Alles war tief gerührt, als Regnault de Saint-Jean d'Angély, der der weinenden Josefine das Papier aus den Händen genommen und die Vorlesung beendet hatte, den Schluß der Rede vortrug: „Ich weiß, wie sehr dieser Akt, den die Politik und die hohen Interessen, die auf dem Spiele stehen, fordern, dem Kaiser nahe geht, aber wir beide setzen unsern Ruhm darein, dem Wohle des Vaterlandes ein solches Opfer bringen zu dürfen.“

Wo die Politik so gebieterisch sprach, mußte die Stimme des Herzens schweigen, ja, Napoleon mutete sogar seinem Stiefsohne Eugen von Beauharnais, der durch eine neue Ehe des Kaisers



Maria Luise.

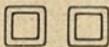
seine Aussichten auf die italienische Krone verlor, zu, vor dem Senate den Dank und die Befriedigung seiner Mutter und ihrer Kinder auszusprechen, was Eugen, dieser ergebene und treue Anhänger seines kaiserlichen Stiefvaters, auch wirklich tat.

Seine Ansprache schloß mit den schönen Worten: „Les larmes, qu'a coûtées cette résolution à l'empereur suffisent à la gloire de ma mère.“ „Die Tränen, die dieser Entschluß dem Kaiser gekostet hat, sind ein vollgültiger Ruhmestitel für meine Mutter.“

Josefine hielt vor der Welt mühsam die Trauer zurück und täuschte durch ein Lächeln über ihre Bereitwilligkeit, in die Auflösung der Ehe zu willigen. Im Jänner 1810 wurde ihre kirchliche Trauung mit Napoleon eines Formfehlers wegen für ungültig erklärt. Am 16. März wurde die hohe Braut in Braunau, wo Palm erschossen worden war, von der Schwester Napoleons, der Königin Karoline von Neapel, in Empfang genommen und am 27. März traf der Kaiser mit Maria Luise in Compiègne zusammen, nachdem schon am 11. März die feierliche Einsegnung der Prinzessin in der Augustinerkirche in Wien stattgefunden hatte, bei der Erzherzog Karl, Napoleons größter Gegner, den Kaiser vertrat. Am 2. April fand dann in der Kapelle des Louvre nochmals die kirchliche Trauung statt. Sie wurde vom Kardinal Fesch vollzogen. Napoleon war damals 41, die Braut 18 Jahre alt. Es war eine üble Vorbedeutung, daß das Zeremoniell bis auf die kleinsten Einzelheiten demjenigen nachgebildet war, wie es bei der Hochzeit der unglücklichen Maria Antoinette angewendet worden war.

Sogleich nach ihrer Scheidung zog sich Josefine nach Malmaison zurück. Man hat wiederholt gesagt, daß mit ihr der gute Genius von Napoleon gewichen sei. Indem er sich von Josefine trennte, nahm er Abschied von der Morgenröthe seines Ruhmes, von den zärtlichsten Gefühlen und den stolzesten Gedanken, die damals seine ruheloße Seele erfüllt hatten.

Sollte ihm die neue Ehe neues Glück bringen? Es schien fast so, denn am 20. März 1811 verkündeten die Kanonenschüsse der Invaliden den atemlos lauschenden Parisern die Geburt eines Thronfolgers, dem der erfreute Kaiser den stolzen Titel eines „Königs von Rom“ in die Wiege legte





XI.

Der russische Feldzug.

Die Hoffnungen, die Frankreich und ganz Europa an Napoleons neue Siege und die Geburt eines Thronerben geknüpft hatten, daß der Kaiser endlich seinem Reiche und der Welt den heißersehnten Frieden schenken und an die Triumphe der Waffen die Segnungen ruhiger Entfaltung aller inneren Kräfte des Staates knüpfen werde, erfüllten sich nicht.

Noch grollte es in Spanien, noch war England, dieser zäheste und ausdauerndste Feind des französischen Kaisers, unbezungen. Die gänzliche Niederwerfung des stolzen Britanniens sollte durch die rücksichtsloseste Handhabung der Kontinental Sperre erfolgen. Schon litt England nicht nur daran, daß es seine Kolonialerzeugnisse nicht absetzen konnte, sondern vielleicht noch erheblicher an einer Überproduktion der heimischen Industrie, besonders der Maschinenfabrikation. Auch die Festlandsstaaten seufzten unter dem eisernen Drucke, den ihnen die Kontinental Sperre auferlegte, doch ist nicht zu leugnen, daß diese auch manche Vorteile im Gefolge hatte. Die Rübenzuckerfabrikation, von Napoleon lebhaft gefördert, fing an zu blühen, in Westfalen entstand 1810 das Krupp'sche Etablissement, das jetzt einen Weltruf genießt.

Der Kaiser konnte hoffen, England doch mürbe zu machen. In wenigen Jahren glaubte er es dann mit ihm zur See aufnehmen zu können. Zu diesem Zwecke sollte die ganze Küste der Nordsee in das Gebiet der Kontinental Sperre aufgenommen und Frankreich einverleibt werden. Der Anfang wurde mit Holland gemacht, dessen König Ludwig seinem kaiserlichen Bruder Widerstand zu leisten wagte; bald hielt es dieser mit seiner königlichen Ehre nicht länger vereinbar, die Krone auf dem Haupte zu be-

halten. Ein kaiserliches Dekret erschien, dessen erste Bestimmung lautete: „Holland ist mit dem Reiche vereinigt.“

Bald folgte die Einverleibung der ganzen deutschen Nordseeküste, das heißt der Gebiete von Oldenburg, Lauenburg, der drei Hansestädte: Bremen, Hamburg und Lübeck, und anderer kleiner Fürstentümer. Auch Jeromes neues Königreich Westfalen wurde in seinem Umfang geschmälert.

Schweden, wo nach dem Sturze Gustavs IV. sein Oheim Karl XIII. den Thron bestiegen hatte, wagte es nicht, dem Gewaltigen entgegenzutreten, trotzdem Napoleon Finnland von Schweden losgerissen und es an Rußland verschenkt hatte. Aber der schwedische Kronprinz, der gewesene Marschall Bernadotte, den der König mit Zustimmung des Volkes adoptiert hatte, war nicht Napoleons Freund. Der Kaiser durchschaute dies wohl; er hatte allerdings seine Zustimmung zur Erhebung Bernadottes gegeben, aber als dieser sich von ihm verabschiedete, rief ihm Napoleon die ahnungsschweren Worte zu: „Que nos destins s'accomplissent!“ „Mögen unsere Schicksale sich erfüllen!“

Sie erfüllten sich und sahen Bernadotte an der Seite der Feinde des Kaisers.

Alles kam nun darauf an, auch die russischen Häfen den englischen Waren zu verschließen, aber da stieß Napoleon auf den zähen Widerstand seines kaiserlichen Freundes von Tilsit und Erfurt. Schon war durch die kühle Haltung des Zaren gegenüber dem Projekte Napoleons, sich mit einer russischen Prinzessin zu vermählen, einem Projekte, das der französische Kaiser dann schroff fallen ließ, ein Mißklang in den Beziehungen der beiden kaiserlichen Freunde eingetreten. Die Vertreibung des Herzogs Peter von Oldenburg, der in naher Verwandtschaft mit dem russischen Kaiserhause stand, war ein weiterer Grund der Entfremdung.

Wollte Napoleon den Krieg mit Rußland? Daß er ihn schon lange voraussah, ist kein Zweifel. Aber wir dürfen sogar behaupten, er habe nichts getan, ihn zu verhindern, wohl aber alles, ihn herbeizuführen. Denn nur durch die Vernichtung Rußlands konnte Englands gänzliche Isolierung und seine schließliche Niederwerfung herbeigeführt werden.

Und dann regten sich wieder die alten Träume in Napoleons ruhelosem Geiste. Durch Rußland wollte er nach Indien vor-

bringen und die Pforten dieses Zauberreiches sollten sich ihm öffnen, wie jenem Mazedonier, dem großen Alexander; denn nicht mehr Cäsar, sondern Alexander war jetzt sein Vorbild.

„Noch drei Jahre und ich bin Herr des Universums!“ sagte Napoleon mit finsternem Trotz in den Mienen zu dem bairischen General Wrede, als dieser im Frühsommer des Jahres 1811 den Unerfättlichen zum Frieden mahnen wollte.

Aber es sollte anders kommen. Drei Jahre verstrichen und nicht die Welt, sondern das kleine Elba wurde ihm als Schauplatz seines Ehrgeizes eingeräumt.

So begann denn im Frühling des Jahres 1812 der furchtbare russische Feldzug, ein Ringen, so gewaltig und folgenschwer, wie es in der Weltgeschichte kaum ein zweites gibt. Napoleon entfaltete schon in den Vorbereitungen zu diesem weltgeschichtlichen Kampfe sein ganzes militärisches Genie. Oesterreich und Preußen mußten dem französischen Kaiser Bundesgenossenschaft leisten, jenes stellte 30.000 Mann unter Schwarzenberg, dieses 20.000 unter General York. Aber auch die Rheinbundstaaten, Italien, die Schweiz, Spanien und Portugal mußten ihre Kontingente zur großen Armee stoßen lassen.

Am 9. Mai 1812 verließ Napoleon Paris und hielt, ein anderer Kerges, umgeben von dem glänzendsten Hofstaat, in Dresden eine Art Heerschau über diese dem Tode geweihten Scharen. Wie die Gladiatoren des römischen Zirkus hätten sie ihm den düsteren Gruß entgegenrufen können: „Morituri te salutant, Cäsar!“ Aber wer konnte damals das entsetzliche Schicksal dieser Armee ahnen, deren bunte Uniformen und nationale Rüstungsstücke im Sonnenglanze blitzten? So scholl denn ein lautes Vive l'Empereur! dem Kaiser entgegen. Nur die Preußen blieben stumm, als der Kaiser ihre Reihen entlang ritt. Vielleicht war der Tag von Dresden noch geeigneter, Napoleon mit Stolz zu erfüllen, als die Fürstenzusammenkunft in Erfurt, denn in der sächsischen Hauptstadt war auch seine zweite Gemahlin Maria Luise, die Prinzessin aus uraltem Herrscherhause, an seiner Seite sowie die Monarchen von Oesterreich und Preußen, die in Erfurt gefehlt hatten.

Am 24. Juni überschritt die Avantgarde der „großen Armee“ den Njemen und am 28. Juni zog Napoleon in Wilna ein,

das Alexander I. in fluchtähnlicher Eile geräumt hatte. Nicht um nach Szythenart den Feind ins Innere zu locken und dort zu verderben, setzte man dem Vormarsche der Napoleonischen Armee von russischer Seite wenig Hindernisse in den Weg, sondern weil Rußland weder in Bezug auf Ausrüstung noch hinsichtlich der Führung der großen Armee gewachsen war.

Auf Barclay de Tolly folgte im russischen Oberkommando der alte Kutusow, der den gemessenen Befehl erhielt, den Vormarsch Napoleons auf das heilige Moskau aufzuhalten. So wagte er denn bei Borodino an der Moskwa den Kampf; er entfachte den nationalen und religiösen Haß seiner rechtgläubigen Russen und so kam es denn am 7. September zur Schlacht, einer der blutigsten der Geschichte.

Als am Morgen dieses Tages die Sonne sich glänzend über die Ebene emporhob, rief Napoleon triumphierend aus: „Das ist die Sonne von Austerlitz!“ Es war der Ehrentag Ney's, des „Tapfersten der Tapfern“ („le brave des braves“), wie ihn Napoleon nannte. Am Abend räumten die Russen in guter Ordnung das Schlachtfeld, aber Napoleon war zu erschöpft, um den Feind zu verfolgen. Über 90.000 Tote und Verwundete bedeckten das weite Blachfeld.

Die Straße nach Moskau stand dem französischen Kaiser offen. Napoleon konnte seinen berühmten Stoß ins Herz ausführen. Bisher hatte er noch immer durch die Besetzung der feindlichen Hauptstadt den Krieg beendet; diesmal sollte es anders kommen.

Am 13. September sahen die Soldaten der großen Armee die Kuppeln der alten heiligen Hauptstadt Rußlands im Sonnenlichte blißen. Am 14. erfolgte der Einzug, aber es war keine Kapitulation wie etwa die von Madrid. Niemand erschien, um dem Kaiser die Schlüssel der Stadt zu übergeben. Bürger und Beamte hielten sich ferne. Düsteres Schweigen herrschte in den menschenleeren Straßen; Fenster und Türen der Häuser waren fest verschlossen. Kein Zuruf scholl dem Imperator entgegen, der finsternen Blickes in den Kreml, das alte Zarenschloß, einzog. Bald ereignete sich noch Entsetzlicheres. Da und dort, in verschiedenen Quartieren der Stadt, züngelten Flammen auf und bald wogte ein Feuermeer durch die Stadt, dessen man nur mit

äußerster Anstrengung teilweise Herr werden konnte. Ahnte Napoleon das Strafgericht Gottes, als er von einem Fenster des Kreml aus dieses grausig majestätische Schauspiel betrachtete?

Zimmer unheimlicher wurde es dem Kaiser in der russischen Hauptstadt, aber er zögerte mit dem Abmarsch, denn er hoffte zuversichtlich, der Zar werde den Frieden anbieten, doch alle Verhandlungen Napoleons mit dem russischen Hofe und mit Kutusow blieben erfolglos, sie fanden keinen Widerhall.



Marschall Ney.

Hätte der französische Kaiser seinen ursprünglichen Kriegsplan befolgt, nach welchem er die Winterquartiere an der Duna beziehen und erst im Jahre 1813 den Marsch ins Innere Russlands fortsetzen wollte, so hätte wohl der ganze Feldzug und damit auch das Geschick Napoleons eine andere Wendung genommen. Aber diesmal war das Verhängnis stärker als sein Wille; es riß ihn mit sich in den Abgrund.

Der Zar blieb fest, war doch an seiner Seite jener Freiherr von Stein, den Napoleon geächtet und der sich hierauf

nach St. Petersburg geflüchtet hatte, und sein treuer Begleiter, der wackere Sohn des rügischen Eilandes, der schmetterndste Sänger im deutschen Freiheitskriege, Ernst Moritz Arndt.

Napoleon hoffte vergeblich, daß Alexander ihm die Friedenshand entgegenstrecken würde. So verlor er die kostbarste Zeit. Schon drohte der Winter. Endlich, es war bereits Mitte Oktober vorüber, entschloß sich Napoleon zur Rückkehr. Am 19. dieses Monats verließ die große Armee Moskau in südwestlicher Richtung. Die große Armee! Sie verdiente diesen Namen schon längst nicht mehr, denn von den 360.000 Mann, die den Marsch nach Moskau angetreten, hatten nicht viel über 90.000 die Stadt wirklich erreicht.

Aber alle die Leiden und Anstrengungen, die Strapazen und Entbehrungen, die das Heer auf seinem Marsche nach Moskau auszustehen hatte, waren nichts gegenüber den entsetzlichen Qualen und Beschwerden, die der Rückzug mit sich brachte. Anfangs war das Wetter noch ausnahmsweise milde und der Marsch ging in guter Ordnung vor sich. Napoleon hatte sich entschlossen, auf der großen Straße über Smolensk, auf derselben, auf der er in Rußland einmarschiert war, den Rückzug anzutreten. Es war sein Verhängnis, denn weit und breit war die Landschaft ausgeplündert und aller Lebensmittel und Vorräte beraubt.

Immer war die Armee von Kosakenscharen umschwärmt und absichtlich wich Kutusow jeder offenen Feldschlacht aus. Am 26. November stand das Heer an der Beresina und die Anstalten, die Napoleon hier traf, um die erschöpften Truppen angesichts der überlegenen russischen Kräfte über diesen Fluß zu setzen, sind ein unvergängliches Zeugnis seiner kaltblütigen Entschlossenheit und eisernen Willensstärke, mit der er das Größte und Kleinste umfaßte und auch in Augenblicken der höchsten Gefahr den Mut nicht verlor. Überhaupt hat der preußische General Clausewitz recht, wenn er sagt: „Der Glanz der Siege aller seiner Schlachten erbleicht vor diesem Rückzuge.“

Am gräßlichsten war der letzte Tag des Überganges über die Beresina, der 29. November. Zu einem furchtbaren Knäuel geballt, drängten sich die letzten Trümmer der großen Armee auf der Holzbrücke zusammen und in den dichtgedrängten Haufen fielen unaufhörlich die Kugeln der Russen. Hunderte begruben die eisigen

Fluten der Beresina. Vielleicht noch entsetzlicher waren die Szenen, die sich auf dem Weitermarsche ereigneten, als die Kälte bis zu einer selbst für Rußland ungewöhnlichen Höhe von 27 bis 30 Grad stieg und der Mangel an Lebensmitteln immer furchtbarer wurde. Es bedürfte des Pinsels eines Wereschtschagin, um die graufigen Bilder des Elends auszumalen, von denen der Rückzug der „großen“ Armee Tag für Tag begleitet war.

Napoleon hatte keine Armee, er hatte nur mehr ein Gefolge. Am 5. Dezember versammelte er seine Marschälle um sich und erklärte ihnen, daß seine Anwesenheit in Paris dringend notwendig sei. Er gab den Oberbefehl an Murat ab, war am 6. in Wilna, am 10. in Warschau, am 14. in Dresden und am 18. vor Mitternacht in Paris.

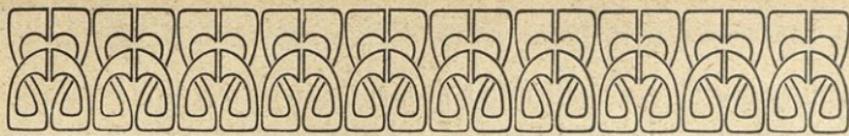
Fast gleichzeitig traf dort auch sein letztes Bulletin aus dem russischen Feldzug ein. Es stand nichts darin von der Vernichtung der Armee, die so gut wie nicht mehr vorhanden war. Über die entsetzlichen Leiden seiner Soldaten glitt der Kaiser mit den Worten hinweg, die fast wie ein grausamer Scherz wirken: „Menschen, welche die Natur nicht hinreichend gestählt hat, um über alle Wandlungen des Schicksals und des Glückes erhaben zu sein, verloren ihren Frohsinn und ihre gute Laune und träumten von nichts als Unglück und Niederlagen; diejenigen jedoch, welche die Natur allen überlegen schuf, bewahrten Heiterkeit und Haltung und erblickten einen neuen Ruhm in den Schwierigkeiten, die sie zu überwinden hatten.“

Unter diesen Menschen verstand der Kaiser wohl vor allem sich selbst, von dem es am Schlusse des Bulletins heißt: „Die Gesundheit Seiner Majestät ist niemals eine bessere gewesen.“

Aber die Folgen des unglücklichen Feldzuges gegen Rußland sollten immer weitere Kreise ziehen. Nicht bloß Rußland, bald stand fast ganz Europa dem bisher Unbesiegten, dessen Glückstern in den Eisfeldern Rußlands erblicken war, gegenüber.

Den Anfang machte Preußen und seine Erhebung entfesselte im Deutschen Reiche den Sturm der Freiheitskriege, der die fremden Eroberer vom heiligen Boden des Vaterlandes hinwegfegte.





XII.

Deutschlands und Europas Freiheitskampf.

„Frisch auf, mein Volk! Die Flammenzeichen rauchen,
Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht!
Du sollst den Stahl in Feindes Herzen tauchen;
Frisch auf, mein Volk! — Die Flammenzeichen rauchen,
Die Saat ist reif: ihr Schnitter, zaudert nicht!“

So sang der jugendliche Theodor Körner, der Sohn des besten Freundes Schillers, zugleich ein Sänger und ein Held, der als eines der ersten und erlauchtesten Opfer im heiligen Kampfe für des Vaterlandes Freiheit fiel.

Norddeutschland und Preußen schritten in diesem Kriege voran, während Süddeutschland noch lange in Lethargie versunken blieb und Oesterreich, dessen Geschicke Metternich lenkte, eine zuwartende Haltung beobachtete.

Zwar der preußische König Friedrich Wilhelm III. konnte sich nicht so bald entschließen, das Bündnis mit Frankreich zu lösen und Rußland, das übrigens durch den Krieg außerordentlich geschwächt war und keine nennenswerte Armee mehr zur Verfügung hatte, die Hand zum neuen Bunde zu reichen. Auch fühlte er sich in seinem ehrlichen Herzen durch den Vertrag mit Napoleon gebunden.

Da geschah das Außerordentliche. In der Poscherunschen Mühle, nahe bei Taurroggen, schloß der preußische General York am 30. Dezember 1812 ohne Wissen und Willen seines Königs jene Konvention mit dem russischen Feldherrn Wittgenstein, durch welche er sein Korps von dem Flügel Macdonalds trennte und es für neutral erklärte. Das war der Anstoß zu einer Bewegung, die in der Weltgeschichte kaum ihresgleichen

hat. Wie ein Blutstrom brach es aus der Seele des deutschen Volkes hervor und in Liedern voll Kraft und Mark gab sich der Hochschwung kund, der alle vaterländisch fühlenden Herzen ergriffen hatte. Alle diese Gesänge eines Körner, eines Arndt, eines Rückert und wie sie sonst alle heißen, die glühenden Freiheitslieder, waren auf den Ton gestimmt, den May von Schenkendorf angeschlagen hatte:

„Vaterland! In tausend Jahren
Kam dir solch ein Frühling kaum,
Was die hohen Väter waren,
Heißet nimmermehr ein Traum!“

König Friedrich Wilhelm III., der sich in Berlin beinahe als Gefangener Frankreichs fühlen mußte, konnte zunächst nichts anderes tun, als den Schritt Yorks mißbilligen und den General seines Amtes entsetzen. Bald aber entschloß sich der König, Potsdam zu verlassen und seine Residenz in dem vom Feinde unbefetzten Breslau aufzuschlagen.

Der Philosoph Fichte hielt seine feurigen „Reden an die deutsche Nation“ unter den Trommelwirbeln der französischen Garnison, die vor den Fenstern der Berliner Akademie vorüberzog. Der „Turnvater“ Ludwig Jahn, formlos und grob, aber ehrlichen Herzens, drang auf Übung und Stählung des Körpers, als Grundbedingung jedes seelischen Aufschwungs.

So waren die Kräfte der Nation vorbereitet und geläutert worden.

Und nun erfolgte am 17. März 1813 der ewig denkwürdige „Aufruf an mein Volk“, nachdem schon früher die Aufforderung des Königs zur Bildung von Freiwilligenkorps und die Stiftung des „Eisernen Kreuzes“ vorangegangen war für die Tapferen im bevorstehenden Kampfe, von dem der Dichter sang:

„Es ist kein Krieg, von dem die Kronen wissen,
Es ist ein Kreuzzug, 's ist ein heiliger Krieg!“

Unter den Freikorps ist das Lützow'sche das berühmteste geworden. Seine Helden trugen die schwarze Uniform und den Totenkopf am Tschako. Körner, Friesen, Spiegelbilder der deutschen

Jugend damaliger Zeit, gehörten diesem Korps an, von dem Körner sang:

„Noch trauern wir im schwarzen Rächerkleide
Um den gestorb'nen Mut.
Doch fragt man euch, was dieses Noth bedeuete?
Das deutet Frankenblut.“

Am 28. Februar wurde zu Kalisch zwischen den Monarchen von Preußen und Rußland ein Vertrag abgeschlossen, dessen Ziel die Wiederherstellung der Unabhängigkeit Europas war.

Und wie verhielt sich Napoleon zu allen diesen Vorgängen? Wieder, wie schon in Spanien und dann in Tirol, trat ihm ein Faktor entgegen, dem sein kaltes, nur vom Verstande gelenktes Herz nicht gewachsen war: die Erhebung eines ganzen, in den tiefsten Tiefen seiner nationalen Ehre verletzten und zu den größten Opfern entschlossenen Volkes.

Soweit, ohne die idealen Mächte in Anschlag zu bringen, der bloße durchdringende, scharfe Verstand und der eiserne Wille ausreichen, leistete er auch in diesem Kriege Außerordentliches. Nur ein Napoleon konnte daran denken, nach einer Katastrophe, wie es die russische war, und nach dem Verluste einer so großen Armee wieder mit einem stattlichen Heere auf dem Kriegsschauplatz zu erscheinen und den Kampf mit einem Feinde aufzunehmen, dessen Bedeutung er allerdings tief unterschätzte.

Er wußte, daß Rußland sehr erschöpft war, er glaubte sich der Rheinbundstaaten und Osterreichs sicher und der Abfall Preußens sowie die feindselige Haltung Schwedens kamen ihm dem französischen Volke gegenüber zu statten, denn so sehr dieses der unaufhörlichen Kriege müde war, so war es doch zu stolz auf die durch Napoleon errungene Machtstellung, als daß es diese ohne ersten Widerstand hätte schmälern lassen. Dazu kam, daß die große Armee zum kleinsten Teile aus Franzosen, zum größten Teile aus Soldaten der unterworfenen Staaten bestanden hatte. Lagen doch auf den Schneefeldern Rußlands an 30.000 Bayern. Napoleon konnte also hoffen, ohne dem französischen Volke allzu große Opfer zuzumuten, ein neues Heer aus Landeskindern aufzustellen. Freilich bestand dies in seiner Mehrheit aus ergrauten Kriegerern und jungen Rekruten, die erst auf dem Marsche ein-

exerziert wurden, denen der Kaiser aber rasch den tapferen Geist einhauchte, der ihn selbst befeelte.

Zuvor wollte der Kaiser, um die Gemüther seiner gläubigen Untertanen zu beruhigen, mit dem Papste, der von Savona nach Fontainebleau gebracht worden war und dort in einer Art glänzender Gefangenschaft gehalten wurde, Frieden schließen. „Am 19. Jänner 1813 meldete man dem Heiligen Vater plötzlich, daß der Kaiser und die Kaiserin gekommen seien, ihn zu besuchen. Napoleon trat in sein Gemach, umarmte Pius VII. und nannte ihn seinen Vater und der überraschte Papst ließ sich seine Umarmung gefallen, nannte ihn seinen Sohn und beide schienen vollkommen glücklich zu sein, als ob nie ein tiefgreifender Zwist zwischen ihnen gewaltet hätte.“¹⁾

Ein neues Konkordat wurde abgeschlossen, in dem es hieß: „Seine Heiligkeit wird die päpstliche Gewalt in Frankreich und im Königreiche Italien in derselben Art und Form wie seine Vorgänger ausüben.“ Die verbannten italienischen Kardinäle durften den Verkehr mit dem Papste wieder aufnehmen, aber sie durchschauten Napoleon, dem es mit dem Verzicht auf die römische Herrschaft nicht ernst war. Träumte er doch von einer ähnlichen Stellung innerhalb der katholischen Kirche, wie sie der Zar in der griechischen einnahm. Der milde Greis Pius VII., der sich so leicht hatte umstimmen lassen, wollte vom Vertrage zurücktreten, aber Napoleon ging darüber hinweg. Er hatte erreicht, was er wollte. In allen Kirchen wurde die Versöhnung mit dem Papste durch ein feierliches Te Deum gefeiert. Frankreich war befriedigt.

Die nächste Sorge des Kaisers war die Beschaffung von Geld für den bevorstehenden Krieg. Die Staatskassen waren, wie er sich selbst ausdrückte, „bis auf die letzte Birne zum Löschen des Durstes“ erschöpft. Napoleon ließ die im Besitze von Gemeinden befindlichen und von diesen verpachteten Grundstücke zum Verkaufe bringen und bis zum tatsächlichen Verkaufe fünfprozentige Anweisungen ausgeben, die als sofortiges Zahlungsmittel dienen sollten; er übernahm selbst einen größeren Posten aus dem Tuilerienschatze.

1) Weiß, Weltgeschichte, XXII. Band. Graz, „Styria“.

So machte er in kürzester Zeit eine große Summe Geldes flüssig. Ebenso rasch gelang die Bildung einer neuen Armee. Durch Senatsbeschluß ließ sich der Kaiser die Rekruten der Jahrgänge 1813 und 1814, ferner die nicht Ausgehobenen der letzten vier Jahresklassen und das sonst nur für den Dienst im Inlande bestimmte erste Aufgebot der Nationalgarde zur Verfügung stellen. So konnte er mit dem noch vorhandenen, aus dem russischen Feldzug geretteten älteren Bestande bis Juni 1813 eine Armee von 500.000 Mann aufstellen.

Vor dem gesetzgebenden Körper, den er am 24. Februar 1813 mit einer längeren Rede eröffnete, erklärte er, „er sei entschlossen, die Machtstellung Frankreichs wie vor dem russischen Feldzug aufrecht zu erhalten“.

Am 15. April 1813 verließ der Kaiser Saint-Cloud und am 17. war er in Mainz, wo er zunächst sein Hauptquartier aufschlug. Eugen Beauharnais hatte inzwischen, um die untere Elbe zu decken, den Hauptteil seiner Heeresabteilung um Magdeburg konzentriert und Napoleon vereinigte sich mit ihm bei Merseburg, wo er gegen York den Saale-Übergang erkämpfte und in die Ebene von Lützen vordrang.

Hier kam es am 2. Mai 1813 zur ersten größeren Schlacht dieses Jahres, in der die Franzosen nach langem, blutigem Ringen, hauptsächlich infolge der schlechten Führung der Russen, die Walfstatt behaupteten. Doch konnte Napoleon zum ersten Male den Sieg nicht ausnützen und die junge preußische Mannschaft, die Napoleon verächtlich einen Haufen von Bauern schalt, hatte sich glänzend bewährt und wahre Wunder der Tapferkeit verrichtet.

Die verbündete russisch-preußische Armee zog sich hinter die Elbe zurück, bot aber bei Bautzen eine neue Schlacht an, schon um die Begeisterung der Truppen nicht erkalten zu lassen. Am 20. Mai griff Napoleon die Russen unter Wittgenstein an und nötigte am nächsten Tage durch einen Flankenangriff Neys die Verbündeten zum Rückzug. Es war keine ausgesprochene Niederlage, denn das preußisch-russische Heer zog sich in guter Ordnung zurück. Keine Fahnen, keine Kanonen, keine Gefangenen blieben in den Händen Napoleons. Sein Verlust war größer als der der Verbündeten.

Wieder war es Napoleon unmöglich, diesen Sieg auszunützen, doch konnte er immerhin bis Breslau vorrücken und den größten Teil Schlesiens besetzen. Trotz dieser Niederlagen war die preußische Armee, wie Gneisenau sich ausdrückte, „geschlossen und ungebrochen in ihrem Mut, obgleich unzufrieden mit den rückgängigen Bewegungen“. Er und Blücher, Preußens „Marschall Vorwärts“, glaubten fest an den endlichen Sieg und brannten darauf, sich mit Napoleon in einer neuen Schlacht zu messen.

Aber Napoleon, der größte Schlachtenmeister des Jahrhunderts, war nicht mehr von der alten Zuversicht, die ihn in Italien, in Ägypten und selbst noch in Rußland beseelt hatte. Wehte ihn der ihm so unheimliche Geist todesverachtender Vaterlandsliebe an, der jung und alt im Heere der Verbündeten erfüllte, und lähmte seine Kräfte?

Wo blieb die Kühnheit, die ihn sonst trieb, durch einen Hauptschlag alles zu gewinnen oder alles zu verlieren und im verwegenen Spiel das Äußerste zu wagen? Wollte er die Armee, die letzte, die er hatte, nicht mehr einem ungewissen Schlachtenlose ausliefern, er, der sonst mit Menschen wie mit leblosen Schachfiguren gespielt hatte? Glaubte er seiner Staatskunst mehr zutrauen zu dürfen als seinem Feldherrngenie?

Genug, der Kaiser wich einer neuen Schlacht aus und trug dem russischen Zaren einen Waffenstillstand an, den dieser nur gleichzeitig auch für Preußen annahm. Nun bot Österreich seine vermittelnden Dienste an. Kaiser Franz siedelte mit Metternich nach Prag über, um Napoleon näher zu sein, falls dieser die Vermittlung annehme. Der französische Kaiser war am 10. Juni nach Dresden zurückgekehrt, wo er einen glänzenden Hofstaat hielt und wie es den Anschein hatte, stolzer als je in die Zukunft blickte.

Am 26. Juni fand in der sächsischen Hauptstadt die berühmte Unterredung Napoleons mit Metternich statt, in welcher der Kaiser die volle Schale des Zornes über Österreich und seinen Herrscher ausgoß und Metternich den Rasenden mit würdiger Festigkeit in die Schranken wies.

Doch ging Napoleon auf den Vorschlag Metternichs ein, daß in Prag spätestens bis zum 5. Juli ein allgemeiner Friedens-

Kongreß zusammentreten und der bestehende Waffenstillstand bis zum 10. August ausgedehnt werden solle. Napoleon hoffte Zeit zu gewinnen und Oesterreich solange wie möglich hinhalten zu können. Mittlerweile hatte Oesterreich mit Rußland und Preußen einen Vertrag unterzeichnet, demzufolge Kaiser Franz sich verpflichtete, wenn Napoleon bis zum 20. Juli seine Friedensbedingungen nicht annehme, dem Heere der Verbündeten mit einer Armee von 150.000 Mann beizutreten.

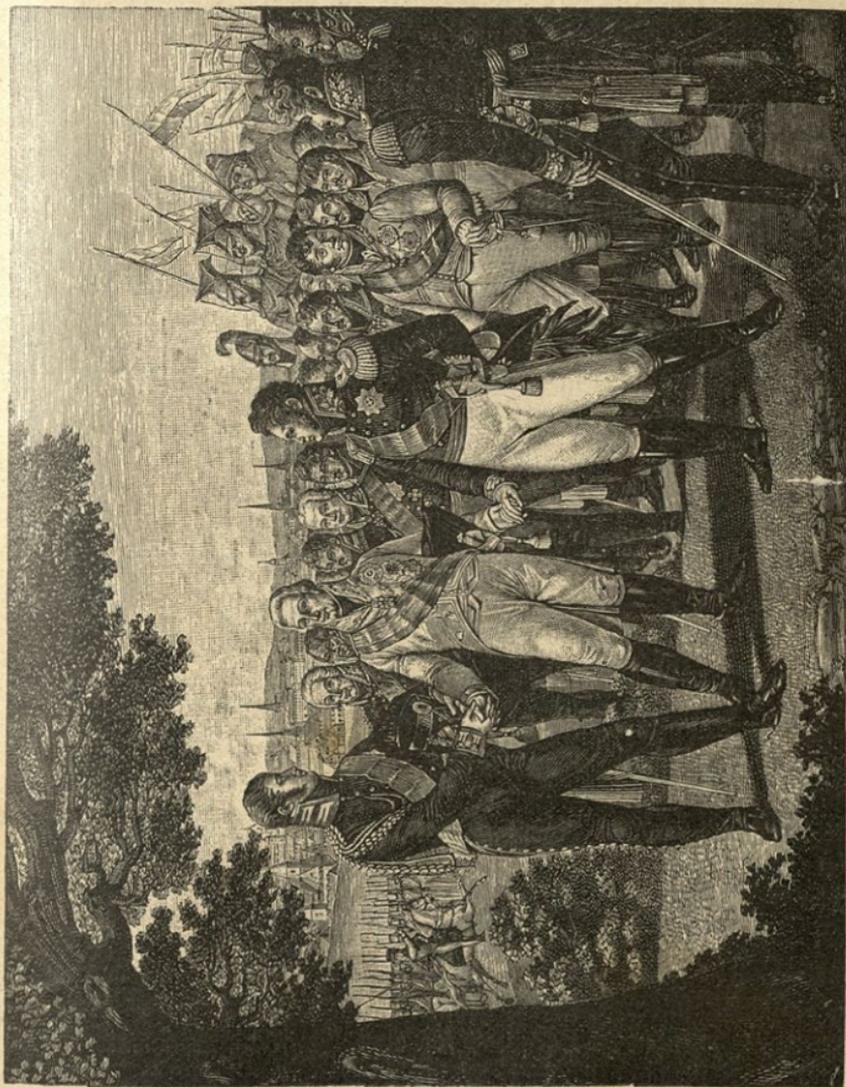
Und nun folgten die Ereignisse rasch aufeinander. Das Verhängnis näherte sich mit Riesenschritten. Die furchtbare Niederlage der Franzosen bei Vittoria in Spanien, durch die der König Josef zur Flucht aus dem Lande genötigt wurde, bestärkte Napoleons Feinde in ihrem Widerstande und ermutigte auch Oesterreich zu einer entschiedeneren Haltung. Napoleon war wie verblendet. Er traf in Mainz mit seiner Gemahlin, der Kaiserin Maria Luise, zusammen und nahm die Huldigung der Rheinbundfürsten entgegen.

Am 4. August war er wieder in Dresden und jetzt sendete er, der es mit dem Prager Kongresse nie ernst genommen hatte, seinen Vertrauten Caulaincourt zu Metternich, um bei diesem anzufragen, wie Oesterreich den Frieden verstehe und ob es, wenn Napoleon seine Bedingungen annehme, mit ihm gemeinschaftliche Sache machen oder doch wenigstens neutral bleiben wolle. Aber Oesterreich verlangte jetzt nicht bloß seine eigene Wiederherstellung in den alten Grenzen, es forderte nunmehr auch die Auflösung des Rheinbundes und die Aufrichtung des preussischen Staates in seinem früheren Zustande.

Metternich stellte ein Ultimatum bis Mitternacht des 10. August. Wenn bis dorthin nicht eine befriedigende Erklärung des französischen Kaisers einträfe, so werde Oesterreich in den Krieg eintreten.

Solche Bedingungen wollte, konnte Napoleon nicht annehmen. Seine Zustimmung wäre gleichbedeutend mit seinem Sturze gewesen. Da entschloß er sich, noch einmal die Entscheidung der Waffen anzurufen.

In Dresden hatte der Kaiser Metternich die Worte entgegengeschleudert: „Will man von mir, daß ich mich entehre? Niemals! Cuere auf dem Throne geborenen Souveräne können sich



Zusammenkunft Kaiser Franz I., Kaiser Alexanders I. und Friedrich Wilhelms III.
in Prag im August 1813.

Nach der Zeichnung von Ulrich Ludwig Wolf, gestochen von Johann Friedrich Süssel.

zwanzigmal schlagen lassen und dennoch jedesmal wieder in ihre Hauptstadt zurückkehren. Ich aber bin nur ein Sohn des Glückes. Ich würde aufgehört haben zu regieren, an dem Tage, wo ich aufgehört hätte, Achtung zu gebieten.“

Überhaupt ist diese Unterredung des Kaisers, der vor der entscheidungsschwersten Stunde seines Lebens stand, von dem höchsten Interesse und enthüllt den Charakter Napoleons deutlicher, als es Bände historischer Schilderung zu tun vermöchten.

Das Gespräch zwischen dem Kaiser und Metternich fand im Palais Marcolini in Dresden statt und dauerte ohne Unterbrechung fast neun Stunden. Napoleon goß die ganze Schale seines Zornes über Oesterreich und seinen Minister aus und als Metternich, der ihm die Nutzlosigkeit ferneren Widerstandes auseinanderzusetzen suchte, schließlich bemerkte: „Wenn diese jugendliche Armee, die Sie heute unter die Waffen gerufen haben, hingerafft sein wird, was dann?“ geriet Napoleon in die äußerste Wut.

Seine Züge verzerrten sich; bleich vor Zorn, warf er den Hut, den er bisher in der Hand gehalten hatte, in eine Ecke des Saales und rief aus: „Sie sind nicht Soldat und wissen nicht, was in der Seele eines Soldaten vor sich geht. Ich bin im Felde aufgewachsen und ein Mann wie ich schert sich wenig um das Leben einer Million Menschen.“

Metternich, der zwischen zwei Fenstern stand und sich auf die Ecke einer Konsole stützte, erwiderte ruhig: „Warum haben Sie mich gewählt, um mir zwischen vier Wänden zu sagen, was Sie soeben ausgesprochen haben? Öffnen wir die Türen und mögen Ihre Worte von einem Ende Frankreichs bis zum andern ertönen. Nicht die Sache, die ich vor Ihnen vertrete, kann dabei verlieren.“

Napoleon wurde etwas ruhiger, dann sagte er, indem ein bitteres Lächeln seine Lippen umspielte: „So habe ich denn einen recht dummen Streich gemacht, eine Erzherzogin von Oesterreich zu heiraten . . . Indem ich eine Erzherzogin heiratete, habe ich das Neue mit dem Alten verschmelzen wollen, die gotischen Vorurteile mit den Institutionen meines Jahrhunderts. Ich habe mich getäuscht und ich empfinde die ganze Größe meines Irrtums. Es kann mir den Thron kosten, aber ich werde die Welt unter seinen Trümmern begraben!“

Sonntag, traf endlich der immer zaubernde Bernadotte ein, aber die Waffen ruhten und Napoleon ließ durch den gefangenen österreichischen General Merveldt mit seinem kaiserlichen Schwiegervater Unterhandlungen anknüpfen. Sie hatten keinen Erfolg.

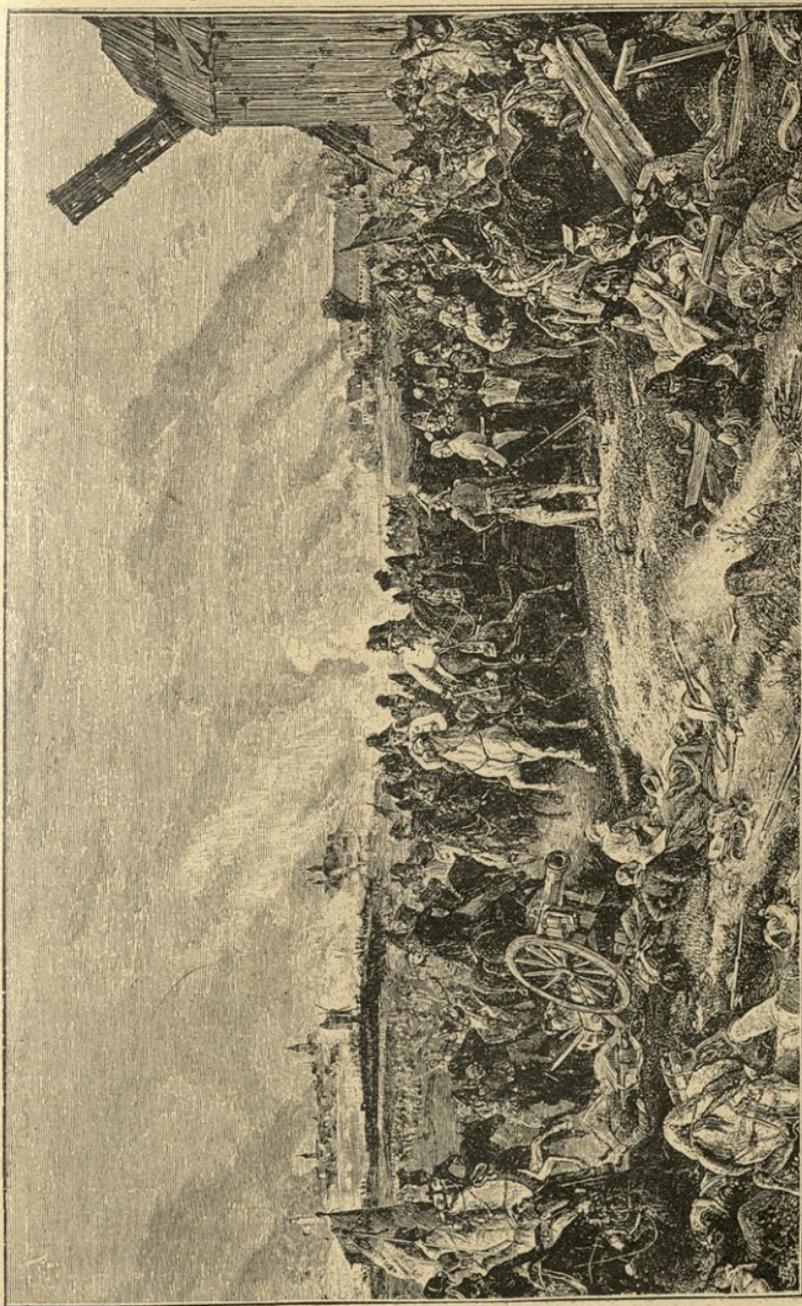
Am 18. entbrannte der Kampf mit größter Hestigkeit. Die Verbündeten, deren Stärke ungefähr 300.000 Mann betrug, hatten Napoleon, der etwa über die Hälfte gebot, immer enger umschlossen; ein fernerer Widerstand schien wahnwitzig. Unter dem Schutze der Nacht drängte das besiegte Heer in die Stadt; mit klingendem Spiel waren die Sachsen, deren König bis zum letzten Augenblick an der Seite des französischen Kaisers ausharrte, in die Stadt marschirt. Erst spät abends folgte Napoleon.

Am folgenden Tage erstürmten die Verbündeten Leipzig. Der Rückzug der Franzosen artete in regellose Flucht aus, besonders als die einzige Brücke über die Elster zu früh gesprengt wurde. Schwimmend rettete sich Macdonald; der edle Polenheld Poniatowski, den Napoleon mit den Worten befeuert hatte: „En avant, le roi de Pologne!“ („Vorwärts, König von Polen!“) fand in den reißenden Fluten seinen Tod.

Napoleon wurde von dem Strome der Fliehenden mitgerissen. Noch einmal gelang es ihm, den Sieg an seine Fahnen zu ketten, als der bairische General Wrede bei Hanau mit unzulänglichen Mitteln seinen Vormarsch an den Rhein aufhalten wollte. Die schwache Verfolgung seitens der Verbündeten erlaubte es Napoleon, bis zum 7. November in Mainz zu verweilen, jener Stadt, wo er ehemals so stolze Triumphe gefeiert hatte und als Nachfolger Karls des Großen aufgetreten war.

Die Lage des französischen Kaisers war ungünstig und sie wurde es immer mehr; er wäre schon damals verloren gewesen, wenn die verbündeten Heerführer von jener Begeisterung erfüllt gewesen wären, die mit solchem verzehrenden Feuer aus der Seele des deutschen Volkes hervorgebrochen war. Aber dies war nur bei wenigen der Fall, unter diesen leuchtet Blücher hervor, der am liebsten in einem Zuge nach Paris marschirt wäre. Die übrigen standen unter dem Einflusse Metternichs, der damals durchaus noch nicht die Absetzung Napoleons wünschte.

So trat für einige Zeit das diplomatische Spiel an die Stelle des Waffengebüses. Von Frankfurt a. M., wo die Ver-



Schlacht bei Leipzig.

Fürst Schwarzenberg überbringt den verbündeten Monarchen die Nachricht der Niederlage Kaiser Napoleons.

bündeten im November eingezogen waren, ergingen durch den französischen Gesandten, den Marschall von Saint-Nignan, Friedensanerbietungen an den Kaiser, die eine Herstellung Frankreichs in seinen „natürlichen“ Grenzen, den Alpen, den Pyrenäen und dem Rhein, in Aussicht stellten.

Aber waren diese Anerbietungen wirklich ernst gemeint? Konnte England, dessen Bevollmächtigter, Lord Aberdeen, nur in ganz allgemeinen Ausdrücken seine Zustimmung gegeben hatte, wirklich je daran denken, Frankreich im Besitze der Niederlande zu belassen, und so seinem eigenen Handel die schwerste Benachteiligung zuzufügen? — War es nicht vielmehr bloß darauf abgesehen, Napoleon von weiteren Rüstungen abzuhalten und so in eine Lage zu versetzen, die es den Verbündeten möglich gemacht hätte, ihm ganz andere Bedingungen des definitiven Friedens abzapressen, als diese ganz allgemein gehaltenen Zusicherungen enthielten, die ihm Saint-Nignan in Saint-Cloud unterbreitete?

Diese Erwägungen waren es wohl, die Napoleon, entgegen dem Räte des Herzogs von Bassano, des treuen Maret, bewogen, seine Entscheidung hinauszuschieben. Er lehnte zwar nicht direkt ab, aber er sprach sich in seinem Antwortschreiben über die gestellten Bedingungen gar nicht aus, sondern schlug nur Mannheim als Kongreßort vor, um über den Frieden zu verhandeln.

Er glaubte den Verbündeten noch einen entscheidenden Schlag im Felde heibringen zu können; dann allerdings wäre seine Position auf dem Kongresse viel sicherer geworden. Er träumte von neuen Siegen auf französischer Erde.

Aber schon machte der „Gesetzgebende Körper“, der am 19. Dezember 1813 zusammentrat, Schwierigkeiten und verlangte ernstlich die Herstellung eines ehrenvollen Friedens. „Alle Mittel des Widerstandes,“ heißt es in der Adresse an den Kaiser, „würden nur dann wirksam sein, wenn die Franzosen überzeugt wären, daß es der Regierung wirklich nur um den Ruhm des Friedens zu tun sei und daß ihr Blut nur für die Verteidigung des Vaterlandes und schützender Gesetze vergossen werden soll.“

Diese Sprache war das Ohr des Kaisers zu hören nicht gewohnt. Er schloß den Gesetzgebenden Körper und reizte dadurch die Stimmung von ganz Frankreich gegen sich auf. Er wendete

sich an die Nation selbst: „Ich rufe die Franzosen zur Hilfe Frankreichs an! Frieden und Befreiung unsres Gebietes muß das Feldgeschrei sein.“

Aber dieser Appell fand nur schwachen Widerhall. Die „Levée en masse“, das „Massenaufgebot“, wie es einst Carnot gegen die Armeen von halb Europa durchgeführt hatte, gelang nicht mehr. Mit der äußersten Anspannung der Wehrkraft, die den Ruin des Landes bedeutete, da der Landwirtschaft fast der letzte Mann entzogen wurde, hatte Napoleon noch 300.000 Mann zur Verfügung. Das war aber auch alles und er stand am Rande des Möglichen.

Aber noch lebte sein Genie und sein unvergleichliches Talent der militärischen Organisation. Vor Jahren hatte er einmal zu einem seiner Generale gesagt: „Ich habe 50.000 Mann und ich macht 150.000 Mann!“ Auch jetzt bewährte sich dies stolze Wort.

Zwar siegte Blücher in einer entscheidenden Schlacht bei La Rothière am 1. Februar 1814 und Napoleon war schon zum Abschlusse eines Friedens bereit, der ihm weit ungünstigere Bedingungen gewährt hätte, als die in Frankfurt angebotenen waren. Er beauftragte Caulaincourt mit der Abfassung eines Friedensentwurfes. Als Maret dem Kaiser diese Schrift überbrachte, fand er ihn in die Lektüre eines Buches vertieft. „Lesen Sie,“ sagte er zu Maret, indem er mit dem Finger auf eine Stelle deutete, „lesen Sie laut!“ Und Maret las: „Ich wüßte nichts Hochherzigeres, als den Entschluß eines Monarchen unserer Tage, sich eher unter den Trümmern seines Thrones zu begraben, als Vorschläge anzunehmen, die ein König nicht hören darf, weil er zu stolz ist, um noch tiefer herabzusteigen, als sein Unglück ihn verstoßen hat.“ — „Ich aber,“ rief Maret aus, „weiß etwas Hochherzigeres: wenn Sie Ihren Ruhm hinwürfen und damit den Abgrund ausfüllten, der sonst Frankreich mit Ihnen verschlingen wird!“ Darauf erwiderte der Kaiser lebhaft: „Gut denn, ihr Herren, macht Frieden; Caulaincourt soll ihn abschließen; ich will die Schande ertragen. Aber verlangt nicht von mir, daß ich meine Erniedrigung selbst diktieren soll.“

Doch schon nach wenigen Tagen war vom Frieden keine Rede mehr. Das Waffenglück hatte sich noch einmal dem Kaiser

zugewendet. Wie in den Tagen seiner Jugend, als ihm die Morgenröthe des Ruhmes auf Italiens Schlachtfeldern zu leuchten begonnen hatte, entfaltete er noch einmal seine altbewährte Kühnheit und blitzartige Beweglichkeit. Innerhalb zehn Tage schlug er Blücher und dessen Untergenerale viermal, zum Theil vernichtend, und bereitete auch einem Korps der feindlichen Hauptarmee bei Montereau ein ähnliches Schicksal.

Aber das war nur ein Aufschub des Endes. Bei Laon fügte Blücher dem Kaiser eine empfindliche Niederlage zu (9. und 10. März). In der Schlacht bei Bar, in der der damals 17jährige Prinz Wilhelm von Preußen, nachmals der erste Kaiser des neu aufgerichteten Deutschen Reiches, die Feuertaufe empfing, wurde Macdonald zum Rückzuge gezwungen. Bei Arcis sur Aube wurde Napoleon von der überwältigenden Übermacht des Feindes zurückgedrängt. Er hatte sich selbst den größten Gefahren ausgesetzt. Umschwebten ihn die Erinnerungen an seine Jugend? Wie bei Arcole stellt er sich mit gezücktem Degen auf der Brücke, die über die Aube führt, auf und ruft seinen fliehenden Soldaten nach: „Wer will eher hinüber als ich?“ So treibt er sie von neuem in die Schlacht. Vergebens! Die Übermacht erdrückt ihn. Die Schlacht geht verloren.

Und nun eilt das gewaltige Trauerspiel mit Riesenschritten dem Ende zu. Die Verbündeten marschieren auf Paris. Napoleon wollte sie umgehen und durch einen Angriff im Rücken von der Hauptstadt abziehen, aber der Brief, in dem er der Kaiserin Maria Luise von dieser Absicht Mittheilung machte, fiel in die Hände russischer Kosaken. So erfuhr Schwarzenberg Napoleons Plan. Die Folge war, daß man sich im Hauptquartier der Alliierten in dem Marsche gegen die französische Hauptstadt nicht beirren ließ.

Am 29. März war Maria Luise mit ihrem Söhnchen nach Blois entflohen. Am 30. erstürmten die Preußen den Montmartre. Am 31. hielten Alexander I. und König Friedrich Wilhelm III. den Einzug in die Hauptstadt ihres Feindes, der erst vor wenigen Jahren in Berlin und in das heilige Moskau eingerückt war.

War das Trauerspiel, wohl eines der großartigsten der Weltgeschichte, wirklich schon ganz zu Ende oder sollte ihm noch ein erschütterndes Nachspiel folgen?



XIII.

Die Katastrophe. — Elba.

Es war ein verhängnisvoller Irrtum Napoleons, zu glauben, daß er mit seinem Umgehungsmanöver die feindliche Armee von Paris abgedrängt und sie gezwungen habe, ihm zu folgen. Als er zur Erkenntnis kam, daß er in dem ihm entgegengeworfenen Reiterkorps Winkingerodes, nicht, wie er gemeint hatte, das Gros des feindlichen Heeres vor sich habe, war bereits alles vorüber.

Die Kapitulation der Hauptstadt war erfolgt; die schwachen Abteilungen Marmonts und Mortiers, die sich unter den Mauern von Paris gesammelt hatten, waren außer stande, einen ernstlichen Widerstand zu wagen. In der Hauptstadt fehlte es an allem, auch an Lebensmitteln gebrach es. Sein Bruder Josef, dem Napoleon die Regentschaft und den Schutz der Kaiserin übertragen hatte, verhehlte in seinen Berichten seinem kaiserlichen Bruder durchaus nicht das Traurige der Lage. Der Kaiser war vor allem um das Los seines Sohnes besorgt: „Das Los des Astyanax,“ so schrieb er an Josef, „ist mir immer als das unglücklichste in der Weltgeschichte erschienen.“

Als sich Napoleon davon überzeugt hatte, daß er den Vormarsch des Feindes nicht aufhalten konnte, eilte er so rasch als möglich zurück, um wenigstens die Hauptstadt zu retten, denn er hatte oft erklärt, solange er lebe, werde Paris nie besetzt werden. Aber bereits vor Fontainebleau, wohin er am Abend des 30. März gelangte, erfuhr er die Übergabe der Hauptstadt.

Der Einzug der Verbündeten in Paris erfolgte unter ungeheurem Jubel der Bevölkerung. Überall verschwand die Trikolore; alles trug weiße Kokarden, denn die Rückkehr der Bourbonen, für die

hauptsächlich der russische Kaiser sich einsetzte, gewann immer greifbarere Gestalt. Nationalgardisten schleiften den Stern der Ehrenlegion am Schweife ihrer Pferde über das Pflaster und aus den Fenstern der Häuser regnete es Lilien auf die einziehenden Truppen nieder. Die vornehmsten Damen winkten den „Befreiern“ Grüße zu und der russische Kaiser, dem vor allem die Huldigungen galten, betrachtete sich immer mehr als Lenker der Geschichte Frankreichs und als von der Vorsehung dazu ausersehen, den Thron der Bourbonen wieder aufzurichten.

Am meisten hatte zu dieser Wendung der Fürst von Talleyrand-Bérigord beigetragen, den Napoleon mit Ehren und Reichtümern überschüttet hatte. Schon lange hatte er an dem Sturze des Kaisers gearbeitet. Jetzt war der russische Kaiser in seinem Palais in Paris abgestiegen und bei den abendlichen Whistpartien wurde das künftige Los Frankreichs geregelt.

Talleyrand hatte anfänglich an eine Erhebung des Kaiserjöhnnchens und eine Regentschaft gedacht, bei der er wohl für sich selbst die erste Rolle in Anspruch genommen hätte. Dieselben Pläne hegte auch der listige Fouché, Napoleons Polizeiminister, dessen eifrigstes Bestreben es jetzt war, seine Vergangenheit als Königsmörder vergessen zu machen und sich den neuen Herren unersehnlich zu erweisen.

Aber die Einsetzung der Bourbonen war beschlossene Sache.

Jetzt erlebte Napoleon in Fontainebleau furchtbare Tage und kein Mensch, der weltgeschichtliche Tragik zu erfassen vermag, wird dem gestürzten Imperator sein Mitleid versagen. Er süßte nun bitter, was er in seiner maßlosen Verachtung der Menschen an diesen verbrochen hatte. Er mußte die Wahrheit des Sages an sich erfahren, daß, wer nicht Liebe sät, auch nicht Liebe zu ernten hoffen darf. Er hatte wohl einst in seinem „Discours de Lyon“ geschrieben: „Man muß stark sein, um gut sein zu können“, aber in den Zeiten, wo er stark war, vergaß er darauf. Er wollte nur Sklaven neben und unter sich, die er durch Befriedigung der gemeinsten Instinkte an sich kettete. Es kümmerte ihn nicht, ob er seine Gunst an Unwürdige verschenkte, wenn er nur ihres schweigenden Gehorsams sicher zu sein glaubte. Von seinen Generalen sagte er: „Ich will sie so reich machen, daß sie nicht mehr stehlen.“

Damals in Fontainebleau sollte er erfahren, daß Eigen-
 nutz und Gewinnſucht schlechte Mittel ſind, um die Freundschaft



Napoleon I. in Fontainebleau.
 Gemälde von Delacroix.

und Treue der Menschen ſich auch im Unglücke zu bewahren.
 Zwar er ſelbſt dachte noch nicht an Ergebung; er wollte die
 letzten Reſte ſeiner Truppen um Paris ſammenziehen und

die Hauptstadt zum Kampfe gegen die Fremden aufrufen. Auch daran dachte er, nach Orléans zu gehen und den Krieg hinter der Loire fortzusetzen. Auf seine Soldaten hätte er sich wohl noch zum größten Teile verlassen können, aber die Mehrzahl seiner Marschälle und Generale, die er mit Gnadenbezeugungen überhäuft hatte, versagten den Dienst. Sie waren des ewigen Kriegsführens müde und wollten ihre Beute in Ruhe genießen. Marmont, sein Jugendfreund, war zu dem Feinde übergetreten. Ney, Macdonald, Lesèbvre, Dudinot machten Schwierigkeiten. Sie forderten vom Kaiser, daß er zu Gunsten seines Sohnes abdankte.

Er entschließt sich hiezu und unterzeichnet folgendes Dekret: „Nachdem die verbündeten Mächte den Kaiser Napoleon als das einzige Hindernis der Herstellung des Friedens in Europa bezeichnet haben, erklärt der Kaiser Napoleon, treu seinem Eide, daß er bereit ist, vom Throne herabzusteigen, aus Frankreich zu ziehen und selbst das Leben zu lassen für des Vaterlandes Wohl, das untrennbar ist von den Rechten seines Sohnes, von der Regentschaft der Kaiserin und den Gesetzen des Kaiserreiches.“

Aber der russische Kaiser erklärte den Marschällen, daß nur eine bedingungslose Abdankung Napoleons die Gewähr eines dauerhaften Friedens in sich schließe. Mit diesem Bescheide kehrte Caulaincourt nach Fontainebleau zurück und am 11. April 1814 unterzeichnete der Kaiser die Urkunde, in der er „für sich und seine Erben auf die Throne von Frankreich und Italien verzichtete“.

In der Nacht, die diesem an den erschütterndsten Aufregungen so reichen Tage folgte, soll Napoleon einen Selbstmordversuch unternommen haben. Doch fehlt es an unwiderleglichen Zeugnissen hiefür und der Kaiser selbst scheint das Gerücht zu widerlegen, wenn er bald darauf zu einem seiner Begleiter auf der Reise nach Elba sagte: „Man tadelt mich, daß ich meinen Fall habe überleben können. Mit Unrecht. Ich sehe nichts Großes darin, sein Leben zu endigen, wie einer, der sein Geld im Spiel verloren hat. Es gehört ein viel größerer Mut dazu, unverschuldetes Unglück zu überleben.“

So spricht wohl nicht ein Mensch, der eine Woche zuvor sich töten wollte. Vielleicht war es ein Nervenchoc, der ihn nieder-

warf, oder ein ernster Anfall der Krankheit, die seinen eisernen Körper auf St. Helena untergrub und ihn schon damals zwang, ein Opiumpräparat einzunehmen? Man wird dies wohl nie mit Ausschluß aller Zweifel feststellen können. So viel ist sicher, am nächsten Tage fühlte sich der Kaiser wieder wohl und war voll neuen Mutes und voll Zuversicht. Glaubte er noch immer an seinen Stern und an eine Erneuerung seines Glanzes?



Abschied Napoleons von seiner Garde in Fontainebleau.

Vorläufig sollte sein Loos freilich bescheiden genug ausfallen.

Durch den Vertrag von Fontainebleau wurde Napoleon der Kaisertitel und die Insel Elba als souveränes Fürstentum zugesprochen. Auch durfte er einige hundert Mann seiner alten Garde in sein neues „Reich“ mitnehmen und sollte jährlich zwei Millionen Franken Revenuen erhalten.

Auch die Kaiserin Maria Luise behielt ihren kaiserlichen

Titel und erhielt für sich und ihren Sohn die Herzogtümer Parma, Piacenza und Guastalla. Sie ertrug die Trennung von ihrem Gemahl ohne Schmerz, sie hatte ihn eigentlich nie geliebt. Josefine, die ihm wenigstens in den letzten Jahren ihrer Ehe mit eifersüchtiger Zärtlichkeit zugetan war, lebte nach ihrer Verstoßung, wenn sie nicht auf Reisen war, theils in Malmaison bei Paris, theils auf dem Schlosse zu Navarre in der Nähe von Evreux in der Normandie. Sie hatte ihren Hofhalt beibehalten und die Verbündeten, besonders der russische Kaiser, erwiesen ihr alle Huldigungen, die ihrer Person und ihrem Schicksale geziemten.

Ihr Tod erfolgte am 29. Mai 1814. Sie starb zu Malmaison an einer Halsentzündung. Die Nachricht von dem Abfalle Murats, der seinen Frieden mit den Verbündeten gemacht hatte, brach ihr das Herz. Sie starb mit einem Blicke auf die Büste des Kaisers, der sie so hoch erhoben und als Frau so tief gekränkt hatte. Ihre letzten Worte waren: „Ich darf wohl sagen, daß durch mich nie eine Träne geflossen ist.“

Immer leerer und stiller wurde es um den gestürzten Imperator in Fontainebleau; nur wenige Getreue harrten bei ihm aus; auch Marschall Berthier nahm Abschied, um niemals wiederzukehren. Selbst sein Arzt Corvisart, mit dem er so oft bei der Frühstücksvisite gescherzt hatte, und sein treuer Kustan, den er sich aus Ägypten mitgebracht hatte, verließen ihn.

Bevor Napoleon den Wagen bestieg zur Abreise für immer, wie es schien, nahm er in dem Schloßhofs, der fortan la cour des adieux, der Hof der „Lebewohl“ hieß, noch rührenden Abschied von den zurückbleibenden Garden, den braven „Bärenmützen,“ die er so oft in den Tod und fast immer zum Siege geführt hatte. Er umarmte ihren wackeren General Petit, küßte die zerfetzte Fahne, die in so vielen Schlachten geflattert hatte, und warf sich unter dem lauten Schluchzen der sturmgeübten Veteranen in den Wagen, der ihn einem neuen, so ganz andern Leben zuführen sollte. „Ich hätte mein Dasein endigen können,“ rief er den alten Soldaten noch zu, „aber ich will weiterleben, um zu schreiben und der Nachwelt die Großthaten meiner Krieger zu verkünden.“

Wer kennt nicht das herrliche Bild Horace Vernet's?

Auf der Reise durch das südliche Frankreich sollte der gestürzte Kaiser den bitteren Kelch der Verbannung noch bis zur

Neige leeren. In wilder Leidenschaft erhob sich das Volk in der Provence; mehr als einmal war das Leben Napoleons bedroht und nur der Umstand, daß er auf den Rat der ihn begleitenden fremden Kommissäre eine österreiche Uniform anzog und die weiße Kokarde aufsteckte, rettete ihn vor der entfesselten Volkswut. Man sah Tränen in den Augen des gestürzten Kaisers.

Am 28. April ging er an Bord und am 4. Mai warf der „Undaunted“ im Hafen von Porto Ferrajo an der Küste von Elba Anker.

Raum hatte Napoleon eine Deputation seines kleinen Inselreiches empfangen und seinen neuen Untertanen erklärt, daß er wie ein Vater für sie sorgen wolle, so stieg er auch schon zu Pferde, um sein Reich kennen zu lernen.

Auf der Höhe seiner Macht hatte Napoleon einmal von sich gesagt: „Ich bin geboren und gebaut für die Arbeit; ich kenne für die Arbeit keine Grenze, ich arbeite immer!“ So war es auch wirklich. Der Rastlose, Uermüdlische gönnte sich auch auf dem winzig kleinen Schauplatz, den ihm die Mächte eingeräumt hatten, keinen Augenblick Ruhe.

Es war eigentlich eine arge Unbesonnenheit, einem Manne wie Napoleon ein Gebiet anzuweisen, welches ebenso nahe dem Lande gelegen war, in dem er seine ersten Triumphe gefeiert und das er mit den stolzesten Träumen nationaler Einigkeit erfüllt hatte, wie auch jenem Frankreich, das er zum Mittelpunkte eines Weltreiches hatte machen wollen. Talleyrand hatte recht, wenn es auch seinem menschlichen Charakter gewiß keine Ehre machte, daß er schon bei den Verhandlungen über den Vertrag von Fontainebleau darauf drang, man sollte Napoleon auf irgend eine einsame Insel des Weltmeeres verbannen. Aber schließlich setzte der russische Kaiser, in dem vielleicht die Erinnerungen an Tilsit und Erfurt noch nicht ganz verblaßt waren, seine Ansicht durch.

Das erste Anliegen des Kaisers auf Elba war, ein paar Befestigungen, die er vorfand, zu verstärken, zwei Batterien aufzustellen und sich eine Wehrmacht zu bilden, zu der die vierhundert Mann Garde, die man ihm mitzunehmen gestattet hatte, den Grundstock bildeten und die er mit den eingeborenen

Rekruten auf 1000 Mann brachte. Auch eine kleine Flotte, die er stets segelfertig hielt, rüstete er aus.

So baute er sich gewissermaßen eine neue Macht auf. Da die Revenuen, die sich die bourbonische Regierung ihm zu zahlen verpflichtet hatte, ausblieben, so sah er sich auf seine eigenen Ersparnisse angewiesen und war auch genötigt, die Steuerschraube etwas fester anzuziehen und seine Insulaner aus ihrem idyllischen Dasein aufzuschrecken. Übrigens bewährte sich sein eminentes organisatorisches und administratives Genie auch in den kleinen Verhältnissen, die seiner Betätigung jetzt zu Gebote standen, ganz ausgezeichnet. Er ließ neue Wege bauen; die Ausbeute der Eisengruben und Salinen auf der Insel wurde gehoben und vieles zur Verschönerung der Kulturen und Anlagen getan.

Madame-Mère, die ehrwürdige Mutter des Kaisers, hatte sich sofort nach Elba begeben, um die Verbannung des Sohnes zu teilen; sie stellte ihm auch ihren reichen Geldschatz zur Verfügung, was dem Kaiser sehr zu statten kam. Ebenso war die Schwester Pauline, die Fürstin Borghese, gekommen und eifrig bemüht, das Dasein ihres Bruders durch ihren Geist und ihre Liebe zu verschönern.

Sein Sohn, nach dem der Kaiser heftiges Verlangen trug, blieb ihm fern, ebenso wie seine Gemahlin, diese freilich nicht bloß durch ihr Verschulden, denn Kaiser Franz war aufs ängstlichste bemüht, jeden Verkehr seiner Tochter mit ihrem kaiserlichen Gatten zu verhindern. Das war bei Marie Luise nicht allzu schwer zu erreichen, denn sieben Jahre später, als Napoleon schon gestorben war, schrieb sie an eine Freundin, sie habe für Napoleon niemals eine lebhaftere Empfindung gehegt, doch hätte sie ihm, der ihr stets Aufmerksamkeit erwiesen habe, gern noch manches glückliche Jahr vergönnt, „vorausgesetzt, daß er recht weit von mir wegblieb“.

Als die Sommerhitze den Aufenthalt in Porto Ferrajo unangenehm machte, übersiedelte Napoleon auf die Höhe von Marciana, wo er unter allen prächtigen Kastanien ein Zelt bewohnte. Von hier genoß er eine herrliche Aussicht weit übers Meer hinüber bis zum korsischen Bastia.

Erinnerte dieser Blick ihn an die Tage der Kindheit mit ihren ersten leisen Regungen eines noch ziellosen Ehrgeizes und

befestigte er ihn in den gewaltigen Entschlüssen, mit denen sein ruhelofer Geist sich trug? Im lieblichen Tale von San Martino



Napoleons Sohn, der spätere Herzog von Reichstadt.
Gemalt von M. Gérard, gestochen von F. Lignon.

bewohnte er ein Landhaus, vor dem jetzt ein mächtiger, reichen Schatten spendender Baum steht, den der Kaiser während seines Aufenthaltes auf der Insel selbst gepflanzt hatte.

So viel ist sicher, daß er immer schärfer die Möglichkeit einer Wiederherstellung seiner verlorenen Herrschaft ins Auge faßte. Der Versuch schien ihm keineswegs aussichtslos, denn mit wachsendem Interesse verfolgte er den Gang der europäischen Ereignisse und den inneren Zustand Frankreichs.

Es war ihm kein Geheimnis, daß im Schoße des Wiener Kongresses, der sich die Ordnung der europäischen Angelegenheiten zum Ziele gesetzt hatte, Zerwürfnisse ausgebrochen waren, die es nicht unmöglich erscheinen ließen, daß die Höfe, die sich gegen den Friedensstörer geeinigt hatten, gegeneinander zu den Waffen greifen würden.

In Frankreich selbst war unter den breiten Schichten des Volkes, vor allem aber unter den ehemaligen Soldaten des Kaisers, die nun aus aller Herren Länder in die Heimat zurückgekehrt waren, die Erbitterung über die neue Regierung stetig im Wachsen. Ludwig XVIII., der den blutbefleckten Thron seiner Ahnen bestiegen hatte, war persönlich gutmütig und ohne Zweifel von den besten Absichten beseelt, aber er vermochte den Übereifer seiner Anhänger, die nicht schnell genug niederreißen konnten, was Napoleon aufgebaut hatte, nicht zu zügeln. Bald sahen die Soldaten und der noch demokratisch gesinnte Teil der Bevölkerung in den Bourbonen ihre geschworenen Feinde und in dem Verbannten von Elba den Inbegriff der Größe Frankreichs.

Man begeisterte sich aufs neue in der Presse und in der Literatur für Napoleon, man vergaß der Leiden, die er dem Lande auferlegt hatte und sah ihn nur umflossen von dem Glanze eines unverdienten Martyriums. Béranger dichtete im echtsten Volkston seine bissigen Lieder gegen die Bourbonen und die Fremdherrschaft und verherrlichte den Soldatenkaiser mit dem historischen kleinen Hut und dem grauen Überrock.

Il avait petit chapeau
Avec rédingote grise.

In den Kasernen rief man wieder: „Vive l'Empereur!“ und wenn sich ein Mitglied der königlichen Familie zeigte, so verweigerten ihm die Soldaten ihren Gruß, oder sie riefen wohl laut: „Vive le roi!“ setzten aber leise hinzu: „de Rome!“¹⁾

¹⁾ Des Kaisers Sohn hatte, wie wir wissen, diesen Titel „König von Rom“ schon in der Wiege erhalten.

Von diesem Stimmungswechsel in Frankreich war der Kaiser wohlunterrichtet. Ebenso günstig für ihn war die Lage in Italien, wo sein Schwager Murat, der im Jahre vorher von Napoleon abgefallen war und sich so die Krone von Neapel gerettet hatte, diesen Schritt schon längst bereut hatte und mit allen unruhigen Elementen der durch Napoleon aufgewühlten Halbinsel in Beziehungen getreten war.

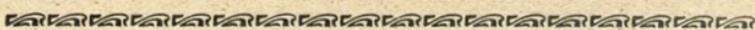
So verdichtete sich denn in Napoleons Gehirn der Gedanke einer Landung in Frankreich immer mehr. Es war ihm nicht unbekannt, daß Talleyrand und sein korsischer Todfeind Bozzo di Borgo auf dem Wiener Kongresse unablässig daran arbeiteten, ihn von Elba wegzubringen und auf irgend einem wüsten Felsen-eiland auszusetzen. Sollte er warten, bis seine Feinde ihm das Netz über den Kopf geworfen haben würden, aus dem es dann kein Entrinnen mehr gab?

Es fehlte nicht an Stimmen, die ihn nach Italien locken wollten. Aber Italien war für ihn nur insofern von Bedeutung, als er es zu Frankreich gehörig betrachten konnte. Es war das Land seiner Jugend gewesen; es war nicht mehr das seines Mannesalters, seines weltumspannenden Ehrgeizes. Das war Frankreich. Hier oder nirgend konnte er an ein Wiederauftauchen seines Ruhmes denken.

„Au destin!“ also, wie er seiner Braut Josefine seinerzeit, als die ganze Welt seinem Ehrgeiz offen lag, in den Verlobungsring hatte gravieren lassen. Dem Schicksal entgegen! Mag das Geschick ihn führen, wohin ihm zu kommen bestimmt sei.

Im tiefsten Geheimnis ward alles vorbereitet. Am 26. Februar 1815 wagte er das ungeheure Abenteuer. Nachdem er Murat in Kenntniß gesetzt, nahm er von Mutter und Schwester, die seine Pläne billigten, Abschied und überließ sein betrübtes Völkchen, das ihn ganz liebgewonnen hatte, seinem ungewissen Schicksal. Mit 1100 Mann und einigen Kanonen schiffte er sich auf sieben Fahrzeugen ein. Er selbst fuhr auf dem „Inconstant“ einer Zukunft entgegen, die für ihn noch völlig verhüllt war, die ihm Schmach und Tod, aber vielleicht auch neues Glück und neue Macht bringen konnte.

Am 1. März warf die Flottille im Golf von Juan zwischen Cannes und Antibes Anker und bald flatterten die Proklamationen,



die schon vorbereitet waren, in alle Gegenden Frankreichs. Sie enthielten die stolzen Worte:

„L'aigle impérial avec les couleurs nationales volera de clocher en clocher jusqu'aux tours de Notre-Dame.“

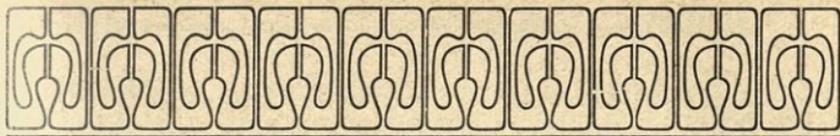
„Der kaiserliche Adler, geschmückt mit der nationalen Tricolore, wird von Kirchturm zu Kirchturm fliegen bis auf den Turm des Doms von Notre-Dame.“

Der Ausruf an die Soldaten schloß mit folgenden flammenden Worten:

„Soldaten! Wenn ihr alt geworden seid, werden euere Mitbürger euch mit Staunen von eueren Taten erzählen hören. Ihr werdet dann mit Stolz sagen: ‚Auch ich gehörte jener großen Armee an, die zweimal in Wien einmarschierte, die in Berlin, in Madrid, in Moskau einrückte, die Paris von dem Schmutz befreite, mit dem der Verrat und die Gegenwart des Feindes es besleckt hatte.‘ Ehre den tapferen Soldaten, sie sind der Ruhm des Vaterlandes! Und ewige Schmach jenen verbrecherischen Franzosen, mögen sie in welchem Range immer geboren sein, die fünfzehn Jahre das Ausland bekämpften, um schließlich die Brust ihres Vaterlandes zu zerreißen!“

Napoleon stand wieder auf französischem Boden. Die letzten Szenen der Tragödie spielen sich vor unseren Augen ab.





XIV.

Die hundert Tage und Waterloo.

Wie Napoleon es vorausgesagt hatte, traf es auch ein. Der kaiserliche Adler flog von Kirchturm zu Kirchturm, um sich nach kurzem, stolzem Fluge auf der Spitze von Notre-Dame niederzulassen.

Mit gutem Vorbedacht wählte der Kaiser nicht die große Straße, die von Cannes über Niz und Avignon nach dem Norden führt; zu fest hafteten die traurigen Eindrücke seiner letzten Reise noch in seiner Erinnerung. Er entschloß sich, auf den noch beschneiten Pfaden der Seealpen die Dauphinée zu erreichen, wo, wie er wußte, das Landvolk ihm treu ergeben war.

In Paris tobten mittlerweile die Feinde des Kaisers, als die Nachricht von seiner Landung dort eingetroffen war. In den Zeitungen hieß es: „Die Erde Frankreichs stößt ihn von sich; er kehrt dahin zurück; sie wird ihn verschlingen.“ Man nannte Napoleon „den neuen Satan, den Henker von sechs Millionen Franzosen, den feigen Mörder des Herzogs von Enghien, den Briganten der Insel Elba und den Menschenfresser von Korsika“.

Der Kriegsminister, Marschall Soult, den Napoleon zum Herzog von Dalmatien gemacht, verbürgte sich beim König Ludwig XVIII., daß kein Oberst Napoleon ein Regiment zuführen werde. In seinem Tagesbefehl vom 8. März sagte er: „Buonaparte schätzt uns gering genug, um zu glauben, daß wir einen legitimen und hochverehrten Souverän verlassen könnten, um eines Menschen Los zu teilen, der nichts als ein Abenteurer ist.“

Aber es kam anders, als diese großsprecherischen Verräter, die einst an des Kaisers Tafel sich vollgemästet hatten, prophezeiten.

Bei La Mure, unweit von Grenoble, stieß der Kaiser auf Soldaten des fünften Linien-Regiments unter dem Befehl des Generals Marchand. Sie hatten erklärt, sie würden nicht zu Napoleon übergehen, sondern auf ihn schießen. Napoleon näherte sich auf Schußweite, lüftete seinen grauen Überrock und rief, seine Brust darbietend, hinüber: „Wer von euch wird auf seinen Kaiser schießen wollen?“ — Zuerst ein Augenblick dumpfer Stille, dann rissen die Soldaten ihre Mützen ab, steckten sie auf die Bajonette und das alte Feldgeschrei brauste durch die Luft: „Vive l'Empereur!“

Die Truppen fraternisierten mit dem Gefolge, das Napoleon aus Elba mitgebracht hatte, und schon marschierten sie, wie ehemals, begeistert hinter dem „kleinen Korporal“ einher. Bald ergab sich auch Grenoble, die erste größere französische Stadt, in die Napoleon einzog, und triumphierend setzte er seinen Marsch auf Lyon fort, wo er unter enthusiastischem Jubel der den Bourbonen abgeneigten Bevölkerung seinen Einzug hielt. Jetzt hatte er bereits 12.000 Mann hinter sich und seine Sprache klang viel stolzer und majestätischer.

Von Lyon aus löste Napoleon die Kammern auf und berief eine Reichsversammlung nach Paris, der er den karolingischen Namen „Maisefeld“ gab, um die Verfassung zu verbessern und an der Krönung seines Sohnes teilzunehmen. Denn das sah Napoleon ein, ohne Aufrechthaltung der konstitutionellen Freiheiten werde er sich diesmal keinen Tag lang behaupten können. Auch von einem Einvernehmen mit Oesterreich sprach er damals. Täuschte er sich selbst oder wollte er durch Verbreitung solcher Gerüchte nur seine Stellung befestigen?

Ein anderes Dekret des Kaisers wies alle im Jahre 1814 zurückgekehrten Emigranten aus und konfiszierte ihre Güter. Talleyrand, Marmont, Angereau, der Herzog von Dalberg wurden geächtet.

Immer mehr wuchs die Armee Napoleons an, je näher er der Hauptstadt kam. Überall dasselbe Schauspiel. Soldaten und niedere Offiziere fielen voll Begeisterung ihm zu. Nur die Generale zauderten, aber auch sie konnten schließlich dem Zauber, der von dem Kaiser ausging, nicht widerstehen. Ney, der Fürst von der Moskwa, der bravste der Braven, der dem König Lud-

wig sein Wort gegeben hatte, er werde Napoleon tot oder lebendig nach Paris bringen und, wenn es sein müßte, ihn wie ein wildes Tier in einen Käfig sperren, ließ sich durch Napoleon gewinnen, der ihn von Auxerre aus zum Abfall aufforderte.

In Vons-le-Saulnier versammelte der Marschall seine Truppen und erklärte sich vor der Front für den Kaiser. Von allen Seiten scholl ihm der donnernde Ruf entgegen: „Es lebe der Kaiser!“ Zu Macon umarmten sich Napoleon und sein tapferer General, dem sein kaiserlicher Herr den Abfall verzieh.

Was half angesichts dieser Vorgänge die ohnmächtige Wut der Royalisten? Ihre Schmähungen ließen Napoleon kalt. Der „Moniteur“, der noch vor wenigen Tagen von dem neuen „Attila und Dschingis-Khan“ gesprochen hatte, schrieb am 17. März, daß der Kaiser in Lyon empfangen worden sei, und am 20. März stand zu lesen: „Seine kaiserliche Majestät werden in ihrem Schlosse der Tuileries erwartet.“ Am 19. März verließ die königliche Familie die Tuileries und am 20. März um vier Uhr früh traf Napoleon im Schlosse von Fontainebleau ein.

Um an einem denkwürdigen Tage in den Tuileriespalast zurückzukehren, warf sich der große Schauspieler in einen Wagen und setzte seine Reise mit größter Eile fort, denn er wollte noch an demselben Tage, dem Geburtstage seines Sohnes, in Paris anlangen.

Den ganzen Tag über wogten dichte Menschenmassen durch die Straßen der Hauptstadt. Tausende riefen: „Nieder mit den Bourbons! Es lebe der Kaiser!“ Überall wurde die weiße Kokarde entfernt und auf dem Pavillon de l'horloge eine riesige dreifarbige Fahne aufgehißt.

Als der bestaubte Reisewagen am Abend dieses Tages in den Tuilerieshof einfuhr und man den Kaiser erkannte, trugen ihn Offiziere und Würdenträger über die Treppen des Schlosses hinauf.

Paris war wieder sein und damit Frankreich. — Es beginnt die Herrschaft der „Hundert Tage“.

Wenn Napoleon wirklich gehofft hatte, der Wiener Kongreß werde sich auflösen und Oesterreich die Hand, die er ihm bieten wollte, gern ergreifen, so sollte er sich alsbald bitter enttäuscht sehen.

Am 11. März hatte Metternich, Österreichs allgewaltiger Staatskanzler, die erste Nachricht von der Landung Napoleons an der französischen Küste erhalten. Mitten in einem Walzer auf einem jener glänzenden Ballfeste in Wien, wie sie zur Zeit des Kongresses so häufig stattfanden, verstummten plötzlich die rauschenden Klänge der Kapelle und das Gerücht durchschwirrte den Saal: „Er ist in Frankreich!“ Der russische Kaiser Alexander trat sofort auf Talleyrand zu und sagte: „Ich habe es Ihnen ja prophezeit, daß dies nicht dauern würde.“

Aber Alexander war es selbst gewesen, der die Verbannung des Kaisers nach Elba betrieben hatte; deshalb waren die bitteren Vorwürfe, die ihm Kaiser Franz jetzt machte, nicht unbegründet. Der Zar konnte nur erwidern: „Das ist wahr; aber um mein Unrecht wieder gutzumachen, stelle ich meine Person und meine Armee in den Dienst Eurer Majestät!“ Die polnische und die sächsische Frage, die beiden gefährlichsten Zankapfel auf dem Kongresse, waren, dank der Nachgiebigkeit Preußens und Rußlands, befriedigend gelöst,¹⁾ die Einmütigkeit der Mächte hergestellt und auf Antrieb Talleyrands einigte sich der Kongreß am 13. März zu der Erklärung: Napoleon Bonaparte habe sich selbst außerhalb des bürgerlichen und politischen Rechtes gestellt und verfallt als Feind und Zerstörer der Ruhe der Welt der öffentlichen Rache.

Die vier Großmächte verpflichteten sich, je 150.000 Mann ins Feld zu stellen und „die Waffen nicht eher niederzulegen, bevor Bonaparte nicht völlig außer stand gesetzt sei, je wieder Unruhe zu stiften und seine Versuche, die höchste Gewalt in Frankreich an sich zu reißen, zu erneuern“.

Das war die Ahtserklärung Europas und Napoleon sah sich einer Welt in Waffen gegenüber. Alle seine Versuche, Österreich oder Rußland auf seine Seite zu ziehen, waren gescheitert. Vergebens erbat er sich vom Kaiser Franz die Rück-

¹⁾ Der Streit war hauptsächlich darüber entbrannt, daß Rußland auch die vor dem Tilsiter Frieden zu Preußen gehörigen Teile Polens für sich in Anspruch nahm, während Preußen das ganze Königreich Sachsen als Entschädigung forderte. Schließlich fand eine Einigung dahin statt, daß Rußland die Provinz Posen an Preußen überließ und dieses sich daraufhin mit der größeren Hälfte Sachsens zufriedenstellte.

sendung seiner Gemahlin und seines Sohnes. Sie blieben beide fern und die Krönung des Thronfolgers, die er den Franzosen verheißen hatte, sollte nicht erfolgen. Marie Luise erklärte den Mitgliedern des Kongresses, daß keine Macht der Erde sie jemals bewegen könnte, sich wieder mit Napoleon zu vereinigen.

Aber auch Napoleons Stellung im Innern war trotz des Beitrittes der erprobten Veteranen tief erschüttert. Immer deutlicher erkannte er, daß es für ihn keine andere Rettung gebe, als sich auf die Demokraten und Jakobiner von ehemals zu stützen. Und gerade diese Partei war dem Manne soldatischer Ordnung und unbeugsamer Staatsautorität unter allen am verhaßtesten. Er wollte als Diktator auftreten und er mußte die ihm so unbequeme und widerwärtige Rolle eines konstitutionellen Herrschers spielen.

Es gelang seiner gewinnenden Überredungskunst, die ihm zu Gebote stand, wenn er sich ihrer bedienen wollte, einen seiner erbittertsten Feinde, Benjamin Constant, den Führer der konstitutionellen Partei, auf seine Seite zu ziehen. Durch ihn ließ er einen Verfassungsentwurf ausarbeiten, der aber nicht, wie man doch allgemein erwartete, als ganz neue Verfassung, sondern nur als sogenannte „Zusatzakte“, *Acte additionnel aux constitutions de l'empire* veröffentlicht wurde.

Sie enthielt in der That fast alle wünschenswerten Freiheiten und übertrug die gesetzgebende Gewalt auf eine Pairskammer und eine Repräsentantenkammer. Der Kaiser sollte fortan nur die vollziehende Gewalt ausüben. Damals sagte Napoleon zu Benjamin Constant: „Ich bin kein Eroberer mehr, kann es nicht sein, denn ich weiß, was möglich ist und was nicht. Um Frankreich allein zu regieren, ist eine Verfassung vielleicht besser. Daneben will ich den Frieden. Ich werde ihn durch Siege erkämpfen. Ich mag in Ihnen keine falschen Hoffnungen erwecken. Wenn ich auch ausprengen lasse, daß Verhandlungen mit den Mächten im Zuge sind: es gibt keine Verhandlungen. Ich sehe vielmehr einem schweren und langwierigen Krieg entgegen. Um ihn zu bestehen, muß mich die Nation unterstützen. Dafür wird sie die Freiheit fordern. Sie soll sie haben.“

Auch der theatralische Prunk, den Napoleon so gern zu entfalten liebte, sollte nicht fehlen. Zuerst aber wurde die neue

Berfassung der Volksabstimmung unterworfen, die ja bei Napoleon, dem *homme-peuple*, wie er sich so oft genannt hatte, schon häufig eine Rolle gespielt hatte. Aber welcher Unterschied zwischen diesem Plebiszit und den Abstimmungen, durch welche das französische Volk das lebenslängliche Konsulat und das Kaiserreich sanktioniert hatte. Jetzt wurden nur 1,300.000 Stimmen, einschließlich jener der Armee, abgegeben, von denen allerdings nur ein paar Tausend dagegen waren; aber mehr als die Hälfte der Wähler hielt sich gleichgültig oder grollend abseits.

Endlich, am 1. Juni, fand das immer hinausgeschobene „Maienfeld“ statt. Im Krönungswagen und in der phantastischen Tracht eines römischen Imperators fuhr Napoleon auf den Champ de Mars hinaus, umringt von seinen Marschällen und den Mitgliedern seiner Familie. Vergebens suchte die schaulustige Menge die Kaiserin und den Sohn an seiner Seite. Nur seine greise Mutter und die entthronten Könige seiner Dynastie umringten ihn. Am meisten wurde Lucian applaudiert, weil er keine Krone angenommen hatte.

Trotz des glänzenden Gepränges und der Tausende von Zuschauern, die zusammengeströmt waren, lag doch über dem ganzen Feste ein frostiger Hauch, der eher zur Behmut als zum Jubel stimmte. Der Kaiser schien gedrückt und sein Blick ernst und traurig. Er sprach zur Versammlung als „Kaiser, Consul und Soldat, der alles vom Volke habe“, und erklärte „er würde den fremden Königen gern sein Dasein opfern, gegen das sie sich so erboht zeigen, wenn er nicht sähe, daß sie es auf das Vaterland abgesehen haben“.

Er verglich sich mit Kodrus, der sich für Athen aufgeopfert habe, aber es machte keinen günstigen Eindruck, daß er, der Sprosse der Revolution, immer nur die Ausdrücke „Mein Volk“, „Meine Hauptstadt“ im Munde führte. Man bemerkte, vielleicht nicht ohne Genugthuung, daß die Nationalgarden auf die ihnen vom Kaiser zugerufene Frage, ob sie ihre Adler mit ihrem Blute zu verteidigen bereit wären, nur mit schwachen Zurufen antworteten. Das waren nicht die Rufe von Musterlitz und Wagram. Dem Kaiser entging dies nicht, seine Miene verdüsterte sich.

Nur die Kaisergarde schwor mit Enthusiasmus. „Als die Soldaten der Garde vor dem Kaiser defilierten“, berichtet ein

Augenzeuge, „leuchtete es in ihren Blicken wie von einem düsteren Feuer; man glaubte auf ihren Lippen das *Morituri te salutant* zu lesen.“ Das große Publikum blieb ziemlich kalt und teilnahmslos. Nur ein Knabe von ungefähr sieben Jahren war enthusiastisch und bewahrte die Eindrücke dieses Tages in unauslöschlicher Erinnerung. Es war Louis Napoleon, der Sohn des Königs Ludwig und der Hortense, der spätere Kaiser Napoleon III.

Der Tag des Festes war verrauscht, bald sollte auch die neue Herrschaft des Kaisers in Nichts zerfallen. Am 7. Juni eröffnete Napoleon die beiden gesetzgebenden Körperschaften mit einer Thronrede, in der er die Notwendigkeit des Krieges, aber auch sein unerschütterliches Festhalten an der Verfassung betonte, und am 12. Juni eilte er auf den Kriegsschauplatz, nachdem er seinen Bruder Josef zum Vorsitzenden des Regierungsrats ernannt hatte.

Wer konnte es ahnen, daß er schon nach neun Tagen zurückkehren würde, besiegt, vernichtet, ein Geächteter und Gefangener Europas?

Bei den Verbündeten bestand die Absicht, mit vier Armeen unter Wellington, Barclay de Tolly, Blücher und Schwarzenberg in Frankreich einzurücken und vereint gegen Paris zu marschieren. Aber die Bewegungen dieser großen Armee vollzogen sich äußerst langsam, man wartete lange auf das Erscheinen der Russen, deren Kaiser wieder, wie bei dem ersten Einzuge in Paris, den Löwenanteil der Siege für sich in Anspruch nehmen und die Rolle des Friedensvermittlers spielen wollte.

Am raschesten erfolgte unter der genialen Leitung Gneisenaus die Konzentration der preussischen Armee in der Rheinprovinz, während sich die Truppen Wellingtons, die zum kleinsten Teile aus Engländern und Schotten, der Mehrzahl nach aus Niederländern und deutschen Hilfsvölkern, Hannoveranern, Nassauern, Sachsen und Braunschweigern bestanden, in Belgien um Brüssel herum sammelten.

Der englische Feldherr hatte ganz richtig vermutet, daß Napoleon nicht die Vereinigung der gesammelten feindlichen Streitkräfte abwarten, sondern sie getrennt angreifen und zu schlagen versuchen werde, denn nur ein rascher Sieg konnte seine

unsichere Herrschaft befestigen und ihm das Vertrauen der französischen Nation und den blinden Gehorsam der Massen wieder geben. Ein solcher Sieg, so rechnete Napoleon, scharfblickend wie immer, mußte auch die Einigkeit der europäischen Mächte zerstören und alle die Mißhelligkeiten wieder zum Ausbruch bringen, die unter dem Eindrucke seiner Rückkehr nur schwach verhüllt worden waren.

So beschloß denn Napoleon, sich sofort auf die in Belgien stehende Armee zu werfen, ihre Mitte zu durchbrechen und so Wellington und Blücher zu trennen — ein kühner Plan, der ihm schon so oft gelungen war und, wie es den Anschein hatte, ihm auch diesmal glücken sollte. Am 15. Juni griff der Kaiser das von den Preußen besetzte Charleroi an und nahm es mit leichter Mühe. So bewerkstelligte er den Übergang über die Sambre, aber die Überraschung des Feindes wurde zum guten Teil durch den Verrat des Generals Bourmont, des Führers der vordersten Division, eingebüßt, der zu dem Feinde überging.

Nichtsdestoweniger drängte Napoleon in mehreren siegreichen Gefechten die Preußen bis gegen Ligny zurück. Hier beschloß Blücher im Vertrauen auf Wellingtons Versprechen, er werde ihm rechtzeitig zu Hilfe kommen, die Schlacht anzunehmen, die ihm Napoleon anbot. Aber der gegen Wellington detachierte Ney hielt diesen bei Quatrebras fest und Blücher, ohne Beistand gelassen, verliert die Schlacht von Ligny, eine der blutigsten in den Feldzügen des Kaisers; es war sein letzter Sieg. Fast hätte Blücher, dieser zäheste Feind Napoleons, auch sein Leben eingebüßt. Im Getümmel der Schlacht stürzte er nämlich mit seinem Pferde. Man hielt ihn für verloren und Gneisenau übernahm das Kommando. Dieser erteilte sofort den Befehl, den Rückzug zu unterbrechen und gegen Wavre vorzurücken; denn es war klar, daß Napoleon sich nunmehr auf Wellington werfen werde und dieser sollte nicht vergeblich auf die Hilfe des Freundes warten, wie Blücher es bei Ligny getan hatte. Blücher, der längere Zeit unter dem schweren Pferde gelegen war, erholte sich ziemlich rasch; er billigte vollkommen das von Gneisenau gegebene Kommando. Damit war der Feldzug so gut wie entschieden.

Napoleon war nicht mehr der Alte. Anstatt den geschlagenen Blücher zu verfolgen und sein Korps zu zersprengen, erteilte er,

in der irrigen Voraussetzung, der Feind ziehe sich ostwärts nach Namur und Lüttich zurück und entferne sich von den Engländern, dem General Grouchy den Auftrag, mit 30.000 Mann den Preußen zu folgen. Grouchy verzettelte die Zeit in nutzlosen Märschen; er fand die Preußen nicht, sie waren eben nicht auf dem Rückzuge gegen Namur, sondern auf dem Vormarsche nach Wabre. Daß eine geschlagene Armee, die einen Verlust von 20.000 Mann an Toten, Verwundeten und Vermißten zu beklagen hatte, sich sofort wieder sammeln und gleich vom Schlachtfeld weg aufbrechen werde, um dem bedrohten Verbündeten Hilfe zu bringen — eine solche heldenhafte Kühnheit traute Napoleon dem Feinde nicht zu. Er hat dann später Grouchy die Schuld an der Niederlage bei Waterloo beimessen wollen. Mit Unrecht. Es war seine eigene Verblendung, die ihm den Sieg, dessen er schon sicher zu sein glaubte, aus den Händen wand.

Er selbst rückte am 18. Juni mit dem Hauptheer gegen Wellington und besetzte die Höhen von Mont-Saint-Jean. Um $\frac{1}{2}$ 12 Uhr mittags eröffnete Jérôme die gewaltige Schlacht, die über das Schicksal Europas entscheiden sollte. Dieses Zögern Napoleons, ein Zeichen, daß die frühere Kühnheit von ihm gewichen war, war sein Verderben. Er verlor die kostbarsten Morgenstunden. Bevor der Kaiser den unerklärlicher Weise so lang hinausgeschobenen Befehl zum Angriffe gab, nahm er noch im Angesichte des Feindes eine Revue ab über seine Soldaten, die Sieger von den Pyramiden, von Austerlitz, Borodino, von denen er in seinen Memoiren auf St. Helena sagte: „Die Erde war stolz, so viele Tapfere zu tragen!“

Es war ein Anblick, um auch ein weniger stolzes Soldatenherz, als das Napoleons war, höher schlagen zu machen. Die Feldmusik spielte „Partant pour la Syrie“ und in langen Linien sah man die Bärenmützen der Grenadiere, die von Roßschweifen umflatterten Helme der Kürassiere, die Tschakos der Voltigeure mit den goldenen Troddeln, die im Winde flatternden Fähnchen der Lanciers! — Fürwahr, es war eines der schönsten Heere der Welt — und in zehn Stunden war diese herrliche Armee vernichtet, zu Boden geschmettert, die letzten Schwadronen in alle Winde verweht!

Die Franzosen nennen die Schlacht nach dem Pachtthofe Belle-Alliance, dem Centrum der Schlachtlinie Napoleons,

während Wellington sie nach seinem Hauptquartier, das eigentlich ganz außerhalb des Kampfes lag, die Schlacht von Waterloo benannte. Es war ein entsetzliches Ringen, in dem Napoleon anfänglich siegreich war. Die Einnahme des Vorwerkes La Haye-Sainte war ein bedeutender Vorteil. Napoleon setzte alles aufs Spiel; er operierte mit einer wilden Leidenschaftlichkeit. Er mußte den Sieg an seine Fahnen heften; er mußte, daß sonst alles verloren war. Wellingtons Kampfmittel waren beinahe erschöpft, seine besten Regimenter lagen zu Boden gestreckt. Aber der eiserne Herzog blieb standhaft, er vertraute dem Worte Blüchers, der ihm hatte sagen lassen, er werde mit seiner ganzen Armee zu ihm stoßen. Doch Stunde auf Stunde verrann. Schon war es spät am Nachmittag und die Sonne neigte sich zum Untergange. Nur ein Gedanke beschäftigte den englischen Feldherrn; er gab ihm Ausdruck in dem Stoßruf: „Ich wollte, es wäre Nacht oder die Preußen kämen!“

Da — es war gegen halb fünf Uhr — brachen die ersten Preußen unter Bülow aus dem Walde von Frichemont hervor. Napoleon glaubte zuerst, Grouchy, den er sehnsüchtig erwartete, komme ihm zu Hilfe. Es war aber Blücher mit seinen wackeren Pommern und Brandenburgern. Er war, so rasch es der in der Nacht gefallene Regen, der die Feldwege aufgeweicht und stellenweise in Sümpfe verwandelt hatte, gestattete, westwärts marschirt, um seinem Freunde, dem Herzog von Wellington, noch rechtzeitig Hilfe zu bringen. Leute, Pferde und Kanonen sanken in dem morastigen Boden unter, aber unaufhörlich mahnte Blücher zur Eile. „Kinder!“ sagte er zu seinen Soldaten, „ich habe meinem Bruder Wellington versprochen, ihm zu Hilfe zu kommen, ihr werdet doch nicht wollen, daß ich wortbrüchig werde?“

Sie wollten es nicht und noch rechtzeitig trafen die wackeren Preußen, Bülow voran, auf dem Schlachtfelde ein. Nun schickte Napoleon seine letzten Reserven ins Feuer und ein heißer Kampf entbrannte um das Dorf Plancenoit; die Franzosen wurden herausgetrieben. Ein zweiter und dritter Angriff — dasselbe Ergebnis. Um acht Uhr rücken die letzten Preußen auf den Kampfplatz. An eine Fortsetzung der Schlacht auf französischer Seite ist nicht mehr zu denken. Ein geordneter Rückzug ist nicht mehr möglich. Alles löst sich in wilde Flucht auf. Die gellenden Rufe:

„Sauve qui peut!“ „Rette dich, wer kann!“ durchbringen die Nacht. Auch der Kaiser wird vom Strom der Fliehenden fortgerissen. „Es ist zu Ende, retten wir uns!“ ruft er aus, verläßt den Wagen und wirft sich ohne Hut und Degen auf seinen Schimmel, einen edlen Perserhengst, der ihn in Sicherheit bringt. In voller Karriere reitet er querfeldein nach Gemappe, nur noch von den Grenadieren à cheval gedeckt.

Es gibt kein Anhalten, keine Rast, denn die Preußen sind hinter den Fliehenden her wie der leibhaftige Satan und gönnen ihnen bis in die späte Nacht keinen Augenblick Rast. Der Kaiser, dem damals schon jeder kurze Ritt Schmerzen bereitete, muß bis fünf Uhr morgens im Sattel bleiben, bis er endlich in Charleroi ein Gefährt findet, das ihn nach Philippeville bringt, wo er sich einige Stunden Ruhe gönnen darf.

Der Wagen, den er auf dem Schlachtfelde hatte im Stich lassen müssen, fiel in die Hände der Preußen. Als die Soldaten die Sitzkissen aufhoben, blitzten ihnen Gold und Edelsteine entgegen, der Kaiser hatte seinen Schatz mitgenommen. Er dachte an das Äußerste, vielleicht an eine Flucht aus Europa. Mancher pommerische Bauernbursch gab damals ein solch glitzerndes Ding um wenige Groschen her, so wie einst die Schweizer, als sie Karl den Kühnen vor Nancy besiegt hatten.

Auf dem Schlachtfelde aber ließ Major Grolmann die Trompeter das schöne Lied anstimmen: „Nun danket alle Gott!“ und die weisevollen Klänge brausten übers leichenbedeckte Schlachtfeld, auf das die Sterne niederblinkten. Blücher aber sagte zu Wellington, der ihn in seine Armee schloß: „Ich hoffe, mein verehrter Freund, Sie sind von mich zufrieden.“

Und Napoleon selbst? Hielt er wirklich alles für verloren? Gab er das Spiel auf, bei dessen letztem Trumpf ihm das Glück versagt geblieben war? Man muß an das Gegenteil glauben, wenn man den Brief liest, den er noch auf der Flucht an seinen Bruder Josef diktirte. Noch sei nicht alles verloren, hieß es darin, noch blieben ihm mit den Nationalgarden 300.000 Mann. Der Bruder möge dafür sorgen, daß die Kammern ihm in würdiger Weise beistehen. „Mut! Festigkeit!“ fügte er eigenhändig am Schlusse des Schreibens hinzu.



St. Helena. — Das Ende.

„Mut und Festigkeit!“ hatte der Kaiser seinem Bruder ans Herz gelegt. Er selbst hatte sie nicht. Anstatt in Laon auf Grouchy zu warten und die Reste des Heeres zum letzten Versuche des nationalen Widerstandes zu sammeln, trieb es ihn nach Paris. Er fürchtete die Kammer und nicht mit Unrecht, denn ein gefallener und besiegter Cäsar hatte seine Rolle ausgespielt. Er wollte versuchen, ob es ihm nicht gelinge, die Diktatur und damit die Leitung der ganzen Staatsmaschine an sich zu reißen.

Am Morgen des 21. Juni kam er in Paris an, bleich, gebrochen, zum Tode ermattet. Er war marmorbläß; seine schmalen Lippen, die sich so gern zu einem Lächeln kalten Hohnes kräuselten, waren fest zusammengepreßt. Aus seinen graublauen Augen sprühte nicht mehr das Feuer von Arcole; der Glanz kaltblickender Hoheit und unnahbarer Majestät, der sonst aus ihnen hervorblickte, war verschleiert; das stark gelichtete kastanienbraune Haar hing ihm wirr von der Stirn.

Napoleon stieg im Ellysée ab, denn in den Tuilerien tagten die verhaßten Kammer. Dort hatte sich Fouché zum Führer einer ziemlich ansehnlichen Partei gemacht; er wollte eine ähnliche Rolle spielen wie Talleyrand im Jahre 1814, aber dazu war es notwendig, daß Napoleon abdankte und eine Regentschaft eingesetzt werde, die er dann zu lenken gedachte. Er verbreitete das Gerücht, Napoleon gehe mit dem Gedanken um, die Kammer aufzulösen. Man wollte ihm zuvorkommen. Die zweite Kammer erklärte sich sofort in Permanenz, brandmarkte jeden Versuch, sie aufzulösen, als Verrat und bedrohte jeden, der dies wagen würde, mit gerichtlicher Verfolgung.

Das war der Staatsstreich von unten, die Rache für den 18. Brumaire. Die Revolutionäre und Republikaner von ehemals, an ihrer Spitze Carnot, rieten Napoleon zu einer Wiederholung des 18. Brumaire, zur Anwendung von Gewalt, zur Herstellung der Diktatur, aber er hatte den Mut hiezu verloren; er wollte sich nicht auf eine Partei stützen, durch deren Niederwerfung er emporgekommen war.

Immer stürmischer wurde das Begehren, der Kaiser möge abdanken. Der Ruf: „Hors la loi!“, der am 19. Brumaire ihm so furchtbar in die Ohren gellend hatte, ohne aber damals seinen Mut zu brechen, ließ sich wieder hören. Die Deputierten wählten aus ihrer Mitte fünf Kommissäre, die mit fünf Mitgliedern der Pairskammer und den Ministern gemeinsam die Mittel zur Rettung des Staates beraten sollten.

Endlich entschloß sich Napoleon am Nachmittag des 22. Juni zur Abdankung. Er entsagte dem Throne zu Gunsten seines Sohnes. In dem betreffenden Manifest an das französische Volk heißt es:

„Mein politisches Leben ist zu Ende und ich proklamire meinen Sohn unter dem Namen Napoleon II. zum Kaiser der Franzosen. Die im Amte befindlichen Minister werden einen provisorischen Regierungsrat bilden. Das Interesse, welches ich für meinen Sohn hege, veranlaßt mich, die Kammern einzuladen, ohne Verzug ein Gesetz über die Regentschaft zu beschließen. Mögen alle sich einigen in dem Gedanken an das öffentliche Wohl und an die Unabhängigkeit der Nation!“

Aber die Regentschaft wurde nicht gebildet, trotzdem Lucian in der Pairskammer für die sofortige Proklamation Napoleons II. zum Kaiser eintrat. Man rief ihm zu, er sei ein römischer Fürst und habe hierin nicht mitzureden. Der Antrag fiel. Und Fouché, der die Rückkehr der Bourbonen für unausweichlich hielt, unterhandelte aufs lebhafteste mit den Commissären des königlichen Hofes.

Während aller dieser Vorfälle war Paris, wie es schien, ohne besondere Erregung. Ein Augenzeuge berichtet: „Die vollständigste Ruhe herrschte in der Stadt und wurde nicht einen Augenblick gestört. Von Regierung zu Regierung hin und her geworfen, hatte das Volk weder Neigung für den, den es verlor, noch für den, den es bekommen sollte. Es schloß in der Er-

wartung, daß man ihm bei seinem Erwachen sagen werde, ob es Napoleon II. oder Ludwig XVIII. zu gehorchen habe.“

Nur ab und zu zeigten sich Trupps aus den niedersten Volksschichten vor den Fenstern des Eliséepalastes, schrien nach der Diktatur und verlangten Napoleon zu sehen. „Kam nun ein gut gekleideter Spaziergänger vorüber“ — so schrieb Metternich damals an seine Tochter — „so hielt man ihn an und fragte ihn, ob er den Kaiser sehen wollte; es koste zwölf Sous. Bejahte und bezahlte er, so machte sich der Haufe daran und schrie: „Vive le père la Violette!¹⁾ Vive le bonhomme! Vive le petit Caporal! Vive l'Empereur!“ und schrie so lange, bis sich der Weilchenvater, der gute Kerl, der kleine Korporal seinen lieben Kindern zeigte.“

Nicht ein Regentschaftsamt wurde gebildet, sondern eine Regierungskommission, an deren Spitze Fouché trat, der offen die Rückberufung der Bourbonen betrieb. Napoleons Anwesenheit in Paris war für Fouché und seinen Anhang eine stetige Gefahr, daher wurde der Marschall Davout zum Kaiser geschickt, um ihn zu bewegen, die Hauptstadt zu verlassen. Napoleon willigte ein und begab sich, von Königin Hortense und Lucian begleitet, nach Malmaison, nach jenem Schlosse, wo er die schönsten Tage der Jugend mit Josefine verlebt hatte.

Hier hatte er als Konsul die Pläne zu seiner Weltherrschaft entworfen. Hier umrauschten ihn die stolzesten Erinnerungen. Noch standen ihm etwa 60.000 Mann zur Verfügung. Erwartete er irgend eine außerordentliche Wendung in seinem Schicksal? Wer kann dies wissen? Aber er tat nichts, um sie herbeizuführen, es sei denn, daß er den Beschluß faßte, sich der provisorischen Regierung als einfacher General zur Verfügung zu stellen.

War es ihm wirklich Ernst mit diesem beinahe naiven Vorschlag? Konnte Napoleon einfacher General bleiben? War er siegreich, wurde er dann nicht wieder der absolute Monarch? Der Weg vom General zum Kaiser, er hatte ihn schon einmal zurückgelegt, zum zweiten Male ist eine solche Karriere nicht denkbar.

Fouché gab daher auch dem Überbringer der kaiserlichen Botschaft zur Antwort, Napoleon sei ^{er} durchaus irriger Ansicht,

1) Das Weilchen war die Lieblingsblume Napoleons. Daher sein Name: Père Violette.

wenn er die Mitglieder des Gouvernements für so verrückt halte, auf seinen Vorschlag einzugehen. Er könne ihm nur raten, schleunigst abzureisen, da man für seine Sicherheit nicht mehr einstehen könne.

Und das war durchaus nicht unwahr. Schon näherte sich der Feind der Hauptstadt und ein preußisches Detachement hatte geradezu den Befehl erhalten, sich der Person des Kaisers zu bemächtigen und ihn zu erschließen. Napoleon war über den Ernst



Fouché.

Nach einer Zeichnung von S. Grevedon.

seiner Lage nicht im Zweifel. So nahm er denn am 29. Juni von den Seinen, die er nie mehr wiedersehen sollte, ergreifenden Abschied und verließ Malmaison. Er zog seinen Soldatenrock aus und fuhr in bürgerlicher Kleidung, von Savary und den Generalen Bertrand und Gourgaud sowie dem Kommissär der Regierung, General Becker, begleitet von dannen. Au destin! Dem Schicksal entgegen! Denn bis zum letzten Augenblick glaubte der entthronte Kaiser noch an das Eintreten irgend eines un-

vorhergesehenen Ereignisses, an die Erhebung des Heeres, eine Empörung des Volkes zu seinen Gunsten.

Daher wurde die Reise an die Küste, nach Rochefort, im allerlangsamsten Tempo fortgesetzt. Napoleon hatte den Gedanken gefaßt, sich nach Amerika einzuschiffen und in dem Lande der Freiheit ein letztes Asyl zu suchen, aber noch auf dem Wege nach Rochefort gab er den Plan, sich mit der Armee in Verbindung zu setzen, nicht ganz auf. Er trat sogar mit den Generalen Clauzel und Lamarque, die in Bordeaux und in der Vendée kommandierten, in einen geheimen Briefwechsel, aber der Gedanke, nach Paris zu marschieren, war zu wahnwitzig, er gab ihn rasch wieder auf.

Erst am 3. Juli gelangte man nach Rochefort; noch zögerte der Kaiser mehrere Tage, endlich läßt er sich auf die nahe Insel, Île d'Olivier, hinüberführen. Die englischen Schiffe, die vor dem Hafen kreuzten, schienen ein Entkommen unmöglich zu machen.

Bruder Josef, der sich schon einen Platz auf einem amerikanischen Schiffe zur Überfahrt in die Neue Welt gesichert hatte, bietet Napoleon diesen an; er will mit ihm die Rollen tauschen. Der Kaiser verwirft diesen edelmütigen Vorschlag und läßt wieder einige Tage verstreichen, unentschlossen, zaudernd, untätig.

Am 8. Juli waren die ersten Preußen unter Zieten in Paris eingerückt, zwei Tage darauf trafen die verbündeten Monarchen in der französischen Hauptstadt ein. Ludwig XVIII. bestieg aufs neue den französischen Thron. Die Entscheidung drängte. Endlich faßte Napoleon einen Entschluß. Er sandte Las Cases und Gourgaud an Kapitän Maitland, Kommandanten des englischen Schiffes „Bellerophon“, das vor dem Hafen kreuzte, mit einem Schreiben an den Prinz-Regenten von England, das folgenden Inhalt hatte:

„Eure königliche Hoheit! Im Streite der Parteien, die mein Vaterland zerreißen und angesichts der feindlichen Haltung der europäischen Großmächte, habe ich meine politische Rolle ausgespielt. Ich komme, wie einst Themistokles, um mich an den Herd des britischen Volkes niederzusetzen. Ich begeben mich unter den Schutz seiner Gesetze, die ich für mich in Anspruch nehme von Eurer königlichen Hoheit, als dem mächtigsten, standhaftesten und großmütigsten unter meinen Feinden.“

Am 15. Juli bestieg er den Bord des feindlichen Fahrzeuges, ehrerbietigst begrüßt von der Mannschaft und dem Kapitän, der ihm aber nur mittheilen konnte, daß er die Befehle seines Admirals, Lord Keith, abwarten müsse. Am 26. Juli landete der „Bellerophon“ vor Plymouth an der Küste Englands und am 30. wurde dem Kaiser, der den Boden Frankreichs niemals mehr betreten sollte, sein endgültiges Schicksal mitgeteilt.

„Europa“, so lautete dieses, „habe ihm die Insel St. Helena zu seinem künftigen Aufenthalte bestimmt. Man gestatte ihm, drei Offiziere, einen Arzt und zwölf Diener dorthin mitzunehmen, die aber ohne Erlaubnis der britischen Regierung die Insel nicht wieder verlassen dürfen.“ Er und seine militärischen Begleiter sollten entwaffnet werden, doch ein letztes Gefühl der Scham hielt die britische Regierung ab, dem General Bonaparte — denn nur diesen Titel sollte er künftig führen — seinen gefeierten Degen abzunehmen. Man beließ ihm die ruhmreiche Waffe, entwaffnete aber seine Begleiter.

Bergebens protestierte Napoleon gegen diese Gewalttat, vergebens berief er sich darauf, daß er ohne Zwang auf ein englisches Schiff gekommen sei, daß er Englands Gastfreund, aber nicht sein Gefangener sei. „Ich stellte mich freiwillig unter den Schutz der englischen Gesetze. Man verletzt in mir die geheiligten Rechte der Gastfreundschaft, ich werde niemals freiwillig mich der Schmach beugen, die man mir zufügt. Nur die Gewalt allein könnte mich hiezu zwingen.“

Napoleon ahnte es wohl selbst, daß dieser feierliche Protest eine leere Drohung sei. England war nur der Vollstrecker der Wünsche Europas. — Las Cases tröstete den Kaiser mit den Worten: „Wer kennt die Geheimnisse der Zukunft?“ Er stellte ihm die Möglichkeit vor, „von der Vergangenheit zu leben“. „Wohlan,“ rief Napoleon aus, „schreiben wir unsere Memoiren. Übrigens, man muß sein Schicksal erfüllen, das ist eine große Lehre. Möge also das meine seinen Lauf nehmen!“

Am 7. August bestieg Napoleon das Linienschiff „Northumberland“, das ihn nach St. Helena bringen sollte. Er hatte sich Bertrand, Las Cases und Montholon als Begleiter erwählt, die auch ihre Familien mitnahmen. Auch Gourgaud setzte es schließlich durch, den entthronten Heros be-

gleiten zu dürfen. Wahrhaft rührend war der Abschied von Savary und den übrigen Personen seiner Suite, die zurückblieben. Alle waren in Tränen aufgelöst, so daß Las Cases zu Lord Keith bemerkte: „Sie sehen, Mylord, hier weinen die Zurückbleibenden.“

Als das Schiff auf der Höhe von La Hogue angelangt war, grüßte Napoleon zum letzten Male die Küste Frankreichs; er stand auf dem Verdeck und, indem er seine Rechte erhob, rief er lebhaft aus: „Adieu, Vaterland der Tapferen! Adieu, geliebtes Frankreich! Einige Verräter weniger und du wärest noch die Herrin der Welt.“

„Saint-Hélène, petite île“, so lesen wir noch in einem Exzerpte, das sich der Unterleutnant Buonaparte aus einem geographischen Lehrbuche angelegt hatte. Fürwahr eine kleine Insel, kaum zwei Geviertmeilen im Umfang, umbrandet von den Wogen des unendlichen Weltmeeres. Hier vollendete sich die Laufbahn des Mannes, dem die Geschichte wenig gleich große an die Seite zu setzen hat.

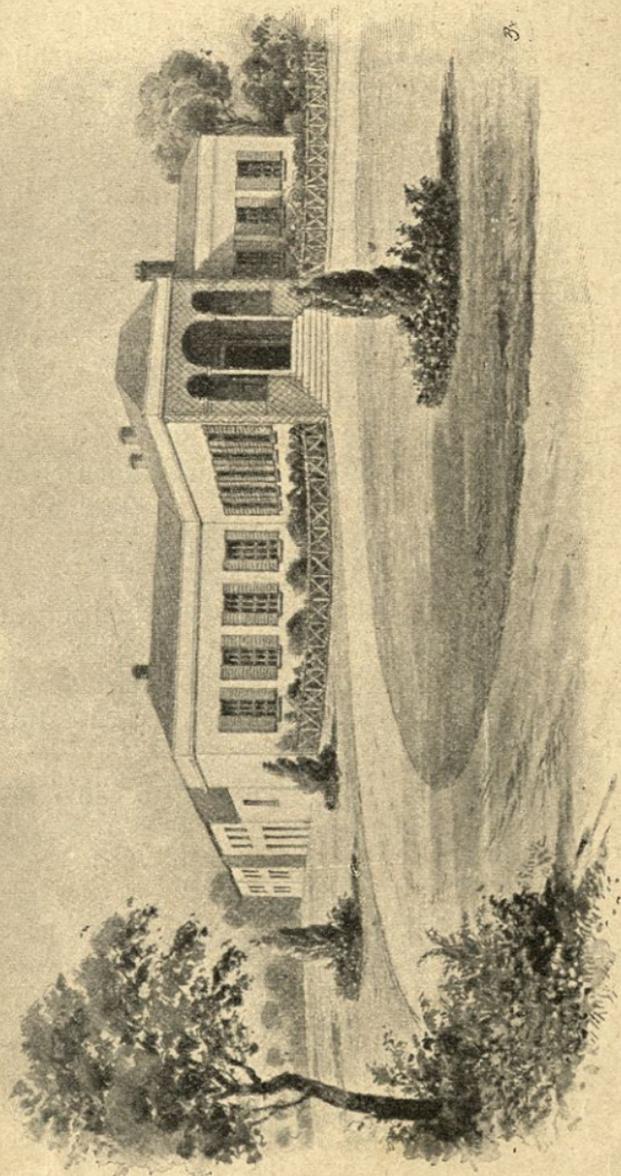
Vier Inseln waren für Napoleon von schicksalschwerer Bedeutung und ein altes lateinisches Distichon faßte dies folgendermaßen zusammen:

„Corsica mi genetrix, undisque Britannia victrix
Ilva, quo desidia, quid, nisi mors, Helena?“

Korsika hat mich geboren, es hat mich England bezwungen,
Elba schenkte mir Raft, Helena gab mir den Tod.“

Am 15. Oktober kam die düstere Felseninsel mit ihren fast senkrecht ins Meer abstürzenden Wänden in Sicht. Sie erinnerte mit ihrem klippigen Ufer, in dessen Schluchten wildes Buschwerk wucherte, ein wenig an das Gestade Korsikas. Tauchte diese Erinnerung auch in dem Haupte Napoleons auf, der schweigend seine Blicke auf den Felsensitz heftete, der fortan seinen Thron bilden sollte? Korsika und St. Helena! Welch ein Leben lag dazwischen, welche aus Wunder grenzende Laufbahn, welcher Ruhm, der seine Strahlen über ganz Europa ergoß und auch den Orient erleuchtete!

„Ach, ich wollte, wir wären vorübergesegelt!“ seufzte Frau Bertrand, als sie das ungasfliche Eiland aus den Fluten des



Napoleons Wohnhaus Longwood (vorn der Ausgang zum Spielzimmer).
(Documents pour servir à l'histoire de la captivité de Napoléon Bonaparte à Sainte-Hélène. Paris 1821.)

Dzeans austauschen sah. Fast sechs Jahre mußte Napoleon auf dieser Insel verbringen, ehe der Tod ihn von seinen Leiden erlöste, denn Leiden waren es immerhin, physische und seelische, denen dieser bisher so gesunde und eiserne Mann auf St. Helena unterworfen war, wenn auch seine Freunde absichtlich die Kränkungen übertrieben, denen er infolge der harten Behandlung des Gouverneurs Sir Hudson Lowe ausgesetzt war.

Das für Napoleon bestimmte Landhaus zu Longwood, auf einer etwas kühleren Hochebene der Insel gelegen, war noch nicht in Stand gesetzt und so wohnte der erlauchte Gefangene zunächst in der nahe dem Strande gelegenen Villa „Briars“ des Kaufmannes Balcombe, wo er mit den Hausleuten aufs freundlichste verkehrte, mit den Kindern spielte und sich manchen Scherz gefallen ließ.

Im Dezember siedelte er nach Longwood über und im April 1816 traf der neue Gouverneur Hudson Lowe ein, der die Pflichten seines Amtes allerdings in einer pedantisch rückwärtslosigen Weise auffaßte, die den hohen Gefangenen zu den heftigsten Rekrinationen veranlaßte.

Jeder Verkehr mit Europa war ihm abgeschnitten und seine Korrespondenz unterlag der peinlichsten Durchsicht. Das tropische Klima, vor allem der Mangel an jeder Bewegung, die dem Ruhelosen stets Bedürfnis gewesen war, erschütterten seine bisher so feste Gesundheit.

Die „Briefe vom Kap der guten Hoffnung“, die Napoleon zum Verfasser haben und die er heimlich durch Las Cases nach London gelangen ließ, in denen alle Qualen des hohen Gefangenen in übertriebenen Farben geschildert wurden, änderten nichts an dem traurigen Geschehniß des Helden, sie verschärften im Gegenteile noch dessen Lage. So mußte Las Cases auf Hudson Lowes Befehl die Insel verlassen und auch der Arzt D'Neera, der das ganze Vertrauen des Kaisers gewonnen hatte, wurde von dem gleichen Schicksal betroffen.

Als sich Napoleon von diesem treuen Freunde verabschiedete, trug er ihm auf das angelegentlichste auf, sich um das Schicksal seiner Familie und die Lage seiner Verwandten zu erkundigen. „Drücken Sie ihnen“, sagte er zu dem scheidenden Arzte, „die Gefühle aus, die ich für sie bewahre. Seien Sie der Dolmetsch

meiner zärtlichen Neigung bei meiner lieben Marie Luise, bei meiner ausgezeichneten Mutter und bei Pauline.¹⁾ Wenn Sie meinen Sohn sehen, umarmen Sie ihn statt meiner; möge er nie vergessen, daß er ein geborener Prinz von Frankreich ist. Trachten Sie darnach, mir genaue Nachrichten über die Art, wie er erzogen wird, einzusenden.“ Bei diesen Worten ergriff er die Hand des Arztes, schloß ihn leidenschaftlich in seine Arme und rief ihm zu: „Leben Sie wohl, D’Meara, wir werden uns niemals wiedersehen!“

Madame-Mère, die durch die Nachrichten über den schlechten Gesundheitszustand ihres Sohnes auf das tiefste erschüttert worden war, trat klagend vor ganz Europa auf; sie bot ihm ihr Vermögen an und wollte seine Gefangenschaft mit ihm teilen. Napoleon lehnte das großmütige Opfer der verehrungswürdigen Greisin ab, ebenso die ähnlichen Anerbietungen seiner Schwester Pauline und der Brüder Josef, Lucian und Jérôme, dem sich auch dessen Gemahlin, die württembergische Prinzessin Katharina, angeschlossen hatte.

Im Jahre 1818 verließ den Kaiser in Folge von Differenzen mit Montholon auch General Gourgaud, dem Napoleon, der unablässig an seinen Memoiren arbeitete, den Feldzug von 1815 diktirt hatte, und auch der mit Napoleon befreundete gewesene Admiral Malcolm schied von der Insel.

Immer rücksichtsloser war der Kaiser der kalten Strenge seines Kerkermeisters ausgesetzt. Den von Hudson Lowe ihm angebotenen englischen Arzt schlug er aus, trotzdem sich sein Zustand von Tag zu Tag verschlimmerte und schon die Beine zu schwellen anfangen. Durch Vorstellungen bei den europäischen Höfen setzte es Napoleons Oheim, Cardinal Fesch, durch, daß er einen forsischen Arzt, Antommarchi mit Namen, auswählen durfte, der im September 1819 auf St. Helena eintraf.

Von ihm ließ sich Napoleon zu einer Änderung seiner Lebensweise bewegen, indem er täglich im Garten arbeitete und größere Spazierritte unternahm. Der Gouverneur hatte das dem Gefangenen zugewiesene Gebiet, das er ohne militärische Bewachung durchstreifen durfte, auf dreizehn englische Meilen erweitert. Aber trotz der geänderten Lebensweise, die dem Kaiser anfänglich

1) Pauline, die Fürstin Borghese, war seine Lieblingschwester.

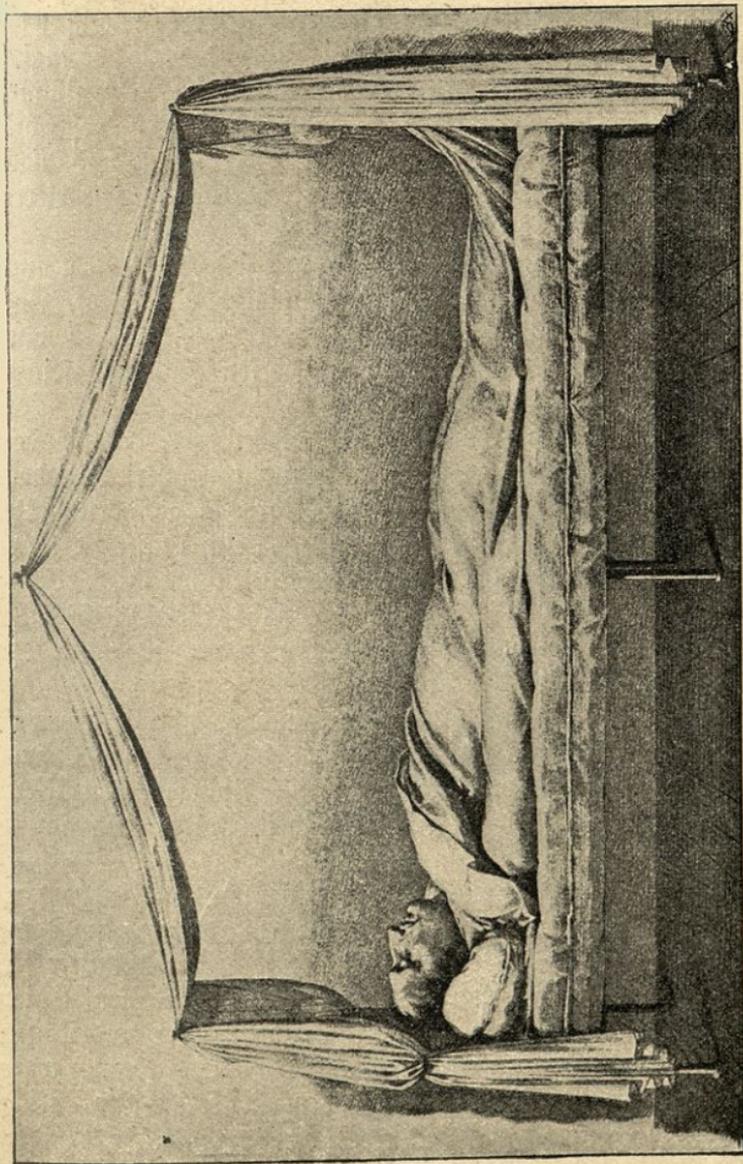
gut bekam, machte die Krankheit bald wieder zusehends Fortschritte. Der Kaiser selbst gab sich keinem Zweifel darüber hin, daß er an Magenkrebs leide, an dem auch sein Vater gestorben war.

Die Anfälle wurden immer schmerzlicher und sein Puls, der gewöhnlich nie mehr als 60—65 Schläge gezählt hatte, wurde fieberhaft. In der Silvesternacht des Jahres 1820 war er zum letzten Male heiter und mittheilbar und erzählte viel aus seinem tatenreichen Leben. Seitdem lag er fast immer auf seiner Bergère, war zu keiner Arbeit aufgelegt und magerte zusehends ab, da er fast gar keine Speisen mehr vertrug.

Am 19. April 1821 verkündete er selbst den um ihn versammelten Freunden sein nahes Ende. „Täuscht euch nicht,“ sagte er, „wenn es mir heute etwas besser geht. Ich fühle nichtsdestoweniger mein nahes Ende. Jeder von euch hat den süßen Trost, nach meinem Tode nach Europa zurückkehren zu dürfen. Ihr werdet eure Verwandten, eure Freunde wiedersehen. Was mich betrifft, ich werde meine Tapferen in den elysäischen Gefilden wiederfinden. Ja,“ setzte er mit erhobener Stimme hinzu, „Kléber, Desaix, Bessières, Ney, Murat,¹⁾ Masséna, Berthier, alle werden kommen, mich zu begrüßen. Sie werden mir von den Taten erzählen, die wir miteinander vollbracht haben. Ich werde ihnen die letzten Ereignisse meines Lebens berichten. Wenn sie mich wiedersehen, werden sie von Ruhm und Enthusiasmus trunken sein. Wir werden uns von unseren Kämpfen mit Scipio, Hannibal, Cäsar und Friedrich unterhalten. Das wird ein Jubel sein . . . Wenn man nur“, fügte der Kranke lächelnd hinzu, „hier unten über die Ansammlung so vieler Helden keine Furcht empfinden wird!“

Schon vier Tage vorher diktierte er Montholon sein Testament, in dem er die sechs Millionen Franken, die vor seiner Abreise von Malmaison beim Bankhause Lafitte hinterlegt worden waren, sowie verschiedene Andenken und Reliquien unter seine getreuesten Anhänger verteilte. Am 21. April ließ er den Abbé Vignali,

¹⁾ Ney wurde am 7. Dezember 1815 im Garten des Palais Luxembourgeois kriegsgerichtlich erschossen; Murat, der sich in Italien an die Spitze einer antiösterreichischen Bewegung gestellt hatte, ward bei Tolentino besiegt, gefangen genommen und am 13. Oktober 1815 im Schloßhose zu Pizzo erschossen.



Napoleon als Leiche auf seinem Feldbette von Austerlitz.

Nach einer Zeichnung des Schiffskapitäns Marryat.

der mit Antommarchi von Korsika gekommen war, an sein Krankenlager rufen und sagte zu ihm: „Ich bin in der katholischen Religion geboren; ich will die Pflichten, die sie auferlegt, erfüllen und die Tröstungen empfangen, über die sie verfügt.“ Zugleich erteilte der Kaiser den Auftrag, täglich im Nebenzimmer die Messe zu lesen, was bisher nur an Sonntagen geschehen war; er befahl ferner, das Allerheiligste auszusetzen und nach seinem Tode zu Häupten seiner Leiche die Messe zu zelebrieren und die vorgeschriebenen Zeremonien zu vollziehen.

Am 3. Mai begann sich sein Bewußtsein zu trüben und Abbé Vignali spendete ihm die letzte Ölung. Am 5. Mai, zehn Minuten vor sechs Uhr morgens, war der große Kaiser eine Leiche. „Desair“ soll das letzte Wort gewesen sein, das seinen Lippen entglitt.

Marchand, Napoleons treuer Kammerdiener, bedeckte den Körper, aus dem die ruhelose Seele entwichen war, mit dem blauen Mantel, den der Imperator bei Marengo getragen hatte. Er lag auf dem Feldbette von Austerlitz. Sein klassischer Kopf zeigte wieder die edlen Züge der Jugend. Mit allen militärischen Ehren wurde, was an ihm sterblich war, nahe einer Quelle unter einer Gruppe von Weiden, wo Napoleon gern gewieilt hatte, der Erde übergeben.

So blieb der Wunsch des Kaisers zunächst unerfüllt, den er in einem Kodizill seines Testamentes vom 16. April 1821 ausgesprochen hatte: „Ich wünsche, daß meine Asche an den Ufern der Seine ruhe, inmitten des französischen Volkes, das ich so sehr geliebt habe.“

Erst im Jahre 1840 wurde seine Leiche von St. Helena nach Cherbourg überführt und unter unermeslichem Zudrang im Dome der Invaliden zu Paris beigesetzt. Damals sagte der Minister des Königs Ludwig Philipp von dem großen Toten, dessen letzten Wunsch Frankreich nunmehr erfüllte: „Er war Kaiser und König, der legitime Souverän unseres Landes; als solcher könnte er in Saint Denis ruhen. Aber ihm gebührt mehr als die gewöhnliche Grabstätte der Könige.“

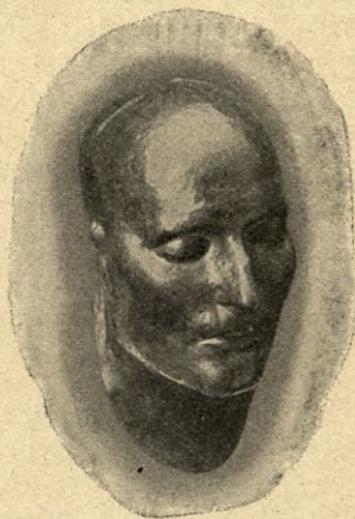
Was er verbrach, hat er durch die furchtbaren Leiden auf St. Helena gesühnt. Was ihm gebührte, hat sein Volk, hat die Menschheit ihm gegeben — ein Andenken, das nie erlöschen

kann, so lange man die Erinnerung an große Männer feiern wird. Im Marmorpalaste wie unterm Strohdache der Bauernhütte lebt sein Name fort und wird fortleben bis in die fernsten Zeiten.

On parlera de sa gloire
Sous le chaume bien longtemps.

Man wird von seinem Ruhme singen
Wohl unterm Strohdach lange Zeit.

Béranger.



Totenmaske Napoleons.

Von der Brüderschaft Misericordia in Portoferraio aufbewahrt.



Rückblick.

Wir sagten am Eingange unserer biographischen Schilderung, daß sich die Vorsehung häufig gewaltiger Menschen bediene, um Schlechtes zu zerstören und Morsches aus dem Wege zu räumen, und wir bezeichneten Napoleon als ein solches Werkzeug. Um ein Beglückter der Menschheit zu werden, fehlte ihm jener Adel großer Seelen, die ihr Interesse dem allgemeinen Wohle hintersetzen. Er gebrach ihm, wie Gager n sich einmal ausdrückte, an jenem königlichen Öl, womit der Himmel selbst die Besseren salbt und das er über ihre Züge und Handlungen ausgießt. Es gebrach ihm an jener Liebe, von der der Apostel sagt, daß ohne sie des Menschen Tun gleich ist dem tönenden Erz und der klingenden Schelle.

„Aufgewachsen“, sagt A. Kleinschmidt,¹⁾ „in einer Epoche, in welcher der Egoismus des kältesten Raisonnements herrschte, in welcher der Sinn für Religion, Gottheit, Treue gegen die Regierung, Zucht und Sitte abgestreift waren und Gallia nackt dastand, gelehnt auf die morsche Lanze der Freiheit, brach Napoleon völlig mit der Vergangenheit. Er wollte den Ruhm der Vorzeit vernichten und die neue Ära mit dem seinigen erfüllen. Durch ihn, ihr eigenes Kind, sollte die Revolution gebändigt werden; er wollte eine militärische Diktatur begründen. Das war der Mann des 18. Brumaire.“

Die Triebfedern seines Handelns waren Ehrgeiz und Herrschsucht; aber sein Genie fand sich nicht befriedigt mit dem Zerstören des Bestehenden, sein wunderbares Organisationstalent

¹⁾ Neuer Plutarch, herausgegeben von R. Gottschall, Band VII, S. 54.

schuf auch Institutionen, die freilich zunächst nur seinen Herrscherzwecken dienen sollten, die aber in ihrer Folgerichtigkeit und Großartigkeit das Gepräge der Dauer an sich trugen.

Wenn der entthronte Kaiser auf St. Helena von sich sagte, er habe in Frankreich den Abgrund der Gesetzlosigkeit geschlossen, die Ordnung wieder hergestellt und die Revolution von ihrem Schmutze gereinigt, so hat er gewiß nicht zu viel behauptet.

Aber auch die Bourbonen mußten auf den Grundlagen, die Napoleon neu geschaffen, weiter bauen. Nicht den Thron seiner Väter bestieg Ludwig XVIII., sondern den Kaisersthron Napoleons. Die Gemeinde- und Departemental-Versaffung blieb so gut wie unangetastet. Sie entsprach dem Nationalgenius des französischen Volkes. Ebenso blieben die anderen Denkmäler seines organisatorischen Geistes aufrecht: der Code Napoléon, die Universität, das Institut de France, der Orden der Ehrenlegion mit seinem stolzen Wahlspruch: „Honneur et Patrie“, „Ehre und Vaterland“.

Das Konkordatsgesetz hat bis zum Jahre 1872, das Konkordat, durch das die Rechte der Kirche gegenüber dem Staate geregelt wurden, bis 1905 bestanden. Adel und Bürgerstand, Arbeiter und Bauern leben noch jetzt in Frankreich in denselben Beziehungen zu einander, wie sie durch Napoleon ins Leben gerufen waren.

Anders freilich gestalteten sich die auswärtigen Verhältnisse Frankreichs. Der Traum einer Weltherrschaft mit dem französischen Staate als Mittelpunkt war, wie alle Träume, nur von kurzer Dauer. Dennoch hat Napoleon auch auf die künftige Gestaltung Europas Einfluß genommen und seine ehernen Spuren in die Geschichte der europäischen Staaten eingedrückt.

Indem er Italien auswählte und die nationalen Instinkte des italienischen Volkes wachrief, hat er den Anstoß zu jenen Bewegungen gegeben, die schließlich zur nationalen Einigung der Apenninenhalbinsel führten. Und Deutschland, an dem er sich am schwersten versündigt hatte, erlebte durch ihn jenen nationalen Aufschwung, der in der Erinnerung des deutschen Volkes niemals erlosch und in unseren Tagen zu dem glorreichen Waffengange mit dem französischen Erbfeinde in den Jahren 1870/71 und zur Wiederaufrichtung des Deutschen Kaiserreiches auf

modernerer und gesunderer Grundlage führte. Der morsche und altersschwache Bau des heiligen römischen Reiches deutscher Nation mußte erst durch die eiserne Faust des korsischen Eroberers in Trümmer geschlagen werden, ehe ein neues, wohllicheres Gebäude entstehen konnte. Napoleon glich in seinem Vorgehen gegen Preußen und die übrigen deutschen Staaten jenem Geiste, der stets das Böse will und stets das Gute schafft.

Wenn Ludwig I. von Bayern auf weitschauender Höhe bei Regensburg einen deutschen Ruhmestempel, die Walhalla, errichtete und bei Rehlheim an der Donau die Befreiungshalle erbaute, auf deren Boden die Worte stehen: „Möchten die Deutschen nie vergessen, was den Befreiungskampf notwendig machte und wodurch sie gesiegt!“ so hat er die Bedeutung Napoleons I. für das deutsche Volk richtig aufgefaßt.

Ungeheuer aber ist die Bedeutung, die Napoleon für die Entwicklung des Kriegswesens in Anspruch nehmen darf. In seinen Feldzügen hat er uns Meisterwerke hinterlassen, „deren Betrachtung“, wie Landmann¹⁾ sagt, „sich jeder mit heiliger Begierde hingibt, der sich an großen Taten begeistern, die Bedeutung der im Kriege wirkenden Kräfte kennen lernen und sich ein Urteil über deren Einfluß bilden will“.

Ebenso wahr bleiben die Worte desselben Verfassers: „Die Pflicht des Staatsbürgers zur Vaterlandsverteidigung, der Generalstab, die Armeekorps, Infanterie- und Kavallerie-Divisionen, die Trainbataillone und Intendanturen bestehen noch heute. Man will auch heute im Kriege sich trennen, um zu leben, sich vereinigen, um zu schlagen, die Kräfte zusammenhalten und nicht zersplittern. Die Verwendung großer Kavalleriekörper vor der Front der Armee, von Kavallerie- und Artilleriemassen in der Schlacht, energische Verfolgung nach dem Siege, einfache und klare Befehlsgebung, dabei Heranbildung eines kriegerischen Geistes werden noch heute angestrebt.“

Hat daher der englische General Wolfeley nicht recht, wenn er in einer geschichtlichen Abhandlung Napoleon als das größte menschliche Wesen bezeichnet, das Gott je auf die Erde geschickt hat?

1) Napoleon I. München 1905.

Im Guten wie im Bösen, mögen wir hinzufügen!

Mit Alexander dem Großen hat sich Napoleon gern in seinen kühnsten Träumen verglichen. Aber des Mazedoniens Schicksal war freundlicher. Sanft berührte ihn, als er noch in der Blüte seines Lebens stand, der Stab des Götterboten und führte ihn in die Unterwelt. Ihm blieb erspart, den Zusammenbruch seiner Schöpfungen mit eigenen Augen zu sehen.

Ein schmerzlicheres Geschick war Napoleon beschieden. Er wurde vom Throne gestoßen und sah sein Reich zusammenbrechen, seinen Sohn, den Stolz und die Hoffnung seines Lebens, in der Verbannung trauern.

Ihm blieben nur die großen Erinnerungen, deren Fittige ihn noch in der Sterbestunde umrauschten, und er mochte am Ende seines Daseins der Worte gedenken, die er einst als zwei- undzwanzigjähriger Leutnant niedergeschrieben hatte:

„Les hommes de génie sont des météores, destinés à brûler, pour éclairer leur siècle.“

„Die Menschen von Genie gleichen den Meteoren, bestimmt, zu verbrennen, um ihr Jahrhundert zu erleuchten.“





Anhang. — Stammtafel der Familie Bonaparte.

Unsere Leser werden uns vielleicht Dank wissen, wenn wir unserer Biographie des Kaisers Napoleon I. eine kurze Stammtafel der Familie Bonaparte anschließen, einer Familie, deren weltgeschichtlicher Glanz ebenso blendend als verhältnismäßig von kurzer Dauer war.

Wir fügen zugleich einige Bemerkungen über die Schicksale der hervorragendsten Mitglieder dieses Hauses nach dem Tode des großen Napoleon hinzu.

Lätitia, die ehrwürdige Madame-Mère, lebte in tiefster Zurückgezogenheit in Rom, unablässig bemüht, an der Ruhmestafel ihres großen Sohnes weiter zu spinnen. Man sah sie beinahe nie außer Hause, denn wenn sie ihre bescheidene Wohnung verließ, fuhr sie fast immer nur im verschlossenen Wagen aus. Die kleine, magere Dame mit den dunklen, aber feurigen Augen, in dem einfachen, beinahe ärmlichen schwarzen Wollkleid und dem turbanähnlichen Kopfschmuck, wie er zur Zeit des Empire Mode war, glich einer Reliquie aus längst vergangenen Tagen. Alle Welt begegnete ihr mit Ehrerbietung, man achtete in ihr die Mutter des großen Toten von St. Helena. Ihre reichen Ersparnisse, die sie angesammelt hatte, kamen ihren Kindern zugute, für die sie bis zu ihrem Ende, das im Jahre 1836 erfolgte, sich aufopferte.

Napoleons ältester Bruder, Josef, lebte als Graf von Surville in Amerika, sein Landgut bebauend; er starb im Jahre 1844. Der zweite Bruder, Lucian, wohnte in Tusculum, der klassischen Stätte in der Nähe Roms, mit Ausgrabungen und archäologischen Studien beschäftigt; sein Tod erfolgte im Jahre 1840. Der dritte Bruder, Ludwig, der die Königskrone

Hollands niedergelegt hatte, weil er dem Wohle seiner Untertanen nicht im Wege stehen wollte, lebte als einfacher Graf von Saint-Leu größtenteils in Florenz. Er schloß sich von jedem Verkehr ab und beschäftigte sich, der edlen Richtung seines Geistes entsprechend, ausschließlich nur mit Poesie und wissenschaftlichen Arbeiten.

Aus seiner Ehe mit Hortense Beauharnais, der Stieftochter Napoleons I., stammten nach dem frühen Tode des ersten Knaben noch zwei Söhne, Louis Napoleon und Charles Louis Napoleon; jener starb schon im Jahre 1831, dieser wurde nach dem Sturze des Julikönigtums Präsident der französischen Republik und bahnte sich so den Weg zum Kaiserthron, den er am 2. Dezember 1852 als Napoleon III. bestieg. Aber auch ihm blieb es wie seinem großen Oheim versagt, eine Dynastie zu begründen. Die Schlacht von Sedan beraubte ihn des Thrones und der Freiheit. Er starb in England im Jahre 1873; sein einziger Sohn Napoleon Eugen Ludwig endete im Jahre 1879 im 23. Lebensjahre in Südafrika im Kampfe gegen die Zulusaffern.

Napoleons I. jüngster Bruder, Hieronymus, überlebte alle seine Geschwister. Er war noch als Greis von jenem Leichtmut und jener frischen Beweglichkeit, die ihn in seiner Jugend als König von Westfalen zum Mittelpunkte der ausgelassensten Lustbarkeiten und rauschendsten Feste gemacht hatten. Er lebte teils auf dem Schlosse Göppingen, das ihm sein Schwiegervater, König Friedrich I. von Württemberg, zum Geschenke gemacht hatte, teils in Rom und starb erst im Jahre 1860 im Alter von 76 Jahren. Er setzte den Stamm der Napoleoniden fort, denn sein zweitältester Sohn Napoleon, der sich mit Mathilde, der Tochter des Königs Viktor Emanuel II. von Italien, vermählte, wurde der Vater zweier Söhne: Napoleon, Napoleon Ludwig und einer Tochter Lätitia.

Von den Schwestern Napoleons lebte die älteste, Elisa, die einstige Fürstin von Piombino und Großherzogin von Toskana, als Gräfin Campignano in Italien und starb im Jahre 1820. Ihr Tod erschütterte den kranken Gefangenen von St. Helena und erschien ihm als Vorbote seiner eigenen baldigen Auflösung.

Die zweite Schwester, Karoline, die Witwe Murats, starb als Gräfin Lipona (Anagramm von Napoli, wo sie einst als

Königin regiert hatte) im Jahre 1839. Pauline Borghese, die Lieblingschwester des Kaisers Napoleon, starb in der Villa ihres Gemahls, des Prinzen Camillo Borghese, mit dem sie sich zuerst entzweit, dann aber wieder ausgesöhnt hatte, in Rom im Jahre 1825.

Die Stieffinder Napoleons, die an dem Glanze, mit dem er seine Verwandten umgab, Anteil hatten, Eugen Beauharnais, der gewesene Vizekönig Italiens, der nach dem Sturze Napoleons den Titel eines Herzogs von Leuchtenberg angenommen hatte, und die durch Anmut und Geist ausgezeichnete Hortense, die Mutter Napoleons III., starben, der eine im Jahre 1824, die andere im Jahre 1837.

Die Kaiserin Marie Luise, Napoleons zweite Gemahlin, starb als Herzogin von Parma im Jahre 1847. Sein Sohn, das Kind von Frankreich, dem der Vater den Titel eines Königs von Rom beigelegt hatte, mußte das herbe Leid der Verbannung erdulden, das Brot der Fremde essen, das Dante als das bitterste bezeichnet hat. Es war dem Vater nicht geglückt, das Los des Aethyax von seinem Kinde, mit dem sich seine letzten Gedanken beschäftigten, abzuwenden. Sein Großvater, Kaiser Franz I. von Oesterreich, verlieh ihm den Titel eines Herzogs von Reichstadt. Als solcher starb er im kaiserlichen Lustschlosse Schönbrunn bei Wien am 22. Juni 1832 an einem rasch verlaufenden Lungenleiden in demselben Zimmer, das der kaiserliche Vater in den Jahren 1805 und 1809 bewohnt hatte.



Vollsbücherei.

(Sammlung der empfehlenswertesten Unterhaltungsliteratur der Vergangenheit und Gegenwart.)

Preis der Nummer 20 h = 20 Pf. Einbanddecken 25 h = 24 Pf.

Vollständiges Verzeichnis (bis Mitte 1906):

	Nr.	Preis	
		broch.	geb.
Achleitner Artur, Der Lawinenfarrer. Mit 9 Illustr.	1	—20	} —90
— Der wilde Galthirt. Mit 6 Illustr.	5	—20	
— Der Radmeister von Vorderberg. Mit 7 Illustr.	11	—20	
Beatushöhle. Mit Titelbild und Einleitung.	68/69	—40	
Blümcke Ludwig, Die Sühne des Fischers	157	—20	
Conscience Hch., Der Löwe von Flandern. Mit Titelbild	59/65	1-40	} 2—
— Der Refrut. Mit Bild des Dichters.	70/71	—40	
— Der Bahnwächter	72	—20	} 1-10
Daudet Alphonse, Tartarin von Tarascon	168/169	—40	
Droste-Hülshoff Annette, Gedichte. Mit Bild der Dichterin	84	—20	} —90
— Die Judenbuche, Erzählung	85	—20	
— Das geistliche Jahr	194/195	—40	} —90
Dyherrn Gg., Auf der Schwaige. Hochlandsnovelle. Mit 9 Illustr.	86/87	—40	
— Am Alpsee. Hochlandsnovelle. Mit Illustr.	90/91	—40	} 1-50
— Stasi. Geschichte aus dem Hochland. Mit Illustr.	104	—20	
Ebersberg Jul., Geschichte eines alten Kammhantels	35/36	—40	
Eichendorff Jof., Aus dem Leben eines Taugenichts. Mit Bild des Dichters	143/144	—40	} 1-10
— Schloß Mirande	145	—20	
Fleuriet Zenaïde, Eine unsichtbare Kette. Mit Titelbild	31/33	—60	1-10
Für Alois, Bilder aus den Kriegsjahren Tirols	100/103	—80	1-30
Fridolin vom Freithal, Das Hochgericht im Birkachwald	3/4	—40	
Francisci Blüthenbüchlein	187/189	—60	1-10
Fullerton, Sieben Geschichten	183/186	—80	1-30
Gerstäcker Friedr., Das sonderbare Duell.	37	—20	} 1-10
— Verhängnisse	38/39	—40	
— Der Wilddieb. Mit Bild des Verfassers	105/106	—40	
— Waghühners Reiseabenteuer. Humorist. Erzählung	107/108	—40	1-30
Gorki Maxim, Novellen. Mit Bild des Verfassers	130/131	—40	—90
Gould S. V., Domitia	178/182	1—	1-50
Grillparzer Franz, Die Ahnfrau. Mit Titelbild	14/15	—40	} 1-30
— König Ottobars Glück und Ende. Mit Titelbild	16/17	—40	
— Weh dem, der lügt!	57	—20	
— Ein treuer Diener seines Herrn	58	—20	—90

Verlagsbuchhandlung „Styria“, Graz.

	Nr.	Preis	
		groß.	geb.
Herber Josef, Weltferne Geschichten. Mit Illustr.	158/159	—40	—90
Hirlanda , Mit Titelbild	67	—20	
Hoffmann E. L. A., Meister Martin und seine Gefellen	9	—20	1.10
Kleist Sch., Michael Kohlhaas. Mit Titelbild	20/21	—40	
Koerber Paul, Die Teufel — die Engel	30	—20	
Künstlergeschichten . Mit Bildern	98/99	—40	—90
Lagerlöf Selma, Unsichtbare Bande. Mit Bild der Verfasserin	190/193	—80	1.30
Leutner J. F., Zwischen Lech und Inn. Novellen, Sagen und Schilderungen	123/124	—40	—90
Ludwig Otto, Zwischen Himmel und Erde. Mit Bild des Verfassers	92/95	—80	1.80
— Aus dem Regen in die Traufe	96/97	—40	
Melatti von Java , Michael der Sänger	173/174	—40	—90
— Die Amerikanerin	175/177	—60	1.10
Megner Jos., Die Handwerksburschen	12/13	—40	
Mörke Eduard, Mozart auf der Reise nach Prag. Mit Bild des Dichters	136/137	—40	—90
Mügge Th., Der Bogt von Suhl	132/135	—80	1.30
Monstl W., Arme Menschen. Drei Zeitbilder	138/139	—40	—90
Proskto Fr. J., Erasmus Tattenbach. Mit 6 Vollbildern	126/129	—80	1.30
— Ein deutsches Schneiderlein. Mit Vollbildern	163/167	—80	1.30
Reinmühl , Aus den Tiroler Bergen	49/50	—40	—90
Rosegger Peter, Steirische Geschichten	29	—20	
Schiller Friedr., Wilhelm Tell. Mit Titelbild und Karte	88/89	—40	—90
Schumpf und Ernst und aus dem Kollwagenbüchlein . Mit Bildern	34	—20	
Schrott = Ziehl Hans, Zwischen Foch und Achen. Tiroler Bergbauerngeschichten. Mit 18 Illustrationen	150/152	—60	1.10
Schuppe A., Laura Bassi — Emanuel Astorga	51	—20	
Sienkiewicz Sch., Die Kreuzritter. Mit 6 Vollbildern	40/48	1.80	2.50
— Um's liebe Brot. Mit Bild des Verfassers	52/53	—40	1.50
— Janko, der Musikant, und andere Novellen	54	—20	
— Der Leuchtturmwächter. — Silian Moriz	55/56	—40	
— Quo vadis? Historischer Roman aus der Zeit des Kaisers Nero. Mit 9 Vollbildern	73/81	1.80	2.50
Smolle Leo, Der letzte Graf von Cilli. Mit Vollbildern	160/162	—60	1.10
Spindler C., Nach Amerika!	2	—20	mit Nr. 3/4
— Ritter und Bürger. — Ein echter Edelmann	6	—20	
— Der Hofzberg	10	—20	1.50
Stifter Adalbert, Der Hochwald. — Das Heidebort	7/8	—40	1.30
— Feldblumen	18/19	—40	
— Die Narrenburg. Mit Bild des Dichters	146/147	—60	
— Die Mappe meines Urgroßvaters	148/149	—60	1.30
Tolstoi Leo, Die Kosaken. Mit Bild des Verfassers	140/142	—60	1.10
— Russische Volkserzählungen und Legenden. Mit Bild des Verfassers	170/172	—60	1.10
Trueba Ant. de, Baslische Volkserzählungen	125	—20	
Volksbücher , Deutsche. (Schwab.) I. Doktor Faustus	82/83	—40	—90
— II. Die Heimonskinder	153/154	—40	—90
Wallace Lewis, Ben Hur. Erzählung aus der Zeit Christi. Mit Bild des Verfassers und 12 Vollbildern	113/122	2.—	2.70
Widmayer Barth., Bunte Geschichten	66	—20	
Wiesing Hans, Agnes vom Paltenal. Mit 6 Bildern	109/112	—80	1.30
Wiseman Mik. Kard., Zabiola oder Die Kirche der Katakomben Mit 10 Bildern	22/28	1.40	2.—
Zeiler J. M., Lose Blätter	155/156	—40	—90

Ben Hur.

Eine Erzählung aus der Zeit Christi.

Von

Lewis Wallace.

Aus dem Englischen übersetzt von Dr. M. Winter.

Mit 11 Vollbildern von Garais und Schumann, Bild des Verfassers und einem Wortverzeichnis. 8°. 43 Bogen. In elegantem Originalband (Leinen mit Farbendruck) K 4.20 = Mk. 3.75. Volksausgabe (Grünleinen mit Rotschnitt) K 2.70 = Mk. 2.70.

Über die Schönheiten und Vorzüge dieses — man möchte fast sagen einzig dastehenden — Romanes sagt der als gewiegter Kritiker bekannte verstorbene P. W. Kreiten, S. J.: „Der Verfasser hat es verstanden, uns auf dem Hintergrund seiner Handlung die lichtvolle Gestalt seines Heilandes zu zeigen, die um so erhabener hervorragt, je weiter sie dem Alltagsblick des Lesers entzückt ist. Nur gegen das Ende des Romanes treten wir dem Erlöser selbst gegenüber, wir wohnen dem Zuge nach Golgatha und der Kreuzigung bei und müssen uns sagen, daß der Dichter hier in seiner schlichten Einfachheit etwas ergreifend Großartiges geliefert hat.“ Das Werk ist denn auch vom Jahre seines Erscheinens 1880 bis 1887, wo die erste deutsche Ausgabe veranstaltet wurde, in 150.000 Exemplaren in englischer Sprache abgesetzt worden, und auch die erste deutsche Ausgabe zählte eine an 100 grenzende Zahl von Auflagen. Das Buch sollte jedermann gelesen haben.

Diese weltberühmte Erzählung verdient die Krone unter allen Werken der Romanliteratur. Das Buch ist fesselnd, belehrend und erbauend und eignet sich insbesondere als Gelegenheitsgeschenk für die reifere Jugend und für Erwachsene.

Verlagsbuchhandlung „Styria“, Graz.

Quo vadis?

Historischer Roman aus der Zeit des
Kaisers Nero.

Von

Heinrich Sienkiewicz.

Aus dem Polnischen übertragen von Theo Kroczek.

Mit einer Einleitung von Dr. Johann Ranftl.

Mit 9 Vollbildern und einer Planskizze des alten Rom. 8^o, 35 Bogen.
In elegantem Originalband (Leinwand mit Farbendruck) nur K 4.— =
Mk. 3.60. Volksausgabe (Grünleinen mit Rotschnitt) K 2.50 = Mk. 2.50.

— Billigste illustrierte Ausgabe. —

In Bezug auf dieses hochbedeutende Werk aus Sienkiewicz' Feder, das mit Recht einen Weltruf genießt, wurde schon oft bedauert, daß manche der zahlreichen und oft ausführlichen Sittenschilderungen es bedenklich erscheinen lassen, diesen Roman bedingungslos zu empfehlen. Aus diesem Grunde wurde hier von dem Grundsätze, nur unverfälschte Ausgaben zu bieten, ausnahmsweise abgegangen, um das so viele Vorzüge aufweisende Werk der Familie zugänglich zu machen. Wenn die vorliegende, aus bewährten Händen hervorgegangene Neu-Übersetzung auch einige Kürzungen aufweist, so hat doch andererseits der Übersetzer sich sorgfältig bemüht, die Schönheit der Sprache und den Schwung der Darstellung voll wiederzugeben. Eine Reihe von Künstlerhand gestellter Bilder, der schöne Druck und die gute Ausstattung lassen auch äußerlich diese Ausgabe allen anderen ebenbürtig erscheinen.

Die Kreuzritter.

Historischer Roman

von

Heinrich Sienkiewicz.

Übersetzt von Theo Kroczek. Einleitung von Dr. J. Ranftl.

Mit 6 Bildern. 8^o, 600 S. In elegantem Originalband (Leinwand mit Farbendruck) K 4.— = Mk. 3.60. Volksausgabe (Grünleinen mit Rotschnitt) K 2.50 = Mk. 2.50.

Seit dem Erscheinen des ersten großen Werkes des berühmten polnischen Erzählers („Mit Feuer und Schwert“, „Die Sturmflut“, „Der kleine Ritter“) ist der Name Sienkiewicz nicht nur in seiner Heimat, sondern im ganzen gebildeten Abendlande bekannt. „Die Kreuzritter“ sind das bedeutendste literarische Ereignis der letzten Jahre. Den geschichtlichen Hintergrund der Dichtung bilden die erbitterten und blutigen Kämpfe des mächtigen Deutschen Ordens mit den Polen um 1400. In farbenprächtigen Bildern führt uns der Dichter die einzelnen Phasen des Niederganges des Ordens vor, mit dem die abenteuerlichen Schicksale des jungen Polen Sbyško verknüpft sind. In ihren phantasievollen Schilderungen, gewaltigen kulturhistorischen Darstellungen und ihrem künstlerischen Aufbau stellt sich die vorliegende Erzählung neben die besten englischen und deutschen geschichtlichen Romane. — Vorliegender Bearbeitung liegt die von Sienkiewicz besorgte Volksausgabe zu Grunde, in der das vom Gange der Handlung allzuweit Abweichende, dann die scharfen Worte gegen die Deutschen weggelassen sind. Der Genuß am künstlerisch Schönen wird dadurch nicht gekürzt, er wird dadurch erst ein unge störter.

Eine ausführliche Einleitung von Dr. Ranftl sowie eine kurze Geschichte des Kreuzritter-Ordens leisten dem Genuße des Werkes gute Dienste.

Die „Kreuzritter“ waren bisher nur in ziemlich teuren Ausgaben zu haben; hier wird nun eine gute illustrierte Ausgabe in prächtigem Original-Geschenkband zu überaus billigem Preise geboten, die dem Roman als Geschenkwerk die weitesten Kreise öffnen dürfte.

Ums liebe Brot

und andere Novellen.

Von

Heinrich Sienkiewicz.

Aus dem Polnischen übertragen von Theo Kroczek.

Mit dem Bilde des Verfassers.

8°, 288 S. In Leinwand-Geschenkeinband K 2:80 = Mk. 2:40. Volksausgabe (Grünleinen mit Rotschnitt) K 1:50 = Mk. 1:50.

Inhalt: Ums liebe Brot. — Janko, der Musikant. — Orfo. — Die Komödie der Irrungen. — Der Leuchttürmwächter. — Lillian Morris.

Die meisten Sienkiewicz'schen Novellen zählen zu den ersten Arbeiten aus der Jugendzeit des Dichters. Anfang der Siebzigerjahre bereiste er Amerika und hielt sich länger dort auf; diesem Aufenthalte verdanken fast alle vorliegenden Novellen ihr Dasein, wie sie sich denn auch (mit Ausnahme des „Janko“) in der Neuen Welt abspielen. Tiefe Tragik und übermütiger Scherz sind hier vertreten, aber jede dieser Novellen ist ein Kabinetstück in ihrer Art, spannend bei aller Einfachheit, voll seelischer Tiefe. Den Titel hat die erste Novelle gegeben, eine ergreifende Auswanderergeschichte, die auf der Überfahrt und in der Neuen Welt spielt. Für die Entwicklung des Dichters und seiner Werke sind diese Novellen von Bedeutung und großem Interesse.

Auf einsamer Höh'!

Tiroler Novellen

von

Artur Achleitner.

Mit Illustrationen von Professor Matthias Schmid und Adolf Schumann.

Inhalt: Der Lawinenpfarrer (72 S.). — Der wilde Galthirt (55 S.).

4. Auflage. 1905. In elegantem Originalband (Leinwand mit Farbendruck nur K 1.50 = Mk. 1.20. Volksausgabe (Grünleinen mit Rotschnitt) K —.90 = —.90.

Der Radmeister von Vordernberg.

Ein Gewerkschaftsbild der ehernen Mark.

Von

Artur Achleitner.

Mit 8 Bildern von A. Schumann und einem Panorama der Erzbergbahn.

Dritte Auflage. (8. bis 12. Tausend.) In elegantem Geschenkeinband K 1.50 = Mk. 1.20.

Hochlandsnovellen.

Von

Georg Freiherrn von Dyherrn.

RRR Inhalt: Auf der Schwaige. — Stafi. — Der Alpsee. WWW

Mit 26 Illustrationen von Adolf Schumann.

17³/₄ Bogen. In elegantem Originalband (Leinen mit Mehrfarbendruck) K 3.— = Mk. 2.50. — Volksausgabe (Grünleinen mit Rotschnitt) K 1.50 = Mk. 1.50.

Die Königin von Palmyra.

Historischer Roman

von

A. J. Cüppers.

1905. 8°, 394 S. In elegantem Geschenkbund K 3.60 = Mk. 3.—.

Es ist ein farbenreiches und bewegtes Bild, das der Verfasser in diesem Roman vor uns aufrollt. Es versetzt uns in die weltgebietenden Zeiten des römischen Kaisertums, in jene Epoche, wo der Orient unter Führung des mächtigen palmyranischen Staates sich gegen die Herrschaft der Römer auflehnte. Im Mittelpunkte steht die sagenberühmte, stolze und ehrgeizige Königin Zenobia, deren Gestalt der Verfasser mit sichtlicher Vorliebe und großer Kunst herausgearbeitet und uns menschlich nahe gebracht hat. Wir lernen sie kennen als Weib eines ungeliebten Mannes, der einem Mordmorde zum Opfer fällt; als selbständige Herrscherin, die in ungebändigtem Ehrgeize ihre Macht über den ganzen Orient ausdehnt; als besiegte und entthronte Fürstin. Wir sehen in diesem stolzen Herzen die Liebe erwachen und sie grausam der Erfüllung ihrer heißen Sehnsucht beraubt; sehen sie als zärtliche Mutter in rührender Sorgfalt um ihre Kinder. Eine große Zahl von Nebenpersonen und Episoden ist in die Haupthandlung verwoben, aber sie lassen den Leser niemals den Faden verlieren. Tief ergreifend ist namentlich auch der Schluß. Die stolze Königin, die dem aufstrebenden Christentum in ihrem Reiche Schutz gewährte, vermochte nicht, ihren Nacken unter das Joch seiner Lehre zu beugen. Wie sie dennoch endlich, äußerlich gedemütigt und innerlich zerrissen, auf dem Totenbette die Taufe aus der Hand ihres priesterlichen Sohnes empfängt, für den sie einst um Kronen geworben, das ist der tragische Ausgang dieses bewegten Lebens, der geradezu erschütternd wirkt.

Cüppers zählt zu den gewandtesten katholischen Erzählern der Gegenwart. Auch dieser neue Roman wurde von der Kritik (z. B. „Saacher Stimmen“) aufs anerkennendste besprochen.

Fabiola

oder

Die Kirche der Katakomben.

Von

Nik. Kard. Wiseman.

8°, 584 S. Mit Illustrationen. In elegantem Originalband K 4.— = Mk. 3.60. Volksausgabe (Grünleinen mit Rotschnitt) K 2.— = Mk. 2.—.

Kardinal Wisemans unsterbliche „Fabiola“ hat sich schon längst in alle Schichten der Bevölkerung eingebürgert.

Gibt es doch kein Buch, das uns das Nebeneinanderbestehen und den Gegensatz zweier Weltanschauungen, der römisch-heidnischen, im Untergehen begriffenen, und der christlichen, gleich einer Sonne aufgehenden, mit solcher Anschaulichkeit, mit solcher hinreißenden Lebendigkeit schildert, wie Wisemans Roman „Fabiola“. Wir finden hier das glänzende Leben der römischen Kaiserzeit dargestellt, in dem neben äußerer Prachtentfaltung unerhörte Grausamkeit, Treulosigkeit und Laster in jeder Form herrschten. Von diesem düsteren Hintergrund hebt sich das junge Christentum mit seiner erhabenen und herzbezwingenden Lehre ab. Wir sehen, wie zunächst im geheimen das Christentum bis in die höchsten Kreise hinauf bereits seine Anhänger hat; der Verfasser schildert uns das Leben der ersten Christen, ihre geheimen Zusammenkünfte in den Katakomben, ihre Liebeswerke, die alle, Vornehme und Sklaven, nur als Brüder und Schwester vereinigten; endlich die begeisterte Hingabe vieler für ihren Glauben, wenn der Augenblick das offene Bekenntnis für Christus erforderte. Wir sehen, wie die reiche, philosophisch gebildete junge Römerin Fabiola sich überall von dem Geisteswehen des Christentums unsichtbar umgeben fühlt und wie sie gleich vielen anderen von der Macht derselben endlich bezwungen wird.

Die Erzählung „Fabiola“ sollte in keinem christlichen Hause mehr fehlen; für die Sonntage und Winterabende gibt es für jung und alt, Gebildete und Einfache, kaum ein geeigneteres, interessanteres Buch, zu dem jeder, der es einmal gelesen, gern das zweite und dritte Mal zurückkehrt.

Die vorliegende ist die billigste illustrierte Ausgabe der „Fabiola“, die es gibt. Es ist außerdem auch die vollständigste, indem sie mit erklärenden Anmerkungen und Erläuterungen versehen ist und auch ein kurzes Lebensbild des Verfassers bringt.

Der Löwe von Flandern.

Historischer Roman

von

Heinrich Conscience.

80, VIII und 504 S. Mit Titelsbild. Preis in Original-Geschenkband mit Deckenzeichnung K 3.60 = Mk. 3.20. Volksausgabe (Grünleinen mit Goldschnitt) K 2.— = Mk. 2.—.

Das Erzählertalent Consciences ist von allen, die ihn gelesen, und von jeder Literaturgeschichte so anerkannt und geschätzt worden, daß es überflüssige Mühe wäre, lange Worte des Lobes über den „Löwen von Flandern“ hier beizufügen. Die Erzählung spielt in einer der interessantesten Geschichtsperioden Flanderns, in der, nach rücksichts- und treulofer Unterdrückung des Landes durch Philipp von Frankreich, Pieter Deconinck, der mutvolle Patriot, seinen flämischen Stammesgenossen mit dem Schwerte in der starken Faust die Freiheit wiedererrang. Eine neue Macht, nämlich das durch die Zünfte vertretene Bürgertum, war es, das zu Anfang des 14. Jahrhunderts unter Führung des Wollenwebers Deconinck für seine Freiheit dem König von Frankreich entgegentrat und an der Seite der Ritterschaft das Vaterland befreite, wahre Wunder der Tapferkeit verrichtend. Es ist ein buntbewegtes und farbenreiches Bild aus der glänzendsten Zeit des Mittelalters und des Rittertums, das der Verfasser hier zeichnet; seine Erzählung ist keine Phantasie, sondern beruht durchweg auf Tatsachen, die er mit wahrer Vaterlandsliebe schildert. Das Kriegsdrama schloß mit der Schlacht bei Cortrik (1302), der sogenannten Sporenschlacht, weil in ihr die Flamländer den erschlagenen französischen Rittern ungezählte goldene Sporen abnahmen und sie in der Frauenkirche zu Cortrik darbrachten.

Seines Inhaltes wegen eignet sich das Buch auch als Geschenk für die reifere Jugend.

Verlagsbuchhandlung „Styria“, Graz.

Wilhelm Tell.

Ein Schauspiel.

Von

Friedrich von Schiller.

Für den Schulgebrauch herausgegeben von Dr. Anton Sattler,
Gymnasialprofessor.

Mit einer Karte und 5 Vollbildern sowie Einleitung und Anmerkungen.
XXIV u. 150 S. In Ganzleinen K 1.— = Mk. —85.

„Wilhelm Tell“ bildet das erste Bändchen der „Styria-Ausgaben deutscher Klassiker“; als nächstes Bändchen wird erscheinen Schillers „Maria Stuart“. Mit Titelbild sowie Einleitung und Anmerkungen von Dr. A. Sattler.

Vorliegende Tell-Ausgabe dürfte in Bezug auf Sorgfalt des Textes und der Erklärungen zu den besten gehören, die es gibt. Eine vorausgehende Einleitung erläutert Geschichte und Inhalt des Dramas, Würdigung der Dichtung in Bezug auf die ihr zu Grunde liegende geschichtliche Wahrheit, eine Würdigung der Personen, der Sprache und der Ausführung des Schauspieles. 27 Seiten Anmerkungen im Anhang bieten jedwede Erklärung von Orts- und Personennamen, näheren Umständen, weniger geläufigen Ausdrücken — kurzum ein sehr reichhaltiger erklärender Anhang.

Gedichte (Auswahl).

Von

Annette von Droste-Hülshoff.

Mit Einleitung und mit Anmerkungen sowie mit Bild der Dichterin.
1.—11. Tausend. 7¹/₄ Bogen. In elegantem Geschenkeinband K 1.20 =
Mk. 1.—.

Die schönsten Gedichte der bedeutendsten katholischen und allgemein als vollendete Meisterin anerkannten Dichterin sind hier ausgewählt.

Erzählungen aus Steiermarks Vergangenheit.

Erasmus Tattenbach.

Historischer Roman von Franz J. Proschko.

Mit Einleitung und 6 Vollbildern. Zweite Auflage. VIII u. 213 S.
In Ganzleinen K 1.50 — Mk. 1.20.

Der vorliegende Roman „Erasmus Tattenbach“ ist auf steiermärkischen und ungarischen Geschichtsquellen begründet. Er enthält im historisch-romantischen Rahmen das Bild eines wandelmütigen, selbstsüchtigen und ehrgeizigen Mannes. Aber auch manche schöne Sage und historische Mitteilungen aus älteren Zeiten sind in den Rahmen eingeflochten.

Agnes, der Engel vom Paltental.

Eine geschichtliche Erzählung aus der Zeit des Abfalles vieler Steirer von der katholischen Kirche zum Luthertum. Nach alten Urkunden bearbeitet von Hans Wiesing.

Vierte Auflage. Mit 7 Vollbildern. 300 S. In Ganzleinen K 1.50 —
Mk. 1.20.

Dieser preisgekrönten Erzählung liegen teilweise wirkliche Geschehnisse zu Grunde und sind dieselben Urkunden aus damaliger Zeit entnommen. Der Verfasser hat die urkundlichen Tatsachen in anziehender Sprachweise zu einer Erzählung verwendet und werden die Leser sowohl Unterhaltung als auch manche Belehrung und Aufschluß über Dinge finden, die ihnen bisher unbekannt geblieben sind.

Das Hochgericht im Birkachwald.

Eine Erzählung nach wahren Begebenheiten von
Fridolin vom Freithal.

Vierte Auflage. 11.—17. Tausend. 141 S. In Ganzleinen K 1.20 —
Mk. 1.—.

Eine deutsche Klassiker-Bibliothek
(mittel- und hochdeutsche Dichtungen).

Deutsche Dichtung

für die christliche Familie und Schule.

Von
Christian Stecher.

15 Bände. 8°. Falls zusammen bestellt nur K 9.— = Mf. 7.50.



Inhalt:

Des Pfaffen Konrad Rolandslied oder Karls des Großen Zug nach Spanien.
K 1.— = Mf. —80.

Cäcilie oder Sturz des Dinsdienstes in Dänemark. Romantisches Helden-Epos von Ernst Schulze. (Doppelband.) K 2.— = Mf. 1.60.

Iwain oder Der Ritter mit dem Löwen. Romantisches Epos von Hartmann von Aue. K 1.— = Mf. —80.

Der Held des Nordens. Von Friedrich de la Motte-Fouqué. K 1.25 = Mf. 1.—.

Wallenstein. Dramatisches Gedicht von Friedrich v. Schiller. K 1.25 = Mf. 1.—.

Schillers Maria Stuart und Jungfrau von Orleans. K 1.25 = Mf. 1.—.

Der Erlöser oder Neue Evangelien-Harmonie. K 1.25 = Mf. 1.—.

Kaiser Oktavianus. Schauspiel von Ludwig Tieck. K 1.25 = Mf. 1.—.

Leben und Tod der heiligen Genoveva. Trauerspiel von L. Tieck. K 1.— = Mf. —80.

Schillers Braut von Messina oder Die feindlichen Brüder und Wilhelm Tell.
K 1.25 = Mf. 1.—.

Greg und Enite. Romantisches Epos von Hartmann von Aue. K 1.— = Mf. —80.

Wilhelm von Dranse, romantisches Epos, und **Lothar und Maller** oder **Das Lied von den zwei treuen Gefellen,** romantisches Heldengedicht. K 1.25 = Mf. 1.—.

Barlaam und Josaphat, Legenden-Epos von Rudolf von Ems, und **Legenden der Heiligen: Christoph, Georg, Ida von Loggenburg, Notburga, Fridolin.** Von Chr. Stecher. K 1.— = Mf. —80.

Marienleben, Legenden-Epos, und **Marienlegenden.** Von Chr. Stecher. K 1.— = Mf. —80.

Die Ausstattung der Sammlung ist vornehm: Chamois-Papier, Initialen und Kopf-
leisten, Schwabacher-Schrift, Einband Ganzleinwand, Decken- und Rückenverzierung und
Rotschnitt.

Jedes Bändchen ist auch einzeln käuflich.

Verlagsbuchhandlung „Styria“, Graz.

Eine willkommene und sinnige Festgabe
für die Jugend und das Volk

ist die

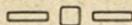
Geschichte Österreichs für das Volk.

Dritte, bis in die neueste Zeit fortgeführte Auflage.

Von

Dr. Peter Macherl.

Mit zahlreichen Illustrationen. Leg.-8°. Hoheleganter Band mit reicher
Goldverzierung K 12.— = Mk. 10.—.



Das Werk bietet den behandelten Stoff in einer äußerst klaren
Einteilung und Gruppierung. Die Darstellung und Schilderung der
geschichtlichen Ereignisse ist ebenso instruktiv wie fesselnd und durchweht
von edlem, wahren Patriotismus. Diese Vorzüge sowie die reiche Illu-
stration, das schöne Papier, der klare Druck machen das Werk zu einem
unschätzbaren Familienbuche, das für jung und alt ein reicher Vorn
der Belehrung, Erholung und Unterhaltung sein wird.

Das Werk kann auch in 17 Lieferungen à K —50 = Mk. —45
bezogen werden.

Einbanddecke apart K 2.— = Mk. 1.80.

Dr. Joh. Bapt. Weiss
Weltgeschichte.

Vierte, fünfte und sechste
verbesserte Auflage.

Vollständig in 22 Bänden. — Jeder Band ist einzeln käuflich.
Preis des Bandes gebunden in elegantem und dauerhaftem
Halbfranz mit Rotschnitt K 10.40 = Mk. 8.70 (Band 7 und 8
je K 12.80 = Mk. 10.70).

Inhalt: I. Geschichte des Orients. — II. Hellas und Rom. — III. Das Christen-
tum. Die Völkerwanderung. — IV. Der Islam. Karl der Große. Gregor VII. —
V. Die Zeit der Kreuzzüge. — VI. Rudolf I. Columbus. — VII. Die neue Welt.
Maximilian I. Luther. — VIII. Religionsstreit. Kunst und Literatur 1530—1618. —
IX. Der Dreißigjährige Krieg. Kunst und Wissenschaft. — X. Die englische Revolu-
tion. Ludwig XIV. — XI. Geschichte von 1701 bis 1744. Literatur. — XII. Maria
Theresia. Friedrich II. Polen. — XIII. Aufklärung und Absolutismus. — XIV. Nord-
amerika. Französische Revolution. — XV. Ludwig XVI. und die Revolution. —
XVI. Der Konvent. Die Republik. Der Krieg. — XVII. Die Schreckensherrschaft.
Der Krieg 1793—1794. — XVIII. Höhe und Sturz der Schreckensherrschaft. —
XIX. Das Direktorium. Der Krieg 1795—1799. — XX. Allgemeine Geschichte
1800—1806. — XXI. Allgemeine Geschichte 1806—1809. — XXII. Allgemeine Ge-
schichte 1809—1815.

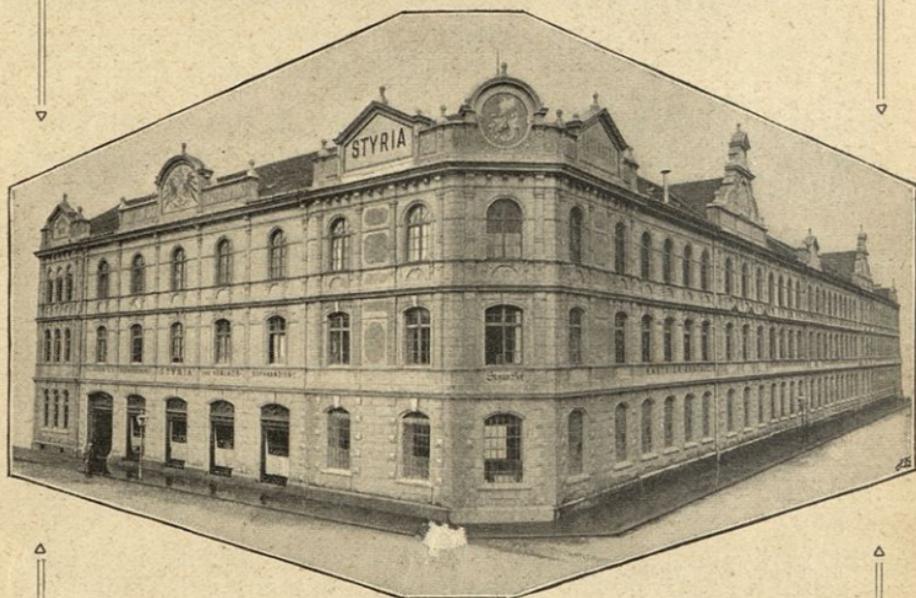
Mit vorliegenden Bänden ist Weiss' Weltgeschichte, neu be-
arbeitet von Prof. Dr. Vockenhuber, nunmehr vollständig in
Neuaufgabe (1898—1905) durchgeführt. — Die Fortführung über
1815 hinaus bis zur Gegenwart wird von Archiv-Direktor und
k. k. Univ.-Prof. Dr. M. Mayr (Innsbruck) besorgt werden.

Ein ganz außerordentlicher Erfolg ist es, daß ein Werk von solchem Umfange
binnen wenigen Jahren wiederholt in neuer Auflage erscheinen mußte. Weiss' Werk ist
nicht nur ein Lehrbuch der Geschichte im umfassendsten Stil, sondern wahrhaft eine hohe
Schule allgemeiner Bildung. Was dem Gebildeten von heutzutage wissenschaftlich erscheinen,
alles was den Geist erregen, das Herz erwärmen kann, findet hier seine Stelle und dies
mit so frischer Begeisterung, solch idealem Schwunge, daß der Leser unwiderstehlich davon
ergriffen wird. Es ist in der That geeignet, den Gesichtskreis weit aufzutun, reiches Wissen
zu vermitteln und die edlen Saiten des Menschenherzens in Schwingung zu versetzen.

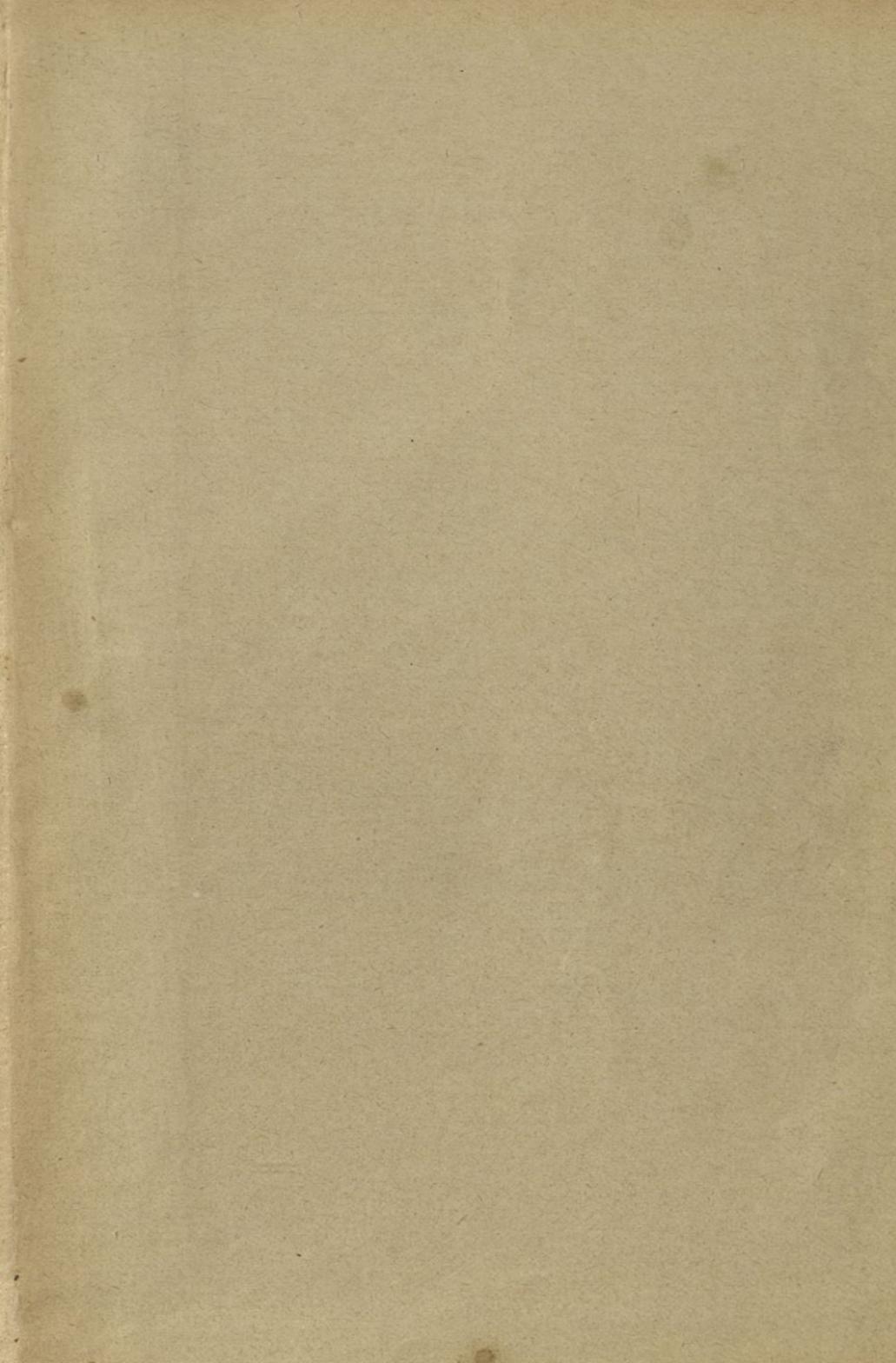
Ausführlicher Prospekt gratis und franko.

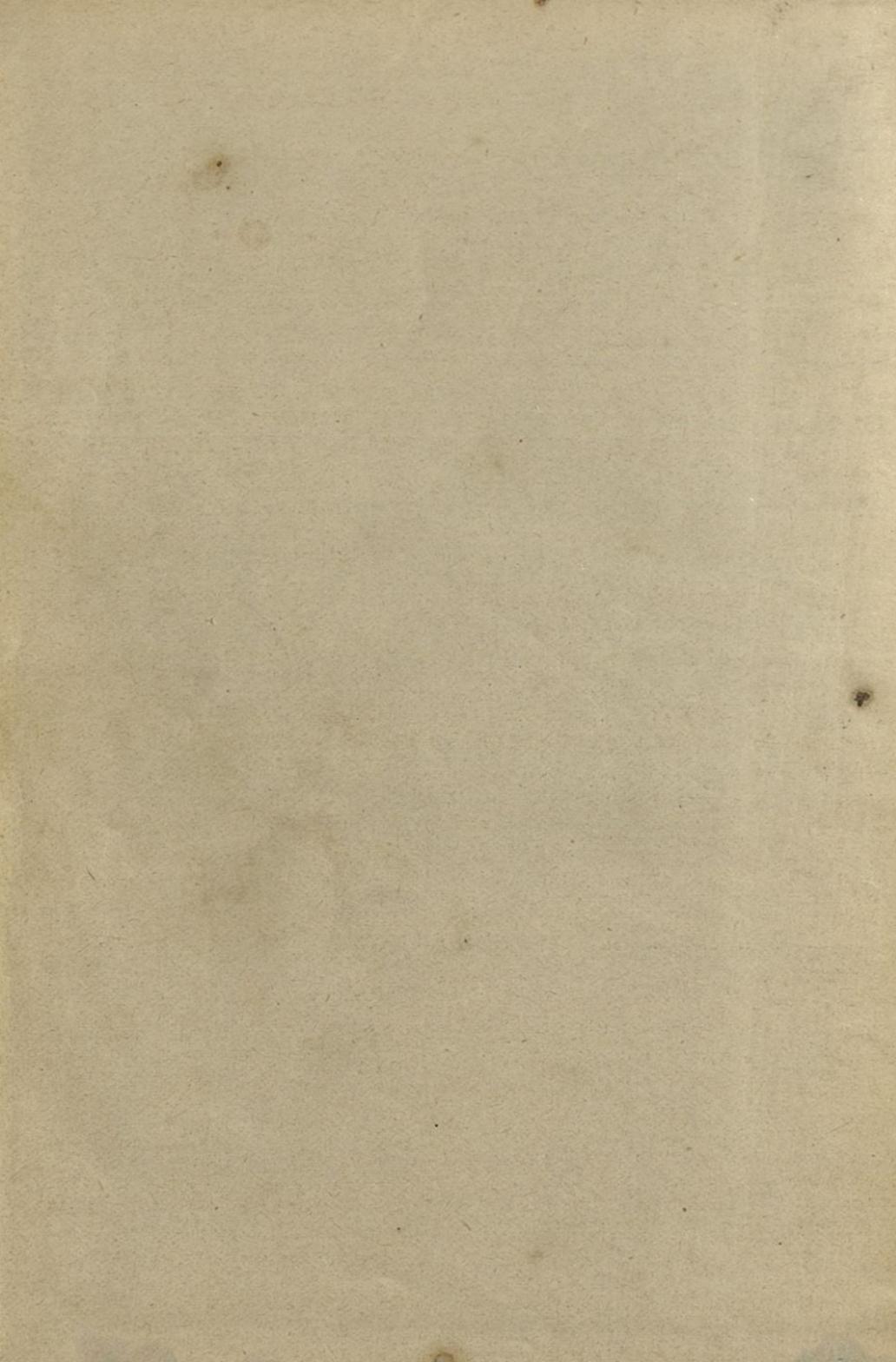
Weiss' Weltgeschichte, 22 Bände gebunden, ist auch gegen be-
queme Teilzahlungen ohne Preiszuschlag erhältlich.

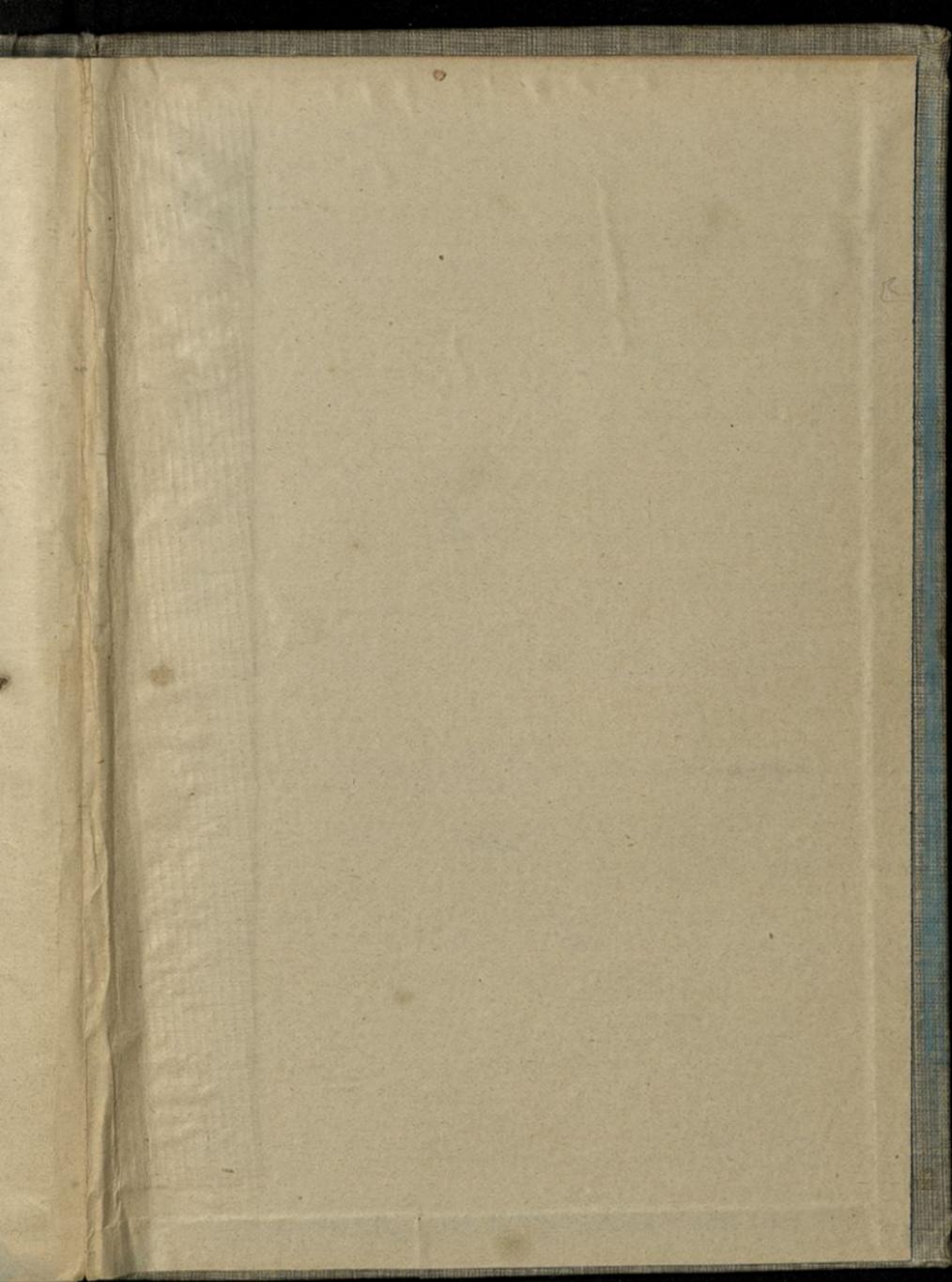
R. k. Universitäts-Buchdruckerei und
Verlagsbuchhandlung „Styria“ in Graz.



== „Steyrerhof.“ ==







NAKODNA IN UNIVERZITETNA KNJIAN,CA

GS

0 708 522



202010929

COBISS 0

